

SCHICKSALE

Materialien
zur Geschichte Russlanddeutschen
aus Publikationen
des Literaturvereins Edita Gelsen e.V.

Gelsenkirchen
2012

Mit freundlicher Unterstützung
des Integrationsrates



Bereits seit 2000 verlegt der Literaturverein Edita Gelsen e.V. Autorentexte in Form von Autorenbüchern, Sammelbände sowie als Zeitschriftpublikationen. Nicht selten basieren sich die Autorenübertragungen auf Erinnerungen über tatsächliche Geschehnisse der historischen Vergangenheit. Dazu gehören in erster Linie die Memoires von Russlanddeutschen über die schweren Zeiten der Verfolgung und Vertreibung unter der Regime Stalins.

In diesem Sammelwerk präsentieren wir einige dieser Geschichten und sehen das als unseren bescheidenen Beitrag in Völker- und Kulturverständigung. An dieser Stelle wünscht das EDITA-Team den Autoren des Buches sowie dessen Lesern alles Gute!

Im Auftrag von Edita Gelsen e.V.
A.Barsukov, Vorsitzende

Umschlagsfoto aus einer Veröffentlichung von E.Schulmeister:
„Deutsche Frauen bei der Waldarbeit im Verbannungsgebiet
(Udmurtische ASSR, 1952)“

Unredigierte Veröffentlichung

Texte

Copyright © 2012 bei Autoren

Idee und Gestaltung

Copyright © 2012 Alexander Barsukov

Umschlagshintergrund von V.Lozenko

ISBN 978-3-942855-63-1

Alle Rechte in dieser Ausgabe vorbehalten

Gesamtherstellung Edita Gelsen e.V.

Email: logobo@gmx.de

Printed in Germany

Frieda Bayer



Frieda Bayer lebt in Stadttalendorf, in Deutschland ist sie seit 1991.

Sie wurde am 01.06.42 in Sibirien, Gebiet Tjumen, im Verbannungsort ihrer Eltern (geb. Stroh) geboren, studierte Slawistik und Germanistik an der pädagogischen Hochschule, philologische Fakultät in Tobolsk und wurde Lehrerin für russische Sprache, russische Literatur und deutsche Sprache in der Oberschule.

Ihre Gedichte und Publizistik erschienen in lokalen Zeitungen. In Deutschland hat sie Veröffentlichungen in den Literaturblättern (2001) der Deutschen aus Russland „Schwerer Anfang“, „Unterwegs“, „Kindheit“. Im Almanach 2002 Erzählungen, in den Literaturblättern (2002) Erinnerungen „Die Schule“ und Gedichte „Mein Stern“. 2003 erschien ihr Buch „Ausgewähltes. Gedichte und Prosa“ in Russisch.

Frieda Bayer ist Mitglied an Literaturkreis der Deutschen Autoren aus Russland e.V.



2004 wurde bei **Edita Gelsen** e.V. ihr Gedichts- und Memoirenband namens „Der Schrei der Seele“ mit der ISBN 3-936800-36-7 veröffentlicht. Aus diesem Buch führen wir hier einige Abschnitte auf.

DER WEG ZUR FREIHEIT

Die Durchsuchung

Es war Februar 1938. Die Familie Schmidt war schon mit dem Abendessen fertig. Die Mutter räumte den Tisch ab, sah auf die Uhr, denn sie wollte ins Kino gehen. Der Kinoklub war nur ein paar Minuten entfernt und sie fragte ihren Mann, ob er mitgehen wolle. Er war aber müde, musste morgen wegen seiner Arbeit früh aufstehen, deshalb sagte er: „Geh alleine, Maria. Ich ruhe mich lieber aus. Heute hatte ich einen anstrengenden Tag“.

Als seine Frau gegangen war, unterhielt sich Albert Schmidt noch mit seinen Kindern und sie gingen zeitig schlafen.

Sie schliefen noch nicht, als es plötzlich an der Tür klopfte. Ins Zimmer traten uniformierte Männer mit geschulterten Gewehren.

„Genosse Schmidt“, sagte der Ältere, „wir müssen ihre Wohnung durchsuchen“.

Sie durchwühlten die Wohnung, den Dachboden, den Stall, den Keller und sahen sich im Hof um.

Albert wusste, dass man nichts Verbotenes finden würde, und beruhigte die Kinder.

Als die Männer fertig waren, forderten sie ihn auf: “Ziehen Sie sich an und kommen sie mit uns. Nehmen Sie Kleidung zum wechseln mit...”

Während er ein paar Sachen packte, schickte er eines der Kinder in den Klub, um Maria so schnell wie möglich nach Hause zu holen.

Auf dem Heimweg hörte sich die Mutter die wirre Erzählung ihres Sohnes an, was zu Hause los war. Aufgeregt, betrat sie das Haus, fiel ihrem Mann um den Hals und begann zu weinen.

Er versuchte sie zu beruhigen: „Weine nicht, Maria, ich bin unschuldig, mir wird schon nichts passieren.“

Maria wollte die Uniformierten etwas fragen, wurde aber grob unterbrochen: „Wir stellen hier die Fragen! - Kommen Sie, Genosse Schmidt“.

Eilig wickelte sie etwas zum Essen in ein Tuch, legte es in ein Säckchen und reichte es ihrem Mann. Er legte das Päckchen zu den anderen Sachen, umarmte seine Frau, dann seine Kinder und sagte: „Ich komme bald wieder zurück, denn ich bin unschuldig. Ich habe nichts Schlimmes getan. Weint nicht und wartet auf mich.“

Die Fremden machten so, als hätten sie es eilig. Ihre strengen Gesichter zeigten, dass sie keine Fragen beantworten werden. Albert Schmidt wurde hinausgeführt, in ein schwarzes Auto gesetzt, mit dem man immer Verhaftete transportierte.

Wie oft musste sich weiterhin Maria an diesen Kinobesuch erinnern. Sie machte sich ständig Vorwürfe, wozu sie diesen Besuch unternommen hat.

„Ach, wäre ich nur zu Hause geblieben“, machte sich Maria Vorwürfe, als der Wagen davon fuhr. Dabei wusste sie, dass sie nicht in der Lage gewesen wäre, ihrem Mann zu helfen.

Trotzdem hatte sie ein unangenehmes Gefühl, ein schlechtes Gewissen, weil sie gerade an diesem Abend nicht da war.

Spurlos verschwunden

Am nächsten Morgen kochte Maria, versorgte ihre Kinder, nahm einen Teil des Essens und ging auf die Suche nach ihrem Mann. Überall, wo sie auch fragte, bekam sie von den Behörden die gleiche Antwort: „Hier ist er nicht. Wir wissen nicht, wo er ist.“ Sie war verzweifelt und wusste nicht, an wen sie sich noch wenden sollte.

Von anderen Frauen hörte sie, dass einige ihre Männer an der ein paar Kilometer entfernten Bahnstation noch einmal sahen. Niemand wusste, wohin ihre Angehörigen gebracht wurden.

Einem Inhaftierten war es gelungen, seiner Frau eine Streichhölzer-schachtel aus dem Wagenfenster heimlich zuzuwerfen. Erst als der Zug weg war, hob sie sie unbemerkt auf. Sie ging zur Seite, schaute sich um, um sicher zu sein, dass niemand sie beobachtet. Erst dann öffnete sie die Schachtel und fand dort einen kleinen Zettel, auf dem eilig gekritzelt war, dass die Männer jetzt alle Gefangene seien. Sie wüssten selbst nicht, wohin man sie bringen würde und wie lange sie dort bleiben müssten. Wenn es aber eine Möglichkeit gäbe, versuche man, die Frauen zu benachrichtigen. Die anderen Frauen näherten

sich ihr und begleiteten sie schweigend. Als sie weit genug vom Bahnhof weg und sicher waren, dass sie niemand belauschen konnte, erzählte die Frau, was auf dem Zettel stand. Alle weinten verstohlen und gingen schnell nach Hause.

Maria ging auch oft zur Bahnstation, aber ihren Mann hat sie nicht mehr gesehen. Wenig später wurden auch ihr ältester Sohn und der Schwiegersohn verhaftet und weggebracht.

Auf der Suche

Maria gab nicht auf und suchte weiter nach ihrem Ehemann. Überall wurde sie abgewiesen, und immer wieder sagte man ihr, man wisse nicht, wo er sei.

Sie schrieb auch einige Briefe, bekam aber keine Antwort. Dann schickte sie ein Schreiben an die Staatsanwaltschaft der UdSSR in Moskau. Von dort bekam sie im Dezember 1940 eine Postkarte. Man teilte ihr mit, dass man ihren Brief an die örtliche Staatsanwaltschaft weitergeleitet habe. Dort hatte man ihr schon früher mehrmals gesagt, dass man nichts über den Verbleib ihres Mannes wisse. Maria war verzweifelt und wusste nicht, an wen sie sich noch hätte wenden können.

Jahrelang hoffte sie, ihren Mann wiederzufinden.

Die „Volksfeinde“

Albert Schmidt blieb verschollen. Maria musste sich Arbeit suchen, doch in ihrem Wohnort bekam sie keine. Deshalb fragte sie in der Verwaltung der Kolchose, die sich in ihrer Nachbarschaft befand, nach. Sie wusste, dass es dort viel Arbeit gab und dass man Leute brauchte, bekam aber eine Absage. Auch ihre Tochter, deren Mann verhaftet worden war, wurde nicht eingestellt. Es hat sich herumgesprochen, dass „Volksfeinde“ verhaftet wurden, und dass diese Familienmitglieder in der Kolchose nichts zu suchen hätten.

Maria wollte nicht glauben, dass auch ihre Familie jetzt zu den „Volksfeinden“ gehörte...

Verbannungsort: Sibirien

1941 wurde die Familie Schmidt - wie viele andere Russlanddeutsche - nach Sibirien verbannt. Ihr Sohn und die Töchter mussten in die Trudarmee. Maria blieb mit ihrem jüngsten Sohn alleine, und sie bekam Arbeit in der Kolchase. Abends sprachen sie oft über ihre Angehörigen, die nicht mehr bei ihnen waren. Maria gab die Hoffnung nicht auf, ihren verschollenen Mann und ihre Kinder eines Tages wieder zu sehen. [...] Im Jahre 1956 wurden die Rußlanddeutschen von der Kommandantur befreit. Sie durften aber nicht an die Wolga oder einen anderen Ort, wo sie früher lebten, zurückkehren. Auch ihre Häuser durften sie nicht zurückverlangen. Es wurde ihnen zwar erlaubt Sibirien zu verlassen, aber sie mussten in einen fremden Ort ziehen.

Also, wenn man von Sibirien weg wollte, war das erlaubt, aber man musste in diesem Fall wieder an einen fremden Ort umziehen.

Die Familie Schmidt zog nach Kasachstan.

Der lange Weg zur Wahrheit

Die Suche nach dem Vater gaben sie nie auf.

Im Herbst 1968 starb Maria, ohne über das Schicksal ihres Mannes etwas erfahren zu haben.

In den 80-er Jahren reisten Russlanddeutsche nach Deutschland aus. Auch Marias Sohn hatte das vor.

Im Antragsformular standen Fragen über die Eltern, über ihr Schicksal. Die Suche nach dem verschollenen Vater begann von neuem. Marias Sohn war mittlerweile verheiratet.

Er und seine Frau hatten eine neue Adresse ausfindig gemacht, wo sie hofften, über das Schicksal des Vaters etwas zu erfahren.

Auf ihr Schreiben bekamen sie im Februar 1990 eine Nachricht, dass sein Vater, der beschuldigt wurde, gegen die Sowjetmacht gewirkt zu haben, rehabilitiert sei und dass er oder im Fall seines Todes seine Familie, einen doppelten Monatslohn an seinem einstigen Arbeitsplatz bekommen könne. Weiter wurde ihnen mitgeteilt, dass über das weitere Schicksal seines Vaters keine Angaben vorliegen würden. Mit dieser Frage sollten sie sich an die Behörde wenden, die ihn damals verhaftet habe und dort mitteilen, dass das Verfahren eingestellt worden sei, weil er kein Verbrechen begangen habe. Es lag

auch eine Bescheinigung über die Rehabilitierung des Vaters bei, in ihr stand: „Albert Schmidt, verhaftet im Februar 1938. Im Oktober 1969 stellte man fest, dass er unschuldig war, und Schmidt wurde rehabilitiert. Der Staatsanwaltschaft liegen keine Angaben über das weitere Schicksal vor. Mit dieser Frage können Sie sich an - es wurde eine Behörde angegeben, aber ohne Anschrift - wenden.

Die bittere Wahrheit

Familie Schmidt machte die Anschrift dieser Behörde ausfindig und schrieb wieder einen Brief, und diesmal mit Erfolg. Im April 1990 bekamen sie ein Schreiben über das Schicksal ihres Vaters, in dem unter anderem stand: „... ihm wurde ohne Grund vorgeworfen, er wäre Mitglied einer deutschen profaschistischen Organisation gewesen, er hätte Spionage betrieben, Diversionsaktionen vorbereitet und durchgeführt und gegen die Sowjetmacht gekämpft. Das NKWD und die Staatsanwaltschaft der UdSSR verurteilte ihn im März 1938 zum Tode durch Erschießen.

Das Urteil wurde im April 1938 in der Stadt - der Ort wurde namentlich genannt - vollstreckt.

Leider wurde damals nicht angegeben, wo er beigesetzt wurde, und im Archiv gibt es darüber keine Angaben.

Eine Sterbeurkunde bekommen Sie im Standesamt...“

Anschließend drückten sie ihr herzliches Beileid anlässlich des tragischen Todes des Vaters aus.

Die Familie stellte bestürzt fest, dass der Vater nach der Verhaftung noch nicht mal zwei Monate überlebt hatte.

Sie erinnerten sich, wie oft sie mit der Mutter abends über den Vater gesprochen und auf ihn gewartet hatten. Ob der Sturm tobte, die Bäume in der Taiga rauschten, ob es regnete und das Wasser die kleinen Fensterscheiben herunter lief, ob später im Winter der Schnee ihre niedrige Lehmhütte völlig bedeckte, sie saßen still im Dunkeln, um das Klopfen des Vaters an der Tür oder am Fenster nicht zu überhören.

Die Erkenntnis, dass man ihn zu dieser Zeit schon lange erschossen hatte, war bitter.

=====

Erinnerungen an die Eltern

Erst als ich mich von meinen Eltern für immer verabschiedet hatte, wurde mir bewusst, dass wir zu wenig miteinander gesprochen hatten, dass mir aus ihrem Leben nur Bruchstücke erinnerlich waren.

Als Kinder konnten wir vieles nicht verstehen, zum Beispiel, warum alle Deutschen nach Sibirien mussten. Es gab unzählige Dinge, über die unsere Eltern schwiegen, aus Angst, wir könnten außerhalb der eigenen vier Wänden darüber reden.

Später waren wir nicht immer da um zuzuhören, verbrachten viele Jahre im Schulinternat oder arbeiteten in einem anderen Ort.

Für die Erwachsenen stand die Arbeit immer an erster Stelle, denn ohne sie konnte man nicht überleben. Die Jahre waren geprägt von ewigen Sorgen. Die Eltern mussten an allem sparen, und das lernten wir von ihnen. Es ist bewundernswert, wie sie in den schweren Jahren ihr kleines Einkommen eingeteilt hatten.

Sie haben uns Kinder großgezogen und wiederholten immer wieder: „Lernt fleißig, erlernt einen Beruf, damit ihr es im Leben leichter habt als wir.“ Die Erinnerungen daran, wie schwer die Eltern es im Leben hatten, wie viel, und fast umsonst, sie für den Staat gearbeitet haben, machen mich traurig.

Ich bin fest entschlossen, alles zu beschreiben, was mir im Gedächtnis geblieben ist - wichtige Augenblicke unseres Lebens, aber auch das Leben von Bekannten und Verwandten aufzuzeichnen.

Die Wahlen

Ich erinnere mich, wie man früher in der alten Heimat die Wahlen veranstaltet hatte. Es war beinahe wie an einem Feiertag. Jeder wollte möglichst früh zur Wahl, und man konnte schon morgens ab sechs seine Stimme abgeben. Die Erwachsenen und die Kinder freuten sich auf diesen Tag.

Wenn unsere Eltern zurückkamen, brachten sie fast immer eine Köstlichkeit mit. Manchmal war es etwas Wurst, manchmal sogar Konfekt.

Das Wahllokal war gewöhnlich in der Schule. In einem Klassenraum wurde sogar getanzt. Wenn ich an diese Zeit zurückdenke, kann ich nicht verstehen, worüber sich die Menschen so gefreut hatten. Vielleicht waren sie glücklich, weil sie an diesem Sonntag nicht arbeiten mussten und für ihre Kinder etwas Besonderes mitbringen konnten.

Auf dem Flughafen

Auf der Anzeigetafel erschien endlich die Nachricht, dass das Flugzeug aus Alma-Ata gelandet sei. Alle waren sehr aufgeregt, denn mit dieser Maschine sollten Verwandte und Bekannte aus Kasachstan kommen, die hier eine neue Heimat finden wollten.

Manche drückten ihre Nase an die Glasscheiben, denn jeder wollte die ankommenden Fluggäste als erster sehen. Andere warteten ungeduldig vor der Absperrung, um möglichst schnell ihre lieben Verwandten umarmen zu können. Viele hatten sich seit einigen Jahren nicht mehr gesehen.

Endlich erschienen die ersten Passagiere. Da diese nicht viel Gepäck hatten, waren es wahrscheinlich Geschäftsleute. Nach längerem Warten kamen auch die anderen Fluggäste - Kasachen und andere ausländische Mitbürger - zum Ausgang.

Auf dem Fließband häuften sich Koffer und große Reisetaschen, die von Arbeitern heruntergenommen und beiseite gestellt wurden. Die Ankömmlinge, die ihre alte Heimat für immer verlassen hatten, nahmen ihr Gepäck und gingen in Gruppen an uns vorbei.

Eine junge Frau, mit einem Jungen an der Hand ging entschlossen und sicheren Schrittes zum Ausgang. Ich sah ihr nach und überlege, wie es ihr und ihrem Sohn wohl hier ergehen würde. Einige Passagiere sahen ängstlich aus, die andere blickten hoffnungsvoll.

Alle trugen ungewöhnliche Kleidung - Kopftücher, Stiefel... Auch ihre Habe war auffallend. Nur wenige hatten normale Koffer und Taschen, manche Beutel waren selbst genäht. Im Wartesaal spielten sich unglaubliche Szenen ab: Umarmungen, Küsse und Tränen, die nicht aufzuhalten waren.

Endlich frei!

Nach der ersten Freude werden sich alle fragen, wie es weiter gehen wird. Sie haben das Land verlassen, wo sie geboren und groß gewor-

den sind, hart gearbeitet, Häuser oft mehrmals gebaut und verloren haben. Und sie ließen die Gräber ihrer Eltern und Großeltern zurück. Manche glauben, die Heimat ist die ganze Erdkugel, aber sie wissen auch, dass man noch eine eigene, kleinere Heimat braucht.

Die Vögel sind frei, bauen aber ihre Nester an einem bestimmten Ort. Wenn sie im Frühling zurückkehren, suchen sie wieder diese Plätze auf. Finden sie sie nicht, bauen sie sich in dieser Gegend neue. Auch die Deutschen aus der ehemaligen UdSSR bauen hier in Deutschland wieder...

Der Schrei der Seele

Gestern hatte ich einen Gast, eine langjährige Bekannte. Wir saßen gemütlich am Tisch und tranken Tee. Die Frau schaute aus dem Fenster, und ihre Augen, einst strahlend, waren trüb. Sie ist alt geworden, aber sie sah immer noch recht gut aus. Doch ich erinnere mich, was für eine Schönheit sie einst war.

Ich unterhielt mich mit ihr. Sie erzählte mir einiges aus ihrem Leben, und ich hörte aufmerksam zu.

Sie berichtete über ihre jungen Jahre, ihr Leben, ihre Liebe, über Leute, die sie in ihrem Leben getroffen hatte. Die Worte sprudelten hervor, sie redete sehr schnell, als ob sie Angst hätte, die Kräfte könnten sie vorzeitig verlassen. Dabei schaute sie manchmal zum Fenster hinaus, horchte, wie der Wind herumtobte und sprach mit ihm, als wäre er lebendig.

„Meine Erinnerungen - das sind Schreie, Schreie der Seele... wie die Kraniche im Herbst. Wenn ich nicht mehr da bin, und du Kraniche hörst, erinnere dich an mich...“

Ewald Schulmeister

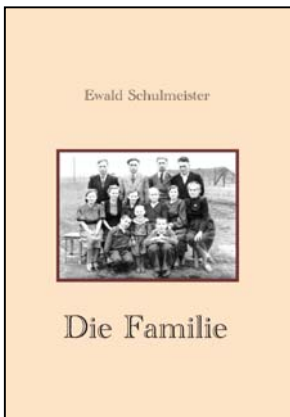


Ewald Schulmeister wurde am 15.12.1921 im Dorf Kamenka an der Wolga in einer kinderreichen katholischen Familie geboren. Schon mit 5-6 Jahren mussten Kinder in der Familie zulässige Arbeiten leisten.

Von 1929 lernte er und absolvierte erst die Mittelschule und dann 1940 das Fachtechnikum mit dem Beruf Agronom. Nach einer kurzfristigen Berufstätigkeit wurde er in Oktober 1940 in die Rote Armee mobilisiert - bis Oktober 1941.

Von 1941 bis 1947 dauerte dann die Verbannung in der Trudarmia (Arbeitsarmee, Zwangsarbeitsseinheiten).

1945, nach dem Krieg, heiratete E.Schulmeister in der Stadt der Verbannung eine Frau aus Dnepropetrowsk. Sie haben 3 Kinder erzogen. Von 1947 bis 1955 lebten wir unter Aufsicht der Sonderkommandantur der N.K.W.D. Dennoch studierte E.Schulmeister 1952-1956 und absolvierte erst das Fachtechnikum für Stahlbau und dann 1976-1978 die Universität für neueste Geschichte. In dieser Zeit und bis zur Rente (1989) arbeitete er in der Stahlbaubranche als Abteilungsleiter. Seit 1991 ist E.Schulmeister in Deutschland, 03.07.1992 kam die Einbürgerung. Alle drei seine Kinder leben auch hier und sind eingebürgert, inzwischen gibt es bereits 6 Enkelkinder und 9 Urenkeln (Stand 2007. – Red.).



„Das Dasein als Deutscher in der Sowjetunion verlief in Schwierigkeiten und Verfolgung, verlangte immer mehr Kräfte zum Überleben. Alles musste ich mit meiner Familie aushalten...“, sagt E.Schulmeister.

2007 erschien bei **Edita Gelsen** e.V. das Buch „Die Familie“ (ISBN 978-3-939995-37-1), aus dem wir hier einige Ausschnitte vorführen.

DIE FAMILIE

...Im Herbst 1929 überzog die Familie nach N. Bannowka zum Vater. In dieser Zeit bestand die Familie aus 10 Personen: Vater, Mutter und 8 Kinder - 5 Söhne und 3 Töchter: Söhne - Josef, Albert, Alexander, Ewald, Felix; Töchter - Helena, Elwira und Hedwiga. Außerdem sind in diesem schweren Zeitabschnitt - 5 Kinder verstorben. Die Kinder wurden von 5-6 Jahren zur leichte Arbeit im Garten, Haushalt angewöhnt: Stube aufräumen, Beete jäten, Kleine betreuen. Die große Familie hatte in Kamenka ein Winterhaus und Sommerhaus.



*Das Elternhaus im Dorf Kamenka.
Links das Winterhaus, rechts das Sommerhaus.*

Das Winterhaus bestand aus zwei Stuben, Küche, Flur und Terrasse, insgesamt 180 qm. Das Sommerhaus bestand aus einer Stube, Küche und Terrasse, insgesamt 85 qm. Außerdem waren - Schuppen, Scheune, Ställe, ein Brunnen und Keller vorhanden.

Die Familie arbeitete im Sommer sehr schwer, um eine solch große Familie zu versorgen, waren alle in der Familie zur Arbeit einbezogen. Jeder hatte sein Teil seiner Arbeit zur Erledigung bekommen. So z.B. die älteren Brüder waren mit der Feldarbeit beschäftigt, die Töchter und junge Brüder bei der Arbeit im Haushalt beschäftigt. Nur der Wille und die Freude gaben uns die Kraft, dass alles gut zu erledigen. Für den Fleiß wurde die ganze Familie belohnt und für das waren wir alle in der Familie versorgt. Die Ernte hat bei uns für die Familie bis zur neuen Ernte gereicht, es blieb noch ein Rest übrig, wo anderes - von Kleidung und Nahrungsmittel gekauft wurde.

Mit diesem Rhythmus haben wir gelebt, uns gefreut und frei und wohl gefühlt. Und es kamen andere Zeiten, die Zeit der Kollektivierung im Jahre 1929. Von jetzt an, wurde im Kolchose gearbeitet und keiner wusste nicht, was für die Arbeitseinheiten ausgezahlt würde nach der Abrechnung für die einmalige Speisekost bei der Arbeit. So blieb die Familie fast immer dem Kolchose schuldig, welches später abgearbeitet werden musste. Die Familie blieb im ganzen Winter ohne Nahrungsmittel...

...So ging das Leben der Schulmeisterfamilie bis 1938 weiter. In diesem Jahr ist was schreckliches passiert, unser Vater wurde bei der Arbeit verhaftet, die NKWD hat ihn als deutscher Schädling benannt, obzwar er nichts in seiner Arbeit falsch gemacht hat...

...MIA SSSR

Leitung für Innere Angelegenheiten
des Vollzugskomitee, Saratower Gebietssovjets der Volksdeputierten.

Informationszentrum 13. Juni 1990 № 18956.

An den Bürger Schulmeister E. I.
454047, St. Tscheljabinsk, Str. ... Hausnr. ...

Auf Eure Anforderung melden wir, dass in dem Archiv der Leitung für Innere Angelegenheiten des Saratower Gebietsvollzugskomitees besitzen wir zur Aufbewahrung die Krankgeschichte Euer Vater Schulmeister Josef des Michel, geboren 1883 Jahre.

Schulmeister J. M. befand sich im Gefängnis № 1 der Stadt Saratow unter Untersuchungsverfahren (angeklagt laut Paragraph 58-7 des Strafgesetzbuches der RSFSR).

Am 10. April 1938 erschien Schulmeister J. M. in das Gefängnisnkrankenhaus zur Heilung mit der Diagnose Lungentuberkulose.

Am 15. April 1938 ist Schulmeister J. M. gestorben. Entgültige Diagnose - Lungentuberkulose.

Begründung: f. 109, op. 1. d. 147.

Andere Meldungen sind keine vorhanden.

Abteilungsleiter

P. K. Nabenjuk.

...Nach all diesem war das Schicksal der große Schulmeisterfamilie zerstört.

Nicht lange vor der Verhaftung unseres Vaters Josef, hat er ein Brief an seinen Sohn Albert geschrieben, welcher als Lehrer und Leiter der Lehrabteilung im Dorf Balzer, Kanton Balzer arbeitete. Der Sohn Albert war verheiratet mit Amalia Weber und hat schon ein Nachwuchs - Sohn Juri bekommen. Aus dem Brief kann man sehen, wie schwer seine Arbeit in den Jahren 1937-1938 waren. Denn in diesen Jahren war in der Wolgadeutsche Republik eine fruchtbare Ernte bei den Getreidekulturen, solche große Ernte bestimmte eine große Forderung in der Arbeit.

Die Betriebe, welche für die Einlagerung bestimmt waren, waren nicht genug um die Ernte vollständig einzulagern, so wurden einige Kulturen unterm freien Himmel ausgeschüttet auf Sammelplätze, um es vom Regen zu schützen.

Solche Auflagerung von Getreidekulturen waren dem Wetter unterworfen. Bei Hitze von der Sonne, wurde das Getreide so hart und verlor seine Qualität, bei Regen - wurde das Getreide sehr feucht, es kam die Krankheit. Die Mitarbeiter der Getreidelieferung waren Tag und Nacht mit der Ernte beschäftigt bei der Arbeit, um alles mögliche zu tun, um die Ernte zu retten. Nachts wurde das im freien Himmel gelagerte Getreide mit Zelttücher zugedeckt, am Morgen es aufgedeckt. Bei einem hellen Sonnenschein, wurde das Getreide umgeschaufelt, getrocknet. Diese Arbeit hatte kein Ende; sie war immer

da. Außerdem fehlte es an genügend Lagerplätze und Zelttücher. deswegen machte es den Mitarbeiter noch mehr Sorgen um die Ernte, zu retten. Die Vorgesetzten, so auch die Regierung, gaben keine Unterstützung den Getreidelieferungsbetrieben, sie verlangten nur Erfolge in der Branche. Dieses kann man verstehen, wenn man den Brief von meinem Vater durchliest, welcher an seinem Sohn Albert geschrieben wurde:

"Ich kann wenig, fast gar nicht zu Hause sein und bin immer Tag und Nacht eingenommen. Dieses Jahr ist für mich sehr schwer und meine Verhältnisse sind Spitz. Habe sehr schwer zu arbeiten, die Regierung verlangt in diesem Jahr, fein umzugehen mit der Frucht und Ruht eine große Verantwortung darauf. Besonders mit Mischung der Sortengetreide. welche bei uns so viel sich auf eine große Zahl angehäuft hat und haben so wenig Raum die Frucht alle zu fassen. Zwei große Barsche(Lastkahn) haben wir schon eingeladen mit 12000 Pud (16,38 kg) Roggen, was viel Arbeit machte bis eingeladen war. Morgen bekommen wir die dritte auf Weizen 60000 Pud und da geht's immer Tag und Nacht. Ich war schon in meiner Arbeit in sehr kritischer Lage, zum Beispiel: Hatte 1000 Tonnen Getreide über einen Monat, unter freiem Himmel sitzen im Regen, was mir die Nerven geschwächt hat, den es war Gefahr vorhanden, wo ich arbeiten musste um mich zu Retten. Gegenwärtig habe ich wieder sitzen - 500 Tonnen Weizen, dem Regen ganz frei gegeben. Alle Scheune sind überfüllt und habe täglich den runden Tag und Nacht Übernahme. Man weis manchmal gar nicht wohin man noch einschütten soll. Bei all diesem Elend bin ich noch gesund und auf den Beinen. Es ist halb zwei Uhr in der Nacht und ich sitze und übernehme Proben, mache Analysen. Heute ist der 5. September und habe mein Geburtstag, bin 54 Jahre alt und muss allein sitzen in Bettinger und kann nicht zu Hause sein. Es ist vielleicht mein letzter Tag wo ich mich am meisten freue, das ich noch gesund bin und muss eben zubringen in vollen Sorgen und Arbeit. Alles will ich mit Geduld tragen, wenn ich nur noch einige Jahre unter Euch sein kann, was mein einziger Wunsch ist"...

...Es geschah folgendes.

Eines Tages bekam der Getreidelieferungsbetrieb, wo mein Vater als technischer Leiter arbeitete, ein Telegramm, wo gemeldet wurde,

dass ein Lastkahn nach Wolsk mit Weizen geladen werden soll. Nach Ankunft des Kahn es hat mein Vater festgestellt, dass dieser mit Getreidemilbe befallen ist. Das wurde dem Getreidelieferungsbetrieb in Engels gemeldet, aber die Vorgesetzten drohten mit Sanktionen bei nicht Erfüllung. Nach einer Beratung wurde beschlossen den Kahn zu beladen, denn er wird in 24 Stunden in Wolsk ankommen und gleich ausgeladen, wo Weizen in Mehl verarbeitet wird. So kann keine Gefahr zur Verderbung bestehen.

Aber alles hat sich geändert, der Kahn wurde nicht in Wolsk ausgeladen, sondern nach Saratow, ca. 400 km weiter abtransportiert. Als der mit Weizen eingeladene Lastkahn in Saratow ankam, wurde aus dem Weizen - Spreuschalen.

Gleich wurde das den Vorgesetzten gemeldet, sie fanden den "Schuldigen" wer den Kahn begeladen hat, und das war unser Vater Josef Schulmeister. Gleich danach wurde er von der NKWD verhaftet und zuerst nach Wolsk, dann nach Saratow ins Gefängnis gesteckt. Hier wurde er als Schädling bezeichnet, er wurde gefoltert um ein Geständnis zu bekommen, was nach 5,5 Monaten mit Tuberkulose und Tod endete.

Als unsere Mutter nach Saratow ins Gefängnis kam, um ihm saubere Kleidung und Nahrungsmittel zu übergeben, wurde ihr gemeldet, das er gestorben ist. Die Gefängnisdiener übergaben ihr einiges von seiner Kleidung und machten das Fenster zu. Die Mutter verlangte eine Erklärung, was mit ihm geschah, aber sie gaben keine Antwort. Dann verlangte sie die Leiche ihres Mannes, um ihn menschlich zu beerdigen. Auch das wurde ihr gräulich abgesagt. Die Familie weiß bis heute nicht, wo unser Vater sein letzte Ruhe bekam...

...Die Frau und Mutter in unserer Familie Schulmeister Paulina (geborene Pauli) wurde im Jahre 1885 am 28 August in der Stadt Zeelmann, in einer großen, wohlhabenden katholischen Familie geboren. Sie bekam eine Grundschulausbildung. In der Familie wurde ihr die Kochkunst, Näherei und Hausarbeit gelehrt.

Im Jahre 1907 heiratete sie unseren Vater Josef Schulmeister aus Kamenka. Nach der Heirat überzog sie nach Kamenka, in das Dorf unseres Vaters. Hier führte sie die ganze Hausarbeit, die männliche Kraft war auf den Feldern beschäftigt. Außer der Hausarbeit, war noch das Hausvieh zu versorgen und im Garten die Arbeit zu ma-

chen. Diese Arbeit war für sie keine Last, sie machte sie rechtzeitig und gut. Sie war ein großer, guter Beistand der ganzen Familie.

Als sich die Familie vergrößerte, vermehrte sich auch die Hausarbeit. So wurden schon die älteren Kinder zu leichter Arbeit einbezogen, was für die Erziehung der Kinder nicht schadete. Das Leben in der Familie wurde immer besser, denn die Mutter gab den Kindern ihre Liebe, ihr Wissen, ihre Begabung den aufwachsenden Kindern. In ihrem Leben, hat sie 13 Kinder zur Welt gebracht, 8 von ihnen (3 Mädchen und 5 Knaben) hat sie großgezogen. Bei der Verlierung der 5 Kinder hat sie keine Schuld daran, denn in dieser Zeit tauchten viele Krankheiten auf, und die Versorgung mit Arzneimittel und Heilpersonal im Dorf, war es nicht gut.

In dieser schweren Zeit, bekamen alle Kinder eine Grundschul-, dann die Mittelschul- und Berufsausbildung. Es war sehr schwer so eine große Familie zu versorgen und ihnen einen eigenen Weg zum Leben geben. Mann muss angeben, dass sie - die Mutter in ihrem 53 Lebensjahr, schon eine Witwefrau war. Aber sie hat es geschafft, mit ihrem Fleiß, mit ihrem Mut und mit ihrem Glauben, die Familie zusammenzuhalten, sie großzuziehen und den Kindern alles nötige, gute Arbeitswege im Leben zu zeigen. Für alle diese große Bemühungen unserer Mutter, sind wir in unserem weiteren Leben sehr dankbar. Unsere Mutter beherrschte sehr gut den katholischen Glauben, sie beherrschte zwei Sprache, die Deutsche und die Russische gut. Ihrem Beispiel sind auch weiter, alle ihre Kinder im Leben gefolgt. Das kann man weiter bei ihnen im Leben sehen. Sie ist am 03.01.1961 gestorben...

...Im Jahre 1934 wurde unser Vater nach Bettinger, Unterwaldener Kanton, als technischer Leiter des Getreidelieferungsanstalt überführt. ...Als der Erlass des Obersten Sowjets der UdSSR zur Aussiedlung der Deutschen bekannt gemacht wurde, hat Josef Schulmeister auf seine Verantwortung einige Tausende Tonne von Getreide auf dem Kolchosgetreidelagerpunkt liegen. Alle Deutschen im Dorf Gattung waren in einem Schock geraten, und besonders Josef, denn er hatte die größte Verantwortung für das übernommene Kolchosgetreide. Keiner von der Kolchosverwaltung wollte das Getreide übernehmen. Aber die Zeit zur Vorbereitung auf den schweren Weg der Verbannung war bestimmt. Die Familien haben sich vorbereitet zur

Abfahrt, aber Josef musste auf die Übergabe warten und konnte nicht der Familie helfen zur Vorbereitung. Und, nur am letzten Tag wurde die Übergabe vollzogen, aber die Zeit der Vorbereitung war vorbei, die Familie von Josef musste ohne Vorbereitung der Abfahrt folgen. So war die Familie von Josef Schulmeister gezwungen den schweren Weg nach Sibirien zu folgen. Der weite Weg dauerte mehr als einen Monat, die Menschen wurden mit ihrer Familie in die Viehwaggons eingestopft, es war kein Platz zum schlafen, und auch nicht zum sitzen. Es war kein Blechofen im Waggons um zu heizen. Es wurde schon kalt, die Kinder und alte Kreise froren in den Waggons.

Nach diesem kam die Erkältung und Krankheit. Es fehlte an warme Kleidung und Nahrungsmittel. Die einmal am Tag versprochene heiße Speise wurde nicht immer den Eingesperrten gegeben, denn ihre Viehwaggons wurde nicht an der Eisenbahnstation angehalten, sondern an einer Abfahrt angehalten, wo keine Speisehalle, keine Eisenbahnstation vorhanden war. Sogar gekochtes Wasser wurde nicht immer in die Viehwaggons gebracht. Es gab in den Waggons keine Toilette, den Eingesperrten wurde die Toilette an einem Anhalt im freien Himmel angeboten.

...Während der Fahrt nach Sibirien wurden die Waggons von der NKWD bewacht, die Waggons mit den Deutschen waren immer von außen verriegelt, keiner konnte ohne Erlaubnis den Waggon verlassen. Von all diesem ungeheuerlichem Benehmen der NKWD bei der Aussiedlung der Deutschen, starben viele Kinder und Alten...

...Die Toten wurden an der Anhaltstation von der NKWD den Behörden der Station übergeben, ob sie beerdigt wurden weißt bis Heute keiner...

So schreibt Eugenie Filimonowa-Schulmeister folgendes darüber.

„Vor der Aussiedlung am 28.08.41 bestand die Familie aus 5 Personen, von ihnen 3 Kinder - 1-3-6 Jahre. Alexander, Nelija und Eugenie. Die Familie wohnte in Gattung, Unterwaldener Kanton Wolgadeutscherepublik. Der Vater Josef Schulmeister war verheiratet mit der Frolowa Natalja aus Saratow, seit 1934.

Der Vater Josef arbeitete als Lehrer, die Frau Natalja als Meister für Verarbeitung von Obst und Gemüse. Außerdem verdiente noch der

Vater Josef im Sommer (bei Schulferien) in der MTS als Abnahmebeamter in der Erntezeit. Die Familie aus 5 Personen hatte alles zum normalen Leben. Und auf einmal wurde alles zerstört mit der Verbannung aller Deutschen aus ihrer Heimat, in die Ungewissheit, was man nicht vergessen kann, wieviel Tränen vergossen wurde, welche Erniedrigung und Verhöhnung durchgemacht werden mussten. Der Weg der Verbannung lag aus dem Heimatort, Saratow, nach Süden zu Uralsk, Akjubinsk, Kzyl-Orda, Taschkent, Dzambul, Alma-Ata, Semipalatinsk, Barnaul, Nowosibirsk, Kemerowo, Anzero-Sudzensk. Das war eine Eisenbahnstrecke von mehr als 25 Tausend km, mit unendlichem Anhalt an den Reservegleis, dieser weite Weg dauerte mehr als ein Monat. Die Familie mit drei kleine Kinder bekamen keine Betreuung, keine rechtzeitige Nahrung und sie wurden krank.

Und ungefähr bei einer Eisenbahnstation vor dem Ankunftsort an der Eisenbahnstation Anzero-Sudzensk, wurde der sehr erkrankte kleine Alexander von der NKWD in das Anzero-Sudzensker Krankenhaus eingeliefert. Der Mutter Natalja wurde nicht erlaubt bei dem kleinen Sohn zu bleiben, obzwar das Kind noch keine zwei Jahre auf der Welt war.

Die Familie mit Vater und zwei Kindern wurde in Sudzenka-Station ausgeladen und auf einen offenen Güterwagen (Rampe) aufgeladen und 20 km in den Antonower Kolchos, Anzero-Sudzensker Bezirk, Gebiet Kemerowo, gebracht. Der Weg auf dem offenen Güterwagen war für die Familie sehr schwer, es schneite und regnete, die Familie wurde ganz nass, der Frost machte seine Sache, die Familie mit Kinder haben sich erkältet und wurden krank, besonders die kleine Nelija. Gleich wurden sie alle der Kommandantur übergeben. Die Mutter wurde zur Familie gebracht, und in dieser Zeit wurde der Familie gemeldet, dass der Sohn Alexander gestorben ist. Als der Vater Josef die Erlaubnis des Kommandantes bekam, fuhr er nach Anzero-Sudzensk den Sohn zu beerdigen. Er musste drei mal in die Leichenhalle hineingehen um seinen Sohn zu finden und jedes mal fiel Vater Josef in Ohnmacht. Nach der Rückkehr von der Beerdigung des Sohnes, wurde im gemeldet das die Tochter Nelija sehr krank ist.

Gleich meldete der Vater sich beim Kommandant, um seine Tochter Nelija ins Krankenhaus zu bringen. Als er die Erlaubnis bekam, hat

er die Tochter auf das Pferdegespann geladen, um sie ins Anzero-Sudzensker Krankenhaus zu bringen. Aber alles war schon zu spät, das Kind starb auf dem Weg, Vater kehrte mit der Leiche zurück...

...Obzwar das älteste Kind Eugenie auch krank war, musste Vater und Mutter gleich bei der Kolchose arbeiten. Um das Kind zu heilen wurde den Eltern keine Zeit gegeben. Kurz danach im Januar 1942 wurde der Vater Josef aus der Familie genommen und in die Trudarmee einberufen, von jetzt an blieb die Familie aus zwei Personen in der weitfremden Welt allein gelassen, keiner hat der Familie geholfen“.

Sie standen ohne Wohnung, ohne Kleidung, ohne Nahrung, obzwar sie das alles im Heimatort zurückgelassen haben. Bei der Aussiedlung mussten sie alles zurücklassen, ihnen wurde nur eine Quittung auf die Hand gelegt, und alles versprochen auf dem neuen Wohnort. Aber sie haben nichts bekommen aus der Kolchose. Nur nach dem Krieg, im Jahre 1945, bekamen sie nur eine Kuh.

Als der Vater Josef aus der Familie genommen war, musste sich die Mutter Natalja ein Unterschlupf suchen, und es war der Kuhstall mit der Vorratskammer 10 Quadratmeter, ohne Licht, ohne Heizung, ohne Wasser. Die Mutter musste als Kuhhirte arbeiten, das Kind war und musste allein im Kuhstall den ganzen Tag bleiben. Bei all diesen Umständen wurde das zurückgelassene Kind sehr krank, die Mutter hatte sich selbst erlaubt das Kind ins Krankenhaus zu bringen, das Personal hatte das Kind in das Krankenhaus angenommen, aber der Mutter wurde zuerst abgesagt. Die Mutter stellte dem Personal die Bedingung so - "Wenn ich bei meiner Tochter nicht sein kann, lasse ich sie nicht bei euch alleine". Nur nach dieser Bedingung wurde der Mutter erlaubt, bei der Heilung anwesend zu sein.

In dieser Zeit meldete die Mutter dem Vater in der Trudarmee, dass die Tochter Eugenie krank im Krankenhaus liegt. Der Vater machte sich sehr große Sorge. Er ging zum Kommandant um Erlaubnis zu bekommen, die Familie zu besuchen, aber der Kommandant gab keine Erlaubnis.

Dann entschied sich der Vater Josef selber zur Familie zu fahren. Auf dem Heimweg wurde der Vater nach Anweisung des Kommandantes von der NKWD verhaftet und zu 10 Jahren Gefängnis verur-

Ewald Schulmeister

teilt. Nach der Verurteilung wurde er nach Magadan [...] gebracht, wo er Zwangsarbeit leisten musste. Im September 1947 ist er an Hunger, Qual und unmenschlichem Umgang gestorben...



*Die Mutter der Schulmeisterfamilie - Paulina mit Kinder, Enkelkinder,
Schwiegersöhne und Schwiegertöchter, von links nach rechts:
Erste Reihe unten: Enkel Waldemar, Wjatscheslaw und Juri.
Zweite Reihe mitte: Schwiegertochter - Erna, Lidija, Antonina, Mutter –
Paulina, Tochter - Elwira und Hedwiga.
Dritte Reihe oben: Söhne - Alexander, Ewald, Schwiegersohn - Josef und
Samuel.*

Elvira Wiegel

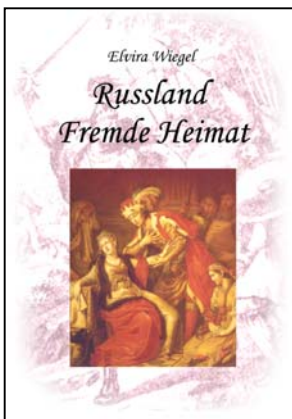


Elvira Wiegel, geboren 1936 im russischen Wolga-Gebiet, verfügt über zwei akademische Bildungen. Von 30 Berufsjahren arbeitete sie 30 als Generaldirektorin eines Staatsbetriebes.

In ihrem Buch beschreibt sie ein Teil der russischen Geschichte von 862 bis 1989. Die Umsiedlung der Deutschen nach Russland, ihre Stellung und ihr Aufstieg während der Regierungszeit eines jeden russischen Herrschers. Der Aufstieg der deutschen Nation in Russland und ihr Niedergang.

„Das deutsche Volk war einst die privilegierteste Gruppe, die in allen Handlungs- und Wirtschaftssphären des autokratischen Russlands teilnahmen. Während der Herrschaft der Bolschewisten starben insgesamt 75 %, belogen, vertrieben, fast vollständig vernichtet, aller

Menschenrechte beraubt. Somit verloren sie ihre Sprache, ihre Kultur, ihren Glanz, alles, worüber sie einst im autokratischen Russland verfügt hatten“.



Die Barone von Wiegel

Friedrich Georg von Wiegel lebte von 1684 bis 1766. Er war Vizeadmiral. Er wurde in Hessen, Deutschland geboren. In seinem Vaterhaus erhielt er eine juristische Ausbildung. Im Jahre 1706 kam er nach Russland und arbeitete dort auf einer Schiffswerft.

Peter I. bemühte sich mit aller Kraft eine eigene russische Flotte zu erbauen. Die Schiffe wurden auf einer Werft in Olonezk gebaut. An der Mündung der Newa wurde noch eine Werft gebaut, die Admirali-tät Werft. Dort begann der Schiffbau 1705. Das erste Schiff hatte 1706 seine Jungfernfahrt. Dort arbeitete Friedrich Georg Wiegel. Für seine Pünktlichkeit und Ehrlichkeit bei der Arbeit, für sein Verständnis der Dinge wurde er bemerkt und nach Moskau geschickt, wo er die Moskauer Mathematik-Navigationsschule besuchte. Nachdem er seine Ausbildung abgeschlossen hatte, machte er auf Befehl des Zaren Peters I. ein Praktikum im Ausland bei der englischen Flotte. Nach der Rückkehr nach Russland prüfte der Zar ihn persönlich. Er bestand das Examen mit Leichtigkeit und erhielt den Titel des Flottenleutnants.

Zu dieser Zeit hatte Russland seine Position am Ufer des Baltischen Meeres gefestigt. Russland glaubte an seine Stärke und baute dort ihre Flotte. Mehrmals bot der Zar Russlands dem schwedischen König Karl XII. den Frieden an, doch der große schwedische Heerführer wollte davon nichts hören. Die ausländischen Botschafter warnten Karl XII. dass ein Feldzug gegen Russland sehr gefährlich sein würde, doch der schwedische König wollte nicht an die Gefahr glauben und war davon überzeugt, dass es ihm gelingen würde, Russland am Baltischen Meer zu schlagen und bis zum Fluss Amur zu erobern. Er wollte Russland als einen selbstständigen Staat vernichten. Karl XII. beabsichtigte den ganzen südlichen Teil Russlands unter den Türken, Krimtataren und anderen Verbündeten Schwedens aufzuteilen.

Peter I., der Große, beobachtete aufmerksam das Treiben der Schweden. Er erlernte ihre unvorhersehbaren Manöver. Das russische Militärkommando konnte die allgemeine Bewegungsrichtung der königlichen Truppen erraten. F.G. Wiegel nahm am 13. Juni 1710 bei der Einnahme von Wyborg, Derpt und Keksholm teil. Um ganz über die Schweden zu siegen, musste jedoch die königliche Flotte zerstört

werden. Am 27. Juli 1714 kämpfte F.G. Wiegel in der Schlacht bei Ganguta. Der Sieg wurde von einer russischen Schwadron unter der Führung Apraksins errungen. Bei Ganguta wurde der schwedische Konteradmiral Ehrenschäld gefangen genommen. Diese Schlacht hinterließ tiefe Eindrücke und war der Sieg über die schwedische Flotte.

Für seine Auszeichnung in der Schlacht wurde F.G. Wiegel zum Kapitän dritten Ranges erhoben und erhielt die Möglichkeit in der Meeresakademie zu studieren, wo er gute Kenntnisse von der Seefahrt erhielt. Nach seinem Abschluss wurde er zum Kapitän zweiten Ranges.

Im Jahre 1720 nahm er die russische Staatsbürgerschaft an und wurde zum vollwertigen Bürger Russlands. Er schwamm im Finischen Meerbusen und erfüllte alle möglichen Befehle und Aufgaben. Von 1722 bis 1723 nahm er am Persischen Feldzug teil.

Im Frühling 1722 reiste Peter I. zum Kaspischen Meer. Der Feldzug hatte begonnen. Die russischen Truppen bestanden aus 106.000 Mann. Bei Derbend mussten sie kämpfen, doch die Stadt ergab sich am 23. August. 1722 wurde die Stadt Rescht eingenommen. Im Jahre 1723 nahmen die russischen Truppen die Städte Baku und Gilan. Etwas später nahmen die Russen die Provinzen Schirwansk, Erivansk und ein Teil Georgiens ein. Die Georgier und Armenier traten freiwillig unter Russlands Schutz. In St. Petersburg wurde ein Friedensvertrag mit Persien am 12. September 1723 geschlossen. Nach der Rückkehr nach St. Petersburg beförderte man F.G. Wiegel zum Kapitän ersten Ranges. In den Jahren von 1735 bis 1739 durchquerte er das Schwarze Meer und nahm an militärischen Handlungen teil. Später kehrte er ans Baltische Meer zurück und wurde zum Konteradmiral befördert.

F.G. Wiegel konnte Russisch, Deutsch, Englisch und Französisch sprechen, lesen und schreiben. Im Jahre 1741 nach der Thronbesteigung der Zarin Elisabeth Petrowna, musste er diplomatische Missionen tätigen. Seinen Dienst leistete er in mehreren Ländern. Nach dem Sieben-Jährigen Krieg kehrte er nach Russland zurück. Im Jahre 1762 wurde er zum Vizeadmiral ernannt.

Seine politische Ehrlichkeit, Vorsicht und gleichzeitig auch Beharrlichkeit in seinem Handeln brachte ihm allgemeine Verehrung. 1764 wurde er auf Befehl Katharina II. zum Baron erhoben. Sein Titel wurde an seine Nachfolger weitervererbt. Er besaß eine Reihe hoher russischer Orden, die mit Diamanten besetzt waren. F.G. von Wiegel war ein tiefgläubiger Mensch und praktizierte den evangelisch-lutherischen Glauben. Viele Mittel und viel Kraft gab er für die Gründung dieser Gemeinde in St. Petersburg auf der Wasiljew Insel. Der Aussage seiner Zeitgenossen nach hatte Friedrich Georg von Wiegel gerade und schöne Gesichtszüge. Er war von hohem Wuchs und hatte einen großen und männlichen Körperbau. Er war sehr ruhig, konnte zuhören, hasste es beim Sprechen unterbrochen zu werden. Er hatte viel Taktgefühl und seine Umgebung brachte ihm Verehrung. Der Baron von Wiegel kannte sich gut mit Menschen aus. Er hatte eine starke Gestalt und beschwerte sich nie über Krankheiten. Er heilte sich mit eigenen Hausmitteln. Er konnte sich beherrschen. Mit ihm konnte man leicht sprechen. Er war ein tadelloser ehrlicher Mann und tief-ordentlich, ein Deutsche bis ins Knochenmark. Er liebte es zu lesen und in seinem Haus gab es eine gewaltige mehrsprachige Bibliothek, mit der sich seine Frau beschäftigte. Er liebte es zu sagen: „Meine Frau ist wie ein frischer Schluck Wissens.“ Seine Frau war die Deutsche Teresia Isabella von Berger. Sie lebte von 1692 bis 1764. Teresia war eine unglaublich schöne Frau. Sie besaß Güte und hatte ein weiches Herz. Sie hatten sechs Söhne und eine Tochter. Große Aufmerksamkeit wurde der Erziehung der Kinder geschenkt, besonders im Erlernen von Fremdsprachen. Er starb mit 82 Jahren.

Baron David Friedrich von Wiegel lebte von 1720 bis 1795, war Generalleutnant und der älteste Sohn des Barons Friedrich Georg von Wiegel und der Baronesse Teresia Isabella von Wiegel, geborene Berger. Er wurde in St. Petersburg geboren und erhielt eine ausgezeichnete Privatausbildung. Im Jahre 1735 wurde er für eine weitere Ausbildung ins Ausland geschickt. Er studierte in der Leipziger Universität, wo er eine gründliche deutsche Ausbildung und Erziehung erhielt.

Nach seiner Rückkehr nach Russland im Jahre 1748 wurde er zum Offizier im Militärartillerieregiment erhoben. Er beherrschte vier Sprachen Deutsch, Russisch, Englisch und Französisch ausgezeichnet. Im Jahre 1753 wurde er zum Oberst und Kommandeur des Artillerieregiments. Er nahm am Sieben-Jährigen Krieg teil 1756-1763 und an der blutigen Schlacht bei Zorndorf, kämpfte bei Kunerdorf, Groß-Jägerdorf, wo er an der linken Schulter verletzt wurde, aber dennoch weiterkämpfte. Im Jahre 1761 nahm er an der Einnahme der Festung Kohlberg teil, wo er sein Talent als Militäringenieur zeigte und dafür reich belohnt wurde. Er wurde schwer an Arm und Bein verletzt. So bat er um Erlaubnis und fuhr mit seiner Familie ins Ausland, um dort zu genesen.

Den Eintritt in den Sieben-Jährigen Krieg kann man als Fehler der russischen Regierung betrachten. In diesem Krieg mit Preußen verlor Russland mehrere 10.000 Soldaten und Offiziere. Unglaublich viele wurden verletzt. Doch bei der Thronbesteigung Peters III. gab Russland Preußen alle eroberten Gebiete zurück.

Im Jahre 1764 kehrte David Friedrich von Wiegel nach Russland zurück und führte seinen Dienst in der Armee fort. Im selben Jahr wurde er zum Generalleutnant ernannt. Er nahm am Russisch-Türkischen Krieg teil. Im September 1769 kämpfte er bei Chotin und bei

331 der Einnahme dieser Festung. Im Juli 1770 kämpfte er bei den Flüssen Larga und Kagul, wo er Tapferkeit und militärisches Geschick zeigte. Die Horden der Krimtataren wurden zerschlagen. Die 150.000 große Tataren Armee wurde zerschlagen. Er war bei der Einnahme der Festung Ismail und Kilia dabei. 1771 wurde Krim endgültig von der Türkei getrennt und wurde für das russische Reich ungefährlich. 1771 kämpfte er in Bucharrest, wo ein 10.000 starke türkischer und tatarischer Korps zerschlagen wurde. Er nahm an der Verhinderung der Überquerung des Flusses Prud von 63.000 Türken und Tataren teil. Im Jahre 1774 nahm er an der Einnahme der Festung Silistria teil. Er wurde ein zweites Mal an der linken Schulter verletzt, doch nun war es ernsthaft. D.F. von Wiegel bat um einen Ruhestand im Ausland und verbrachte zwei Jahre in verschiedenen Heilstätten.

Im Jahre 1776 kehrte er nach Russland zurück und führte seinen Dienst in der Armee fort. Er nahm am Russisch-Türkischen Krieg teil. Er kommandierte eine Division und kämpfte an den Flüssen Dunai und Kuban. Wieder wurde er verletzt und trat 1790 in den Ruhestand. Er verbrachte den Rest seines Lebens auf seinem Besitz in der Nähe von Saratow mit seiner Familie und seinen Enkeln. Für den langen und makellosen Dienst, wurde er von der Kaiserin Katharina II. mit einem Besitz im Saratow Gouvernement und 1680 Leib-eigene beschenkt. Er achtete ständig auf die Leistungen seiner Kinder. Er korrigierte, beeinflusste, überzeugte sie und war letzten Endes zufrieden mit deren Leistungen. Seine Schwiegersöhne behandelte er wie seine eigenen Kinder. Sie wandten sich immer gerne mit Fragen über die Erkenntnis der russischen Sprache und des Militärwesens an ihn. Auch in seinem Alter blieb er Vorbild und Stolz der Familie. Er war im Besitz einer Reihe hoher russischer Orden. Seine Frau war die deutsche Baroness Friederike Wilhelmine von Wiegel, geborene Wulfer. Sie hatten vier Söhne und zwei Töchter.

Nach Aussage der Zeitgenossen war David Friedrich von Wiegel ein Mensch des allgemeindeutschen Rittertypus, gut gebaut, geschickt, hoch im Wuchs, mutig, scharfsinnig, elegant, gesund, hatte einen großen Verstand und liebte die Jagd. Der Baron von Wiegel war ein angesehen Mann mit einer stolzen Körperhaltung. Seine Gesichtszüge waren sehr schön. Auf den ersten Blick konnte man erkennen, dass er ein freundlicher und gutherziger Herr war. In seinem Dienste zeichnete er sich durch strenge Durchführung aus. Er konnte sehr gut Fechten. Er hatte einen sehr feinen Geschmack. Er war von Natur aus sehr redegewandt, sein schönes Gesicht kam zum Leben, seine blauen Augen funkelten, seine Stimme nahm eine wundervolle Intonation an und der Zuhörer war bezaubert.

Sein größter Stolz waren seine wunderschöne Frau und seine Kinder. Seine Frau liebte Musik und Kunst. Ihre ganze freie Zeit widmete sie der Erziehung ihrer Kinder. Friederike Wilhelmine war eine kluge, gebildete Frau. In vielem half sie ihren Kindern und bewahrte das Familienglück. David Friedrich von Wiegel starb mit 75 Jahren.

Baron Alexander David von Wiegel lebte von 1749 bis 1821 war Generalleutnant und entstammte einem deutschen Adelsgeschlecht. Er war der älteste Sohn des Generalleutnants David Friedrich von

Wiegel und der Baronesse Friederike Wilhelmine von Wiegel geborene Wulfer. Sein Geburtsort war St. Petersburg. Er erhielt eine ausgezeichnete Privatausbildung. Im Jahre 1764 wurde er ins Ausland zur weiteren Ausbildung geschickt. Er studierte in einer Universität. 1772 erhielt er eine Ausbildung als Ingenieur. Er machte Bekanntschaft mit der Kultur mehrerer Länder. Im selben Jahr kehrte er nach Russland zurück und trat in das Artillerie und Ingenieur Kadetten Korps. Sein Abschluss war ausgezeichnet. Im Jahre 1776 erhielt er den Titel des Oberleutnants und wurde zum Kommandeur eines Bataillons. Die russischen Truppen zogen erneut nach Krim. Die Türken wollten sich Russland nicht unterwerfen und drohten ihm ständig. Von 1779 bis 1784 war A.D. von Wiegel Oberst des Artillerieregiments. Im Jahre 1782 kamen erneut Truppen nach Krim und verließen ihn nie. Im September 1783 unterschrieb die Zarin Katharina II. ein Manifest über die Zufügung Krim zu Russland. Im Jahre 1782 nahm A.D. von Wiegel an der Unterdrückung der Aufstände in Krim teil.

Er nahm am Russisch-Türkischen Krieg von 1787 bis 1791 teil. Im Dezember 1788 zeichnete er sich beim Sturm auf Otschakow aus und wurde dafür belohnt. Im Jahre 1791 nahm er an der Vernichtung der türkischen Armee bei Magino teil. Die türkische Streitmacht war am Ende und im selben Jahr unterschrieb Russland einen Friedensvertrag mit der Türkei in Jassy. Die Krim, die neurussischen Steppen und die nördlichen Ufer des Schwarzen Meeres wurden auf ewig Russlands Besitz. Im Jahre 1794 kommandierte Baron A.D. von Wiegel eine Brigade in der Armee von Repnin, die sich in Polen befand. Während der Schlacht wurde er verwundet und erlitt eine Quetschung. Für einige Zeit verließ er die Armee. Er lebte mit seiner Familie auf seinem Besitz in der Nähe von Saratow.

333Im Jahre 1802 wurde er erneut in die Armee gerufen und wurde zum Generalleutnant und Chef der Artillerie Division. 1805 kämpfte er bei Austerlitz. Diese Schlacht endete in einer völligen Niederlage. Wie durch ein Wunder konnte Zar Alexander I. der Gefangenschaft entkommen. Er verstand den Ernst der französischen Bedrohung. Vor dem Friedensschluss in Tilsit sprach Alexander I. mit Napoleon unter vier Augen. Er wandte seine ganzen Kenntnis und seinen Charme an und schaffte es ihn zu belügen. Alexander I. bemerkte bei

der Beobachtung Napoleons einen verwundbaren Zug, seine Ruhmsucht. Alexander I. konnte nur davon träumen, dass der selbstverliebte Tyrann sich auf russischem Boden den Hals brächen würde.

Im August 1809, während des Russisch-Türkischen Kriegs von 1806 bis 1812, nahm A.D. Wiegel an der Schlacht der Armee des hohen Wesirs bei der Festung Schurscha teil. Im September 1810 nahm er an der Schlacht gegen die Türken am Dorf Dereknaiia teil. Während des Krieges im Jahre 1812 kommandierte A.D. von Wiegel eine Division, nahm an der Schlacht bei Brest-Litowsk teil, am Fluss Beresina und bei Borodino. Während des Feldzuges der russischen Armee ins Ausland, nahm er bei der Einnahme der Stadt Thorn teil und wurde schwer verletzt. Er ging in den Ruhestand.

Im Dezember 1812 war die Armee der Franzosen längst nicht mehr die Stärkste. Nach der berühmten Schlacht bei Borodino vom 26. August 1812 konnte die Armee der Eroberer nicht länger siegen und trat den Rückzug durch das von ihnen leergefegte Land an, wobei sie ziemlich traurig aussahen. Feldmarschall Kutusow wollte nicht die Franzosen über die Grenzen Russlands verfolgen, doch Alexander I. hatte einen anderen Plan. Er wollte ganz Europa von diesem Tyrannen befreien und so führte er die russische Armee nach Paris.

Nach Aussage der Zeitgenossen war A.D. von Wiegel ein hochgebildeter Mensch. Er beherrscht Fremdsprachen ausgezeichnet und verfügte über einen schönen und sympathischen Charakter. Er liebte Gerechtigkeit. Er war hoch gewachsen und ertrug munter militärische Schwierigkeiten. Niemals erlaubte er sich, sich in die Angelegenheiten seiner Untergebenen einzumischen und dies verstanden sie zu schätzen.

Von frühen Jahren an hatte er einen aufgeklärten Verstand und zeigte hervorragende Fähigkeiten. er war geradlinig und entschlossen. Er gehörte zu den hervorragenden, schneidigen Generälen. Er liebte seine Soldaten und konnte mit ihnen umgehen. Er war herausragend, weil er seine Karriere ohne jede Protektion vorantrieb. Er war fleißig 334im Dienst und hatte vielseitige Kenntnisse. Er war Besitzer vieler hohen russischer Orden, die mit Juwelen verziert waren.

Seine Frau war Emilia Viktoria von Ruckschel. Sie stammte aus einer reichen Kaufmannsfamilie und lebte von 1755 bis 1825. Sie hatten vier Söhne und drei Töchter. Emilia war eine Frau von sanfter Schönheit, war 1,60 m groß und kleidete sich schlicht, aber klassisch, weil sie ihre Kleidung selbst nähte. Sie verfügte über einen originellen und feinen Geschmack und konnte nicht nur die Farben ihrer Kleidung schön kombinieren, sondern auch die in ihrem Haus. Emilia war eine große Handarbeiterin, in ihrem Haus sah alles anders als bei Bekannten oder Verwandten aus. Es war eine gläubige Familie. Ihr Glaube war evangelisch-lutherisch. In ihrem Haus erklang öfters Musik, die sie ihre Kinder lehrte. Alexander David von Wiegel starb in seinem 72. Lebensjahr.

Baron Paul Alexander von Wiegel lebte von 1780 bis 1853, war Generalleutnant. Er entstammte einem deutschen Adelsgeschlecht und war der älteste Sohn A.D. von Wiegel und Emilia Viktoria von Ruckschel. Er hatte eine ausgezeichnete Privatausbildung und beherrschte Fremdsprachen sehr gut. Im Jahre 1800 wurde er in den Dienst des Kavallerieregiments aufgenommen. Im März 1801 erhob man ihn zum Rittmeister. 1803 erhielt er den Titel des Oberstleutnant und Kommandeur eines Bataillons. Er kämpfte gegen die Franzosen. 1805 kommandierte er ein Bataillon in der Schlacht bei Austerlitz. Er nahm am Russisch-Türkischen Krieg von 1806 bis 1812 teil. Für seine Auszeichnung in der Schlacht wurde er zum Oberst und befehligte ein Regiment.

Während des Krieges 1812 kämpfte er bei den Städten Witebsk und Smolensk. Für seine Taten in der Schlacht bei Borodino beförderte man ihn zum Generalmajor und er befehligte die Kavalleriebrigade. Bei den russischen Feldzügen im Ausland in den Jahren 1813 bis 1814 kämpfte er im August 1813 bei Dresden und im Oktober desselben Jahres bei Leipzig. Im Jahre 1814 kämpfte er bei Briso und bei der Einnahme Paris. Napoleon scheiterte endgültig in der Schlacht bei Waterloo am 18. Juni 1815. Danach wurde er auf die Insel der Heiligen Elena verbannt. Mehrmals wurde P.A. von Wiegel mit Auszeichnungen belohnt.

Am 14. Dezember 1825, während des Dezemberaufstandes befand sich Paul Alexander von Wiegel zwischen den Reihen der Truppen

der Regierung. Am Morgen des 14. Dezembers versammelte Nikolaus I. die Regimentkommandeure und Gardegenerale und las ihnen ein Manifest über seine Thronbesteigung vor. Alle Anwesenden erkannten ihn als den rechtmäßigen Zaren an und gingen zu ihren Truppen, um sie zum Treuschwur zu überreden. Das Moskauer Regiment wollte ihm als erstes nicht den Treuschwur leisten. Nach langen Gesprächen und Überredungen befahl man der Artillerie eine Salve zu schießen. Eine Panik brach aus, die Leute rannten auseinander. Der Aufstand wurde niedergedrückt.

P.A. von Wiegel nahm am Russisch-Türkischen Krieg von 1828 bis 29 teil. Er schlug sich bei Bucharrest. Die Stadt wurde vor türkischer Plünderung bewahrt. Er zeichnete sich in der Schlacht bei der Überquerung der Donau, bei den Festungen Isaktscha und Küstendschai aus. Er nahm an der Belagerung und Einnahme der Festung Kars teil und an der Einnahme der Stadt Adrianopel.

Der erfolgreiche Ausgang des Krieges gegen Persien gab Nikolaus I. Hoffnung auf einen siegreichen Ausgang des nächsten Krieges mit der Türkei. Am Sommer des Jahres 1829 nahm die russische Armee Adrianopel ein, das sich 60 km weit von Konstantinopel befand. Doch um einen Abbruch der Beziehungen zu Österreich, England und Frankreich zu vermeiden, fasste der Zar den Entschluss seinen Vormarsch zu beenden. Am 2. September 1829 wurde in Adrianopel ein Friedensvertrag mit der Türkei unterschrieben. Russland erhielt die Ufer des Schwarzen Meeres am Kaukasus, das Donau Mündungsgebiet und die Gebiete Moldawien, Serbien und die Walachei wurden vergrößert.

Paul Alexander von Wiegel zeichnete sich in Schlachten aus, wurde 1830 zum Generalleutnant und befehligte eine Division. Im Jahre 1831 nahm er an Kampfeinsätzen in Polen teil, wo er eine schwere Verletzung und Quetschung davontrug. Er ging in den Ruhestand und zog sich auf seinen Besitz in der Nähe von Saratow zurück. Er war im Besitz einer Reihe hoher russischer Orden und persönlicher schriftlicher Danksagungen des Zaren.

Nach Aussage seiner Zeitgenossen, war Paul Alexander ein zugänglicher, leichtverständlicher Mensch mit dem man leicht umgehen konnte. Er war fröhlich und gesellig. Er war sehr charmant, immer ruhig, zu allen höflich und verdiente sich die allgemeine Zunei-

gung aller, von denn Generälen bis zu den Soldaten. Seit seiner Jugend unterschied er sich mit Schönheit und einem hohen Wuchs von anderen. Er war ein wunderbarer erstaunlicher Mensch. Er konnte mit allen in ihren Sprachen sprechen, mit Deutschen, Engländern, Franzosen, Türken, Polen, und vor allem mit seinen Soldaten, Russen. Schon sein schönes und freundliches Aussehen machte ihn sympathisch. Er war im wahrsten Sinne des Wortes ein Würdenträger, gebildet, an allem zeigte er sein Interesse und arbeitete mit ganzer Seele. Er hatte etwas Anziehendes und Gnädiges an sich. In ihm waren Verstand, ein gewaltiges Taktgefühl, ein eisernem Wille, ein reines Herz und äußere Schönheit harmonisch vereint.

Seine Frau war die Baronesse Innesse Amalia von Wiegel, geborene Schlothauer. Sie lebte von 1787 bis 1860. Nach Aussage ihrer Zeitgenossen lebte das Ehepaar anständig, doch sparsam und wahrhaftig deutsch. Innesse war sehr graziös, hatte eine schlanke Taille, schöne, ausdrucksvolle Gesichtszüge. Sie bewegte sich erhaben und ungezwungen, war liebenswert und sprach mit Leichtigkeit und Schönheit verschiedene Fremdsprachen wie Russisch, Englisch, Französisch und Deutsch. Einer ihrer Onkel diente als Diplomat in England und Frankreich, wo sie oft in ihrer Jugendzeit war. Innesse, wie ihre Freunde und Bekannten sie nannten, liebte Musik und spielte mehrere Instrumente, Klavier, Geige und Gitarre. Diese Familie hatte drei Söhne und zwei Töchter. Paul Alexander von Wiegel starb mit 73 Jahren.

Paul Alexander von Wiegel hatte zwei Töchter. Die älteste hieß Natalie Pauline von Wiegel. Sie lebte 1805 bis 1875. Ihr Mann, Fürst Alexej Alexander Pantschulidsew, lebte von 1789 bis 1867, war Geheimrat und entstammte einem georgischen Adelsgeschlecht. Sein Vater war Gouverneur von Saratow, ein echter Staatsrat, Fürst Alexander David Pantschulidsew.

Er erhielt eine Privatausbildung. Im Oktober 1807 begann er seinen Dienst als Kornett der Leibgarde des Husarenregiments. 1810 wurde er zum Oberleutnant befördert. Im Februar 1812 trat er ins Tschernigow Kavalleriejägerregiment. Er nahm am Krieg 1812 und den russischen Feldzügen ins Ausland teil. Ab August 1813 befand er sich unter dem preußischen Generalfeldmarschall, G.L. Graf Blücher. Im Januar 1814 kehrte er in die Leibgarde des Husarenregiments zurück.

Er war der Adjutant des Vorgesetzten des Hauptstabs, Generaladjutant P.M. Fürst Wolkonski. Im Jahre 1815 beförderte man ihn zum Stabskapitän und im Dezember desselben Jahres wurde er Flügeladjutant Seiner Majestät. Im August 1817 war er Rittmeister. Im Januar 1819 ging er als Oberst in den Ruhestand. Im Januar 1822 wurde er zum Adelsanführer von Saratow gewählt. Dieses Amt währte drei Jahre lang und er wurde drei Mal gewählt. Im Februar 1831 erfüllte er die Pflicht des Gouverneurs von Pensa. Im Januar 1832 führte er dieses Amt weiter und wurde zu einem echten Staatsrat.

28 Jahre verblieb er in diesem Amt und war in Pensa sehr beliebt. Er führte ein angenehmes, schickes Leben und hatte sein eigenes Orchester. Im Jahre 1856 feierte er mit großer Festlichkeit sein 25-jähriges Jubiläum als Gouverneur. Er erhielt einen amtlichen Bescheid und eine mit Diamanten besetzte Tabakdose mit dem Porträt des Zaren Alexander II. Im August 1859 setzte er sich auf seinem Besitz im Landkreis Pensa zur Ruhe und starb mit 78 Jahren.

Natali Pauline und ihr Mann Alexej Alexander Pantschulidsew hatten einen Sohn, Paul Pantschulidsew. Am 14. März 1826 wurde dieser geboren. Ihm wurde von höchster Stelle erlaubt seinem Namen den Namen von Wiegel hinzuzufügen und dessen Wappen zu verwenden. In Zukunft hieß er Paul Alexej von Wiegel-Pantschulidsew. Seine Frau war die Deutsche Maria Karolina Schneider, die am 9. Januar 1837 geboren worden war.

Baron Christian Paul von Wiegel lebte von 1810 bis 1884 und war Generalleutnant. Er entstammte einem altdeutschen Adelsgeschlecht. Seine Vorfahren wurden zu Beginn des 18. Jahrhunderts zu russischen Staatsbürgern. Er war der älteste von vier Söhnen des Generalleutnants, Baron Paul Alexander von Wiegel und Innesse Amalia von Wiegel, geborene Schlothauer. Er erhielt eine ausgezeichnete Privat- ausbildung. 1827 beendete er die Artillerie Lehranstalt in St. Petersburg und 1829 die Offiziersklassen in dieser Anstalt. Ab 1829 diente er in der Artillerie-Brigade und nahm am Russisch-Türkischen Krieg 1828 bis 1829 teil. Er erhielt den Titel des Oberleutnants und wurde in den Kaukasus geschickt. Er nahm bei der Schlacht gegen die aufständischen Bergbewohner am Fluss Kuban und an der Uferlinie des

Schwarzen Meeres teil. Im Jahre 1836 beförderte man ihn zum Major.

In den ersten Regierungsjahren Nikolaus I. musste man gegen separatistische Bewegungen in Aserbaidshan und Georgien vorgehen. 1832 wurde eine Verschwörung der Georgier aufgedeckt, die die Dynastie der Bogratidow auf den georgischen Thron wieder einsetzen wollten. Der Infanteriegeneral Grigori Wladimirowitsch von Rosen entstammte einem alten deutschen Adelsgeschlecht und war Kommandeur des Kaukasuskorps und Hauptleiter des bürgerlichen Teils von Georgien. Ihn und die Russen wollten die Verschwörer ermorden und Georgien für unabhängig erklären. Über ein Jahr wurde diese Verschwörung geheim gehalten. Doch dem Zaren wurde davon berichtet und er erfuhr, dass der Anstifter der Verschwörung der Zarewitsch Okropir war. Er lebte in Moskau und war mit der Gräfin Kutaisowa verheiratet. Ihm war vor anderthalb Jahren erlaubt worden nach Georgien zu fahren. Dies hatte er genutzt und eine Verschwörung geplant.

Christian Paul von Wiegel kämpfte gegen die Verschwörer. Im Jahre 1843 wurde er zum Oberst und man schickte ihn in den Kaukasuskorps. Von 1844 bis 1853 war er Kommandeur der Artillerie-Brigade. Für seine Tapferkeit und seine Umsicht im Kampf gegen die Bergbewohner erhielt er eine Auszeichnung. Im Dezember 1852 beförderte man ihn zum Generalmajor und er nahm am Krimkrieg von 1853 bis 1856 teil.

Der Auftakt für den Krieg war die Verschlimmerung einer Streitfrage. Als Vorwand für den Kriegsbeginn diente der religiöse Konflikt zwischen der Russisch-Orthodoxen und der Katholischen Kirche. Sie konnten sich nicht entscheiden, wem die Schlüssel zum Heiligtum in Bethlehem, wo Christus geboren worden war, und das Grab Christi in Jerusalem, gehören sollten.

Auf Bestehen Frankreichs hin erhielten die Katholiken das Recht darauf. Doch in den Jahren der französischen Revolution fiel das Recht auf die Heiligtümer der orthodoxen Kirche zu. Louis Napoleon rief sich zum Kaiser Frankreichs, Napoleon III. aus, und wollte sich für die Niederlage seiner Vorfahren im Jahre 1812 rächen. Wieder erhielt die Katholische Kirche die Heiligtümer. Doch 1852 wurde ein Manifest des Sultans verfasst, das der orthodoxen Kirche die Heilig-

tümer zurückbrachte. Aber da Frankreich Konstantinopel drohte, erhielten die Katholiken die Heiligtümer. Die Unvollständigkeit Louis, die Unbeständigkeit des Sultans, der Neid der Engländer und die zurückhaltende Position Österreichs waren die Ursache des Krimkrieges, bei dem abertausende Unschuldige ums Leben kamen.

Nikolaus I. war äußerst enttäuscht, dass der große Gelehrte und Chemiker Emanuel Nobel, der in St. Petersburg wohnte und arbeitete, nicht die Kontrolle über den sehr gefährlichen Sprengstoff, den er erfunden hatte, bekommen konnte. Er erfand es zwar, doch der Transport davon war unmöglich. Was er auch versuchte, nichts gelang. Die Folge der kleinsten Bewegung war eine Explosion, die alles in ihrer Nähe zerfetzte. Nobel hielt den nervlichen Druck nicht mehr aus, verließ Petersburg und kehrte in seine Heimat Stockholm, Schweden, zurück. Doch sein Sohn Alfred Nobel blieb in Petersburg und arbeitete an dem

339weiter, was seinem Vater nicht gelungen war. Er erfand und zeigte die Methode des Transportes und deren Bedingungen schon 1862. Der Name dieses Sprengstoffes lautet noch heute: griechisch „Dynamius“, oder Dynamit. Nach genau 19 Jahren riss dieses Dynamit, von Verbrechern geworfen, den russischen Kaiser Alexander II. Nikolaewitsch Romanow in Stücke.

Der Krimkrieg war verspielt, nicht ganz, aber fühlbar. Für Russland endete der Krieg vorübergehend mit einem schändlichen Frieden, aber nicht mit einer schändlichen Niederlage. Christian Paul von Wiegel nahm an der Belagerung und Einnahme der Festung Silistria teil. Von 1853 bis 1857 nahm Baron Wiegel fast die ganze Zeit an militärischen Einsätzen teil. 1854 war er bei der Einnahme und Vernichtung der mehrere tausend Mann starken Truppe des Imam Schamil anwesend. Von 1857 bis 1860 führte er seinen Dienst im Kaukasus fort. Im Januar 1860 wurde er zum Generalleutnant und kommandierte die Grenadier Division. Ende Dezember wurde er schwer verletzt und ging in den Ruhestand. Anfangs Januar 1861 ging er ins Ausland, um dort zu genesen.

Nach seiner Rückkehr nach Russland im Mai 1861 fuhr der Baron zu seinem Besitz in der Nähe von Saratow. Als er dort ankam fing der Herr von Wiegel an sich mit dem großen Manifest über die Befreiung der Leibeigenen bekannt zu machen. Bei seiner Ankunft,

begrüßten die Leibeigenen ihren Herrn ergeben, ruhig und verbeugten sich. In einem Augenblick kamen alle Leibeigenen aus dem ganzen Dorf zusammen. Der Baron war sehr verwundert, dass sein Volk, wie ein Mann, erschien und niemand fortlief. Von Wiegel bat seinen Gutsverwalter Wilhelm Otto Gießer, den alle Willi nannten, ebenfalls ein Russland-Deutscher, der seit über 20 Jahre bei ihm diente, am nächsten Tag aus jedem Hof einen Wirt einzuladen, um gemeinsam die Lebensumstände zu besprechen.

Schon drei Monate waren nach der Verkündung des großen Manifests vergangen doch die Leibeigenen dieses Besitzen waren nicht weggegangen. Alle warteten auf ihren Herrn. Dort hatten alle Leibeigenen ihre eigenen Häuser, der eine größer, der andere kleiner. Jeder hatte eine Kuh, einige Ochsen, ein Pferd. Bei diesem Baron hatte jede leibeigene Familie genug Brot, Milch, Eier und anderes. Sogar ihre Kinder besuchten die Schule. Auf die Schulbildung der leibeigenen Kinder achtete der Baron besonders. Dieses Dorf hatte eine orthodoxe und eine evangelisch-lutherische Kirche. Wenn eine leibeigene Familie ihren Ernährer verloren hatte, dann wurde ihnen geholfen.

Worin lag das Geheimnis? Warum liefen die Leibeigenen dieses Barons nicht weg? Wieso gingen sie nicht mit Mistgabeln und Äxten auf ihren Herrn los, beraubten und verbrannten seinen Besitz nicht, wie es bei vielen anderen der Fall war? Weil diese Baronen, die ihren Besitz schon über 95 Jahren hatten, sich zu ihren Leibeigenen wie zu Gleichgestellten verhielten und immer für ein offenes Gespräch und Hilfe bereit waren.

Die Leibeigenen wollten nicht fortgehen und klammerten sich an ihren Herrn. Es war Saatzeit, die Zeit des Heuschneidens und der Ernte. Alle waren sie mehr als zufrieden. Doch man musste das hohe Manifest erfüllen. Der Baron war als Militärgeneral daran gewöhnt Befehle zu befolgen ohne Fragen zu stellen, vor allem wenn es Manifeste von Staatlicher Wichtigkeit waren. Seinen Leibeigenen gab er die Freiheit. Lange erklärte er ihnen das Manifest des Zaren über die Befreiung der Leibeigenen. Er sagte ihnen: „Ich bin nicht länger euer Gutsherr, sondern nur Christian Pawlowitsch.“ Es war schwer sich zu trennen, doch mit der Zeit entschied sich alles zum Guten. Wie so

oft im Leben heilt die Zeit alle Wunden. Christian Paul von Wiegel fiel es auch schwer zu bleiben. Er konnte und wollte nicht. Viele schlaflose Nächte verbrachte er mit seinem Gutsverwalter. Sie berieten darüber, wie es weitergehen sollte. Verkaufen wollte er nicht, aber ein Umtausch wäre nicht schlecht.

Nachdem die Frage, was mit seinem Besitz geschehen sollte, beantwortet war, kehrte Paul von Wiegel nach Petersburg zurück. Man gratulierte ihm zu seiner Genesung und zu der ausgezeichneten Arbeit mit dem Manifest auf seinem Besitz. Ihm wurde angeboten, dem Vaterland noch etwas zu dienen. Der verehrte Baron wurde zum Militärgouverneur von Saratow. Nach acht Jahren, im Jahre 1870, bat er in den Ruhestand zu treten, doch es wurde ihm verwehrt. Er musste in einigen Gouvernements einige Aufgaben erfüllen, die ihm der Zar Alexander II. persönlich gegeben hatte.

Der verehrte General, mit leicht ergrauten Backenbarden, doch noch immer sehr schön und jugendlich, musste am Russisch-Türkischen Krieg von 1877-1878 als Kommandeur der Grenadierdivision teilnehmen. Er diente als Kommandeur in der kaiserlichen Armee mit ganzer Seele als ein wissender und erfahrener Generalleutnant. Am 24. April 1877 unterschrieb Alexander II. das Manifest der Kriegserklärung gegen die Türkei. Im Mai 1877 zog die russische Armee nach Rumänien und durchquerte es, wobei sie den Fluss Donau überschritten. Bulgarien begrüßte die russische Armee und viele Bulgaren schlossen sich ihr an. Die russische Armee besetzte die Festung Plewna in Nordbulgarien und erhielt den Befehl sich des balkanischen Gebirgspasses zu bemächtigen und im südlichen Bulgarien ein Ablenkungsangriff zu halten. Der Pass Schipka, ein wichtiger strategischer Punkt im Balkan, wurde eingenommen.

Das türkische Kommando begriff die Wichtigkeit Schipkas und griff sie mit der großen Armee des Paschas Suleiman an. Den ganzen Herbst und Anfang des Winters versuchte der Pascha erfolglos die russische Armee zu stürzen. Als die Festung Plewna fiel, blieb der Pass Schipka in den Händen der russischen und bulgarischen Soldaten. Bei den winterlichen Zuständen bewältigte die russische Armee den Bergübergang und im Januar nahmen sie Adrianopel ein, von wo aus man nur die Hand nach der türkischen Hauptstadt ausstrecken musste. Die endgültige Vernichtung der Türkei störte Österreich und

England. Sie zwangen Alexander II. dazu, seine Truppen vor den Stadtmauern Konstantinopels anzuhalten und einen Friedensvertrag zu unterzeichnen.

Die Bitte Barons von Wiegel um den Ruhestand wurde ihm im März 1879, nach dem Russisch-Türkischen Krieg, als er 69 Jahre alt war, gewährt. C. P. von Wiegel war ein Mann mit ehrlichen Richtlinien. Er war klug und hatte eine gute Auffassungsgabe. Er war einer der gebildeten Leute seiner Zeit. Er war gerecht, mutig und begabt. Sein Gedächtnis war sehr gut. Er war ein guter und angenehmer Gesprächspartner. Er konnte ausgezeichnet Fremdsprachen beherrschen. Er war ein willensstarker Mann, der sprach akzentfrei Russisch. Doch seine skandiierte Rede, die aus kurzen Sätzen bestand, erinnerte an seine deutsche Herkunft. Er schätzte sein Selbstbewusstsein sehr hoch. Sein hoher Wuchs, seine stattliche, schlanke Figur, seine kastanienbraunen Haare, seine blauen Augen, sein freundliches Lächeln und sein schöner Backenbart gaben ihm ein sehr solides Aussehen. Er verehrte die Monarchie, die imstande war Russland Ruhm zu bringen.

Er war einer der letzten kaiserlichen Generalen aus der Familie von Wiegel, die beim Zaren Peter, dem Großen, im Jahre 1706 in den russischen Dienst traten. Über eine Zeitspanne von 173 Jahren dienten die Barone von Wiegel dem russischen Reich, ihrem Vaterland, ehrlich und mit gutem Gewissen. Sie bemühten sich mit aller Kraft das zu erfüllen, was ihnen befohlen wurde, ohne jede Schmeicheleien und Angeberei. Ehrlichkeit, Pünktlichkeit, Gewissenhaftigkeit waren die Prioritäten der Barone von Wiegel. Sie suchten nie Gnade oder Almosen vom Thron. Für seine Dienste erhielt Christian Paul von Wiegel eine Reihe russischer Orden. Seine Frau war die Baronesse Anna Maria von Wiegel, geborene Walter. Sie hatten drei Söhne und eine Tochter.

Anna Maria war mit einer sanften Schönheit und einer bezaubernden Figur gesegnet. Sie hatte große, dunkle Augen, langes schwarzes Haar, ein erstaunlich sanftes Lächeln, einen aufmerksamen und wohlwollenden Blick, Selbstbeherrschung und Bescheidenheit. Sie war sehr gut und liebenswürdig. Sie war eine Vornehme, gebildete Dame, sehr gesprächig mit einer unglaublichen Stimme. Sie liebte

Kunst, Musik und Bücher. Bis ins hohen Alter bewahrte sie ein ansehnliches Äußeres. Sie beherrschte Fremdsprachen und ausgezeichnet Russisch. Sie liebte Geschichte und interessierte sich für die Geschichte mehrerer Länder, vor allem die Deutschlands und Russlands. Anna Maria schrieb Gedichte und komponierte Musik. Sie liebte ihren Mann und war ihm ergeben. Große Aufmerksamkeit gab sie den Kindern. Die ganzen Gaben ihres Verstandes und ihrer Sanftheit bemühte sie sich an ihre Kinder weiterzugeben. Christian Paul von Wiegel starb mit 74 Jahren.

Baron Johann Christian von Wiegel lebte vom 24.08.1841 bis zum Jahre 1925. Er war Ökonomiker und Landwirtschaftler und entstammte einem alten deutschen Adelsgeschlecht, dessen Vertreter Anfang des 18. Jahrhunderts in den russischen Dienst traten. Er war der älteste von drei Söhnen des Generalleutnants Baron Ch. P. von Wiegel und Baronesse Anna Maria von Wiegel, die von 1820 bis 1891 lebte.

Er erhielt eine ausgezeichnete Privatausbildung. Doch er hatte von Jugend an nicht den Wunsch eine Militärkarriere anzustreben, trotz vieler Gespräche, Erklärungen und Überredungsversucher des Vaters. Er sprach sehr lange mit ihm über dieses Thema. Doch Johann winkte nur ab. Seine Mama erzählte im nachdrücklich, dass man auf seinen Papa hören muss. Er war nicht grob zu ihr, sondern umarmte sie sanft und sagte: „Ich kann nicht, ich will nicht, ich werde nicht.“ Worauf ihm seine Mama sagte: „Denk gut nach, überleg alles und sag mir, für was deine Seele lebt und was dein Wunsch ist.“

Ein Monat verging und ihr Liebling schwieg. Die Eltern, sehr gebildete und wohlgezogene Leute, entschieden ihrem Sprössling genug Zeit zulassen für eine richtige Wahl seines Zukunftsweges. Endlich nach zwei Monaten gab dieser adlige Minderjährige ruhig und überzeugt seinen Eltern zu wissen, dass er sich ernsthaft dazu entschlossen habe Ökonomie und Landwirtschaft zu studieren. Anna Maria kam zu ihm, küsste ihn auf die Stirn und sagte: „Mein Sohn, Papa und ich verstehen dich und akzeptieren deine Entscheidung, doch gib uns etwas Zeit deine Wahl zu verstehen und anzunehmen.“ Dies war das Jahr 1858.

Es war ein wunderschöner Tag, wie es ihn öfters am Ende des Sommers und Anfang des Herbstes in Russland gibt. Von den hohen Ber-

gen eröffnete sich einem der Blick auf die umliegenden Wiesen und Felder. In voller Farbe erblühten die Rosen und erfreuten das Auge mit üppiger Farbenpracht. Hohe, massive Linden berührten ihre Zweige weit über den Köpfen, alles war noch voller Ruhe und Frieden. Johann wurde erlaubt mit der Hilfe seiner Eltern die Ökonomie und Landwirtschaft im Ausland zu studieren. Die Stabilität des russischen Staates fing an zu wanken und die Geborgenheit des nächsten Tages schwand einem unter den Füßen weg.

Nikolaus I. sagte: „Drei mal habe ich mit dieser Sache begonnen und drei mal konnte ich es nicht weiterführen. Das ist ein Wink Gottes.“ Er wollte, dass das Hauptresultat seiner Bauernreform, die Verkleinerung der Leibeigenschaft und die Vergrößerung der Rechte von Leibeigenen waren. Außerdem wollte er die öffentliche Meinung zu seinen Reformen kennen. Sein wahrer Wunsch war es jedoch die Leibeigenschaft völlig abzuschaffen. So sagte Nikolaus I. zu seinem Sohn, dem zukünftigen Zaren Alexander II. „Ich werde die Erfüllung meines Traumes nicht mehr erleben. Es ist deine Sache ihn zu verwirklichen.“ Der Auftrag seines Vaters fiel zur richtigen Zeit auf fruchtbaren Boden. Alexander II. war bereits auf dem von seinem Vater vorbereiteten Weg.

Nach den Reformen, Ende 1862 kehrte Johann von Wiegel als Spezialist der Ökonomie und Landwirtschaftler nach Russland zurück und fuhr zu seinem Besitz in der Nähe von Saratow, den ihm seine Eltern als sein Erbe übergeben hatten. Der junge Baron musste nun die Ärmel hochkrepeln um das zu tun wofür er sich entschieden hatte. Als er ankam traf er sich mit seinem Gutsverwalter und sagte: „Ich liebe und verehere dich sehr, Alter, doch dies ist mein Schicksal. Nun werden wir darüber nachdenken, wie wir es am besten machen und fangen an zu arbeiten.“ Sie duzten sich, obwohl Willi 25 Jahre älter war als der Herr Baron.

Nirgends wo war ein Bauer so beruhigt und versorgt wie bei einem guten Herrn, der seine Vorteile mit den eigenen verknüpfte. A.S. Puschkin sagte, dass es in dem russischen Bauerntum keinen Schatten von sklavischer Erniedrigung gab. In Russland gab es keinen Bauern, der nicht seinen eigenen Wohnort, eine Kuh, ein Pferd und

ein Flecken Erde besaß. Zwar missbrauchten einige Gutsbesitzer ihre Macht, doch sie waren selten und uncharakteristisch für Russland.

Johann von Wiegel und sein Gutsverwalter, der sich dazu entschlossen hatte bei dem jungen Baron zu bleiben, fingen an alles für den Frühling vorzubereiten. Auf seinem Besitz gab es 28 Pferde, 16 Ochsen, sechs Kühe, 25 Schaffe, zwei Kamele und 182 ha Land. Es gab ein zweistöckiges Haus für die Herrschaften und einen großen Viehhof. Im Laufe der Zeit veränderte Johann Christian von Wiegel sehr viel in der Führung seiner Landwirtschaft. Er hatte alles voraus für die Zukunft geplant. Natürlich wurde vieles unter der Aufsicht und dem Rat seines Vaters, Christian Paul von Wiegel, gemacht. 1863 gab es eine gute Ernte. Johann von Wiegel war sowohl mit der Ernte als auch mit sich und seiner Leistung als Spezialist zufrieden. Es wurde genug Heu für das Vieh im Winter gelagert. Der ganze Viehhof wurde erneut gestrichen, geweißelt und repariert.

Ständig interessierte sich der junge Baron für die Umstände im Land, und was es Neues in der Welt gab. Er verstand absolut, dass er auch alles auf seinem Besitz ändern musste. Das Manifest des Zaren war über das „allernädigste Schenken des Rechts auf den Zustand der leibeigenen Leute als freie ländliche Einwohner und über die Organisation ihre Lebensweise und die höchste Bestätigung Seiner Kaiserlichen Hoheit für die Lage der Bauern, die aus der Abhängigkeit der Leibeigenschaft befreit wurden“. Das Manifest beinhaltete drei wichtige Punkte: die persönliche Befreiung der Bauern aus der Leibeigenschaft, die Zuteilung von Land und die Verordnung des Vertrags des Loskaufs.

Das Manifest verkündete die juristische Freiheit eines jeden Bauer und schenkte ihnen allgemein bürgerliche Rechte. Der Bauer konnte wie eine juristische Persönlichkeit auftreten, Verträge schließen, Klagen erheben, über Immobilien verfügen und hatte das Recht ohne Erlaubnis von Gutsbesitzern oder Herrn zu heiraten, in den Wehrdienst zu treten und in eine Lehranstalt, in den Kleinbürgerstand oder Kaufmannstand einzutreten. Eine Bauernfamilie sollte mittelmäßig besitzen, wenn sie es nicht besaß, sollte sie sieben Dessjatin, was ca. 7,63 ha Land waren, erhalten. Es schien als hätte Zar Alexander II. alles für sein Volk getan. Es blieb nur auf die Richtigkeit der Ausführung des Manifestes zu achten, was auch getan wurde. So arbeite

jeder für sich, produzierte, erzeugte, verkaufte, vergrößerte seinen Besitz, behielt dein Kopf auf den Schultern und nahm sein Schicksal in die Hand. Doch nein, für viele war das nicht genug. Die Unzufriedenheit wurde zum Verbrechen. Der Hauptteil der Bauern war zufrieden, ging an die Arbeit und träumte heimlich von mehr.

Alles was von dem staatlichen Manifest vorgesehen war, hatten die Bauern des Besitzer von Johann Wiegel schon meist bereits getan. Wer mehr hatte, dem wurde nichts genommen, obwohl er das Recht hatte, dies zu tun. Es gab einige die etwas weniger Land hatten. Denen gab er dazu. So gab er 18 ha von seinem Land an die Bauern, aber diese 18 ha Land bekam er vom Staat zurück erstattet. Im Laufe der Zeit wurde alles eingerichtet und organisiert. In den nächsten Jahren gab es sehr gute Ernten, woraus sich ein gutes Einkommen für den Herrn und die Helfer ergab.

Im August 1868 ritten Vater und Sohn von Wiegel zufällig mit ihrem Gutsverwalter Willi aus, und sahen sich an, wo sich das neue Dorf, an dem schon acht Jahre gebaut wurde, befand. Es hatte denn exotische Namen „Blumenfeld“. Dort betrachtete und erwog man alles, sprach mit dem Gutsbesitzer, dessen Besitz nahe lag und fuhr zurück. Man beschloss ohne Zweifel den Lebensort zu wechseln. In der erste Hälfte des Novembers 1868 heiratete Johann Christian von Wiegel ein junges hübsches Mädchen namens Maria Katharina von Weinberg, die aus reichem Hause stammte. Ihr Vater war ein echter Geheimrat und entstammte einem deutschen Adelsgeschlecht. Nach genau einem Jahr zog das junge Ehepaar nach Blumenfeld, in den Nowousejsk Kreis in Samara um. Dort war der größte Teil des Hauses bereits fertig gestellt. Hinter dem Haus befand sich ein großer Wirtschaftshof und 182 ha Land.

Für alles Gute und Milde vergaßen die Männer ihren ehemaligen Gutsherrn nicht. Sie halfen ihm beim Bau des neuen Hauses und des Hofes. Das Haus wurde aus weißem Stein erbaut. Deshalb reisten zwei Steinmetze an. Das andere erledigten alles seine Männer. Eins wussten sie sicher. Der junge Baron war im gleichen Alter wie sie und bezahlte sie wie versprochen. Während der Aussaat des Heuschneides und der Ernte klopfen die ehemaligen Leibeigene morgens bei Sonnenaufgang an der Tür und boten ihrem verehrten Baron

ihre Hilfe an. Zwischen dem Baron und den ehemaligen Leibeigenen entwickelte sich eine starke beidseitige Freundschaft. Mit großer Freude halfen die Männer ihrem Gutsherrn. Besonders freuten sie sich wenn es nach einem Arbeitstag ein köstliches Abendessen und ein Gläschen Hochprozentiges gab, das der Herr selbst einschenkte. Es war doppelt so köstlich aus der Hand des jetzigen Freundes.

So dauerte diese Freundschaft an bis die Söhne Johann Christians von Wiegel erwachsen wurden. Die Männer, die ihre gute Hilfe im Laufe von mehreren Jahrzehnten angeboten hatten, trafen sich nichtsdestoweniger und kamen zu ihm um sich Rat und Hilfe zu holen. Der alte Baron und Vater von J.C. von Wiegel war oft in Blumenfeld. In Moskau und St. Petersburg half er der Jugend seiner ehemaligen Leibeigenen einen Ausbildungsplatz und Arbeitsplatz in Betrieben und Fabriken zu finden.

Am 14. April 1872 gebar Maria Katharina von Wiegel einen Sohn namens Heinrich Johann von Wiegel. Am 8 April 1874 wurde Katharina Maria geboren. Doch im folgenden Jahr verstarb sie. Das dritte Kind, Friedrich Johan, wurde am 16. Oktober 1876 geboren. Im März 1878 erblickte David Johann das Licht der Welt. Martin Johann kam 1880 zur Welt und zwei Jahre später Georg Johann. So hatten Johann Christian und seine liebe Ehefrau eine Tochter und fünf gesunde Söhne. Die Kinder erhielten ihre Ausbildung im Elternhaus. Sie hatten drei Lehrer und ein strenges Programm, nach dem sie lernten. Um 9:00 Uhr morgens begann der Unterricht. Eine Mittagspause gab es um 13:00 Uhr. Von 14:00 bis 17:00 Uhr wurde der Unterricht fortgeführt. Nebenbei hatten sie auch eine Gouvernante, die sie die Etikette der Länder lehrte, deren Sprachen sie lernen mussten, Russisch, Deutsch, Englisch und Französisch. Außerdem brachte sie ihnen das Wort Gottes nach dem evangelisch lutherischen Glauben bei.

Die Zeit verging und die Umstände im Land änderten sich sehr schnell und zum Schlechten. Das Land befand sich in allen Schichten der Erzeugung, in der wirtschaftlichen und ländlichen Wissenschaft im Aufschwung. In Kasan, Riga, Derpt, Kiew, Charkow, Moskau und Petersburg wurden Universitäten eröffnet. Auch höhere Lehranstalten mit speziellen Bestimmungen entstanden, wie die technologi-

sche Ingenieurlehranstalt. In den 60-er Jahren des 19. Jahrhunderts verfügten nur 21 % der gesamten Bevölkerung über eine Bildung. Doch es gab einen großen Aufschwung in geografischen, mineralogischen und mathematischen Gesellschaften und Vereinen. In der Literatur, Malerei, Bildhauerei und Musik geschah das gleiche. Doch das Unheil das von Außen eingedrungen war, verbreitete sich in katastrophalem Ausmaß.

Die revolutionären Ideen der Volkstümmler interessierten die Bauern wenig. Als diese Rebellen, wie die Bauern sie nannten, begriffen, dass es keine Bauernrevolution geben würde, verwandelten sie ihre Wut und Verachtung in Terrorismus. So entstand 1879 eine geheime verbrecherische Organisation, die sich „Volksbefreiung“ nannte. Ziel dieser Verbrecher war es den Zaren zu töten. Sie überzeugten sich gegenseitig davon, denn das Volk konnten sie ja nicht überzeugen, dass nach dem Zaren Tod das Leben in Russland wie im Märchen sein würde. Zar Alexander II. starb mit seinem Mörder. Später wurde am Ort seiner Ermordung die Kathedrale „Auferstehung Christi“ erbaut. Sie wurde nicht nur zum Denkmal Alexanders II. sondern auch zum Symbol des tragischen Schicksals der Romanows. Alexander II. starb an 2. März 1881. Am selben Tag bestieg sein zweite Sohn Alexander III. den Thron.

Zu dieser Zeit war das Haus Johann Christians vollständig fertig gestellt und bestand aus 26 Zimmern. Alle Kinder hatten ihre Zimmer nach dem Geschmack der damaligen Zeit weit und schön eingerichtet. Auf den Korn und Gemüsefeldern wurden Brunnen für die Bewässerung der Felder und die Tränkung des Viehs gegraben, mit dem die Feldarbeit verrichtet wurde. Auf den Heufeldern und dem Weideland gab es ebenfalls Brunnen. An allen Brunnen war eine metallische Tabelle mit dem Namen des Besitzers befestigt, zum Beispiel „J.C. Wiegel“. Über Brunnen auf dem Land zu verfügen galt als Luxus und sprach von der adligen Herkunft des Besitzers. Alles wurde nach bestem Vorbild der damaligen Zeit organisiert und bebaut.

Im Jahre 1884 begrub Johann von Wiegel seinen Vater, den letzten Generalleutnant der Zarenarmee aus dem Baronengeschlecht der von Wiegel. 1990 trug er seine Mutter zu Grabe. Dies waren schwere

Schläge nach dem Verlust seiner Tochter. Doch das Leben ging weiter und man musste Kraft in sich finden, um mit der Zeit mitzuhalten und nicht an den Straßenrand des Lebensweges geworfen zu werden. Die politische Situation im Lande spitzte sich weiter zu. Der Mord am Zaren auf offener Straße erschütterte alle Schichten der Bevölkerung Russlands. Weitere Anschläge auf die Regierung und die Minister brachten einen dazu, über die Zukunft nachzudenken. Johann von Wiegel war physisch stark und groß, mutig, doch dennoch ein sehr vorsichtiger Mensch. Er konnte Gewalt, Drohung, Ungerechtigkeit nicht ertragen und versuchte Unannehmlichkeiten aus dem Weg zu gehen, was er auch seinen Kindern beibrachte.

Im 1890 fällte Johann Christian von Wiegel eine sehr gefährliche, doch seiner Meinung nach, lohnenswerte Entscheidung. Er wollte nach Brasilien fahren und sich umschaun, ob es dort tatsächlich besser wäre als in Russland. Zu dieser Zeit verließen viele Siedler das Land, das sie seit Ewigkeiten bewohnten, und zogen nach Argentinien, Paraguay und Brasilien. Er ließ seine zwei ältesten Söhne, 18 und 14 Jahre alt, und seinen jüngsten Bruder, Alexander Christian, auf dem Gut zurück. Johann von Wiegel, seine Frau, Maria Katarina, die Musik - und Vokalgesangslehrerin war, und die drei jüngeren Söhne, zwölf, zehn und acht Jahre alt, verließen Russland auf einem Dampfschiff.

Das Unglück bestand darin, das es 1891 sehr wenig Niederschlag und einen heißen Trockenwind gab. Deshalb gab es keine Ernte. Der Bevölkerung und dem Vieh drohte der Hunger. Doch die vom Vater zurückgelassenen Söhne, Heinrich, Friedrich und ihr Onkel, Alexander Christian, setzten mit Hilfe ihrer ehemaligen Leibeigenen alle Hebel in Bewegung und ernteten. Doch der Ertrag war um die Hälfte geringer als sonst. Nachdem Hof und Vieh versorgt waren, wurde der Rest an den Staat verkauft wofür beide Jungen eine schriftliche Danksagung des Gouverneurs erhielten.

Im März 1891 kam Johann von Wiegel wohlbehalten in Brasilien an. Er mietete ein Haus und pachtete fünf ha Land zur Probe. Dort fand er eine ganze Kolonie von deutschen Siedlern, die ihm mit Rat und Tat halfen. Es schien, dass die Ernte sehr gut ausfallen würde. Die Erde war fruchtbar. Der Niederschlag regnete zur rechten Zeit aus-

reichend. So voll war die Ähre, dass die Seele sich freute. Doch als die Ernte bereits reif war, geschah etwas so unglückliches, dass es unmöglich dies war in Worte zu fassen. Es flogen so viele schwarze Schwäne und Gänse heran, dass es nach einigen Tagen keine Ernte mehr gab. Der Herr Baron und seine Frau und Kinder sammelten die Reste in ihren Armen. Dies war alles was blieb. So etwas erstaunte die brasilianischen Kolonisten. Viele wohnten dort bereits seit 20 oder 25 Jahren und so etwas hatten sie nie erblickt noch gekannt, noch davon gehört. Dies zu erklären vermochte niemand. Mehr als die Hälfte der Kolonisten blieben ohne Ernte, eingeschlossen des Barons von Wiegel.

Vielleicht war dies ein Wink Gottes, damit Johann Christian von Wiegel nach Hause zurückkehrte, wo alles so glücklich in wohlbehalten Zustand war und wo seine Söhne ihn sehr erwarteten, damit er im Wolgagebiet in Blumenfeld auf das Weiterleben seines Geschlechts achtete. Frau und Kinder fingen an ihn zur Heimkehr zu überreden. Dies wurde entschieden und getan. Die Kinder waren so glücklich. Sie erinnerten sich an das Haus, den Hof und die Nachbarn. Für alles wurde bezahlt, alles war entschieden. Einiges wurde zur Erinnerung an dieses weite, unbekanntes Land gekauft. Doch dieser noch junge Baron, männlich, schön, wusste nicht, was das Schicksal für ihn auf dem Rückweg bereit hielt.

Nach zehn Tagen Aufenthalt auf dem Schiff erkrankte Maria Katharina aus heiterem Himmel schwer, was die Freude der Kinder trübte. Johann Christian von Wiegel war beunruhigt und verständnislos. „Denn sie war nie krank und hatte sich nie beklagt. Alle Kinder hat sie wohlbehalten und ohne Komplikationen geboren. Ich liebte sie von ganzem Herzen, mit ganzer Seele, behütete, beschützte sie, tat alles was in meiner Macht stand, um so lang wie möglich ihre göttliche Schönheit und Erhabenheit zu erhalten.“ Er betete so sehr zu Gott, damit er sie wenigstens nach Hause bringen könnte. Doch dies wurde ihm verwehrt. Nach genau zwei Wochen starb die geliebte Frau und gute Mutter.

Johann Christian war dermaßen seelisch erschüttert, dass er in 24 Stunden ergraute. Dies hinterließ nicht nur in seinem Gesicht, sondern auch an seinem ganzen Körper Spuren. In einem Augenblick

verwelkte seine Schönheit, sein hoher Wuchs, seine Haltung. Er sah 20 Jahre älter aus. Seine Kinder schliefen nicht und waren sehr bedrückt. Doch sein starke Wille, die Anwesenheit seiner Söhne und der Leiter auf dem Schiff, doch vor allem der Glaube an Gott brachten ihn in die Wirklichkeit zurück. Nachdem er zu sich gekommen war, verstand er endgültig, dass er sein Herz und seine Seele hier unter diesen schrecklichen Umständen begraben musste.

Dem Schiff, auf dem sich die Familie, der Mann, die Kinder und die tote Mutter befanden, gaben die Haie keine Ruhe. Er musste seine geliebte Frau, die im Alter von 43 Jahren verstorben war, schön anziehen und im Meer begraben. Dies war alles, was die Familie tun konnte. Sie beteten. Als Johann Christian von Wiegel sein Gebet beendete, sprach er diese Worte: „Und diesen Kelch, Allmächtiger Gott, nehme ich aus Deinen Händen in Frieden und Ruhe, in der Überzeugung, dass Du auch jetzt bei uns bist. Amen!“ Er band sie an Bretter und ließ sie in die Tiefen des Atlantischen Ozeans. Was erstaunlich war, war dass sie auf den Brettern schwamm und die Haie sie begleiteten bis sie dem menschlichen Auge entschwand. Dies war ebenfalls eine übernatürliche Erscheinung. Lange sprach man von diesem Ereignis. Sie nach Hause zu bringen, wäre unmöglich gewesen, denn man reiste eine lange Zeit.

Es gab ein unbeschreibliches Leid als die überlebende Familie wohlbehalten heimkehrte. Alle nahen Verwandten versammelten sich und Johann Christian fühlte den innerlichen Schmerz und die seelische Leere auf jedem Schritt. Ein richtiges Begräbnis wurde organisiert. Im Haus wurde ein Gottesdienst veranstaltet und in der Kirche wurden die Glocken geläutet. Es gab ein großes Begräbnismahl für die ganze Umgebung. Viele Gäste waren ehemalige Leibeigene und trauerten über das Verscheiden der Baronesse. Ihre Heirat lag erst 23 Jahre zurück. Alle beschwichtigten den Witwer. Alle boten ihm ihre Hilfe an. Alle kehrten heim. Doch der Schmerz blieb. Nachts wurde er unerträglich.

Das Leben ging weiter. Der Vater und die Kinder mussten die Kraft finden zu leben, zu lernen und weiter zu arbeiten. Die ganze Familie trauerte lange um die junge Mama, doch sie konnten nichts ändern. Für die zwei jüngsten Söhne ging der Unterricht weiter. Der älteste

Sohn Heinrich beendete das landwirtschaftliche Institut. Der Sohn David beendete das Forst-Institut. Der Sohn Friedrich erlernte das Staatsrecht.

Die Reformen gingen weiter und am 1. Januar 1864 wurden im europäischen Teil Russlands eine neue Behörde in den Gouvernements und Landkreisen eingeführt: Das Semstwo, eine ländliche Selbstverwaltung, die sich um folgendes kümmern musste: die Verwaltung des Vermögens, des Kapitals und der Geldsammlung des Semstwo, der Aufbau und der Erhalt von Gebäuden und Gleisen, die dem Semstwo gehörten, die Leitung der gegenseitigen Vermögensversicherung des Semstwo, die Betreuung und Entwicklung des örtlichen Handels und der Industrie, die Versorgung des Volkes mit Lebensmitteln, die Bildung und Gesundheit des Volkes, der Kirchenbau, der Erhalt von Gefängnissen und die Ausgabe einiger staatlicher Einnahmen für den Bedarf des Gouvernements oder des Landkreises. Für die Leitung der Angelegenheiten, des Semstwo gab es eine eigene, dauerhafte, ausführende Behörde namens „Kreislandsverwaltung.“ Ihre Arbeit war der Aufsicht des Gouverneurs und des Innenministeriums unterstellt. Johann Christian von Wiegel wurde mehrmals in die Kreislandsverwaltung gewählt und erhielt er mehrere Auszeichnungen und schriftliche Danksagen vom Gouverneur für seine gebildete und gewissenhafte Arbeit mit Menschen und Staat. Doch all dieses geschah vor 1891. Nach seiner Rückkehr aus Brasilien und dem Tod seiner Frau lehnte er alles kategorisch ab, arbeitete zu Hause und verwaltete sein Gut.

Das Jahr 1892 war ebenfalls ein hartes Jahr, doch in der Familie gab es, den Vater mitgerechnet, sechs Männer und dazu noch des Vaters Freunde, 20 Personen der ehemaligen Leibeigenen. Samen gab es genug. Das Vieh war auch noch da. 100 ha. waren bereits ausgesät. Fünf ha waren Melonen und Kürbisfelder. Drei ha waren mit Zuckerrüben bepflanzt. Es gab auch weitere Gemüsefelder. Alles wurde rechtzeitig und qualitativ gut gemacht. Die Ernte des Jahres 1892 wurde bedroht, doch der Baron und zwei Gutsbesitzer, die in seinem Umkreis lebten, einer namens Pschenitschni, taten sich zusammen in dem Kampf um die Ernte. Sehr früh begann die Heuernte, um alles rechtzeitig einzusammeln. Ihm wurde von seinen ehemaligen Leibeigenen geholfen. Sie wussten, wenn man irgendwo Samen für die

Aussaat erhalten konnten, dann, bei dem ehemaligen Herren. Im Frühling hat es mehrere Male geregnet, doch als die Ähren sich füllten, fiel kein Regen mehr. Irgendwie fanden sie einen Ausweg aus dieser schweren Lage. Das Jahr war hart, doch mit Gebeten und mit schwerer Arbeit gelang es der Familie den Besitz und das Vieh zu bewahren und sogar anderen zu helfen.

Im Gouvernement Astrachan gab es eine Choleraepidemie. Es wurde ein kräftiger Sud aus vielen Kräutern gekocht und mit 60 % Spiritus vermischt. Ständig wurde Knoblauch gegessen. Die Bewohner im Gouvernement von Astrachan waren wahnsinnig vor Angst und beschwerten sich über die Ärzte, die, wie die Bewohner behaupteten, zur Verbreitung der Seuche beitrugen, anstatt gegen sie anzukämpfen. Der jüngste Bruder Johann Christians, Alexander Christian, war Arzt, doch er lebte in Petersburg. Als er von der Choleraepidemie erfuhr, reiste er sofort nach Blumenfeld. Er brachte Medizin mit und beschäftigte sich eine Woche lang mit Aufklärungsarbeit. Den Arbeitern im Hofe seines Bruders schenkte er besonders viel Aufmerksamkeit.

In den ärmsten Höfen hielt man diese Notlage für den himmlischen Zorn Gottes, der durch die Ungerechtigkeit und den Machtmissbrauch der führenden Stände hervorgerufen wurde. Die Klügeren sahen den Grund dieser nationalen Katastrophe in der Uneffektivität der ökonomischen Verwaltung und der Bereicherung der einen sozialen Schicht auf Kosten der Ärmern. Viele glaubten, dass die Katastrophe durch den Willen des Herrn hervorgerufen wurde. Denn die Machthaber konnten den Epidemieausbruch nicht verhindern. Einige waren der Meinung, dass die kaiserlichen Minister den Import von Lebensmitteln im Lande unterbrachen und die entstandene Situation nutzten, um sich die eigenen Taschen zu füllen.

Im Jahre 1894 war Zar Alexander III. gestorben. Auf dem Thron saß nun sein ältester Sohn Nikolaus II. am 17. Januar 1895 gab Nikolaus II. eine offizielle Erklärung der Politik, die er durchzuführen beabsichtigte, bekannt. Er sagte: „Ihr müsst wissen, das ich dem Vaterland treu dienen werde. Ich werde den Prinzipien der Autokratie so fest wie mein unvergesslicher Vater folgen.“ Dies beruhigte alle Bevölkerungsschichten. Auf jeden Fall hatte Nikolaus II. lauter gute

Vorsätze und konnte sich immer vom Vorbild seines Vaters leiten lassen.

Nikolaus II. versuchte „von oben“ das Leben zum Besten zu verändern. Er war mit der allmählichen Durchführung einiger Reformen einverstanden, doch nur unter der Bedingung der Erhaltung aller Elemente der autokratischen Macht. Alle neuen Einführungen des Zaren bestanden in seiner aktiven Unterstützung der Entwicklung der russischen Industrie. Darin sah er die Zukunft seines Landes.

Doch das Land fing an zu fiebern. Es häufte sich Unordnung in den Dörfern. Dort wurden die Häuser der Gutsbesitzer beraubt und verbrannt. Auch in der Armee gab es Unruhen. Nach sehr kurzer Zeit stellte sich heraus, dass auch die Armee nicht länger eine zuverlässige Stütze der Autokratie war. Die aller größten Notlage in Russland war, dass alle Nichtsnutze an die Macht wollten. Auch die Ausländer hörten nie auf, solange die Welt existierte, von der Herrschaft über die Weite und den Reichtum des russischen Reiches zu träumen. Für viele war das ein Abenteuer, entweder weil sie nichts zu tun hatten oder weil sie nichts verstanden. Vernunftbegabten Menschen, die noch vollständig denken konnten, war klar, dass diese Nichtsnutze nicht nur das Volk in den Abgrund trieben, sondern das ganze russische Reich Vernichten wollten.

Im Laufe der Zeit begriffen viele von den Nichtsnutzen, dass ihre „Abenteuer“ sie selbst und das russische Volk bedrohten. Doch es war zu spät. Nachdem W. Uljanow-Blank in einem plombierten Wagon in Russland angekommen war und die Macht an sich gerissen hatte, konnte nichts und niemand seine Blutgier stillen, nicht die 30.000 Mann starke Kronstadt, die er vernichtete und nicht die Bevölkerung des großen Russlands.

Das Leben auf dem Gut der Familie von Wiegel nahm seinen Lauf. Die gebildete und intelligente Familie war immer auf dem Laufenden, was im Lande geschah. Vieles wurde gesagt über vieles wurde diskutiert. Die ganze Familie verhielt sich ruhig, standhaft und jeder verrichtete seine Arbeit. Niemand von ihnen konnte wissen, welche Entsetzten und Furcht auf sie zukamen.

Sechs Jahren vergingen seit Johann Christian von Wiegel seine Ehefrau begraben hatte. Lange trauerte er, um die junge und hübsche Frau. Letzten Endes heiratete er 1897 ein zweites Mal. Sie hatten noch zwei Kinder. In dieser Familie gab es Ruhe und Frieden. Doch schließlich mussten die entstehenden Probleme des Lebens immer wieder mit der ganzen Familie besprochen und entschieden werden. 1902 heiratete Johann Christians ältester Sohn, Heinrich Johann von Wiegel, Anna Elisabeth, geborene Nuss. Sie hatten mehrere Kinder, Alexander Heinrich von Wiegel, Karl Heinrich von Wiegel, Jakob Heinrich von Wiegel, der nach einem Jahr starb, und Heinrich von Wiegel.

Im Jahre 1903 heiratete der Sohn von Johann Christian, David Johann von Wiegel, Emilia Elisabeth, geborene Kremer, geboren im Jahre 1876. Auch sie hatten mehrere Kinder, Sofie von Wiegel, Amalia von Wiegel, Theresia von Wiegel, David von Wiegel und Johann Alexander von Wiegel, der jedoch nach elf Monaten verstarb. Am 31. Oktober 1903 heiratete der Sohn, Friedrich Johann von Wiegel Amalia Henriette, geborene Greep, im Jahre 1883 geboren. Friedrich Johann von Wiegel nahm am Russisch-Japanischen Krieg ab Januar 1904 teil. Er kehrte Ende 1906 heim. Am 25. August im Jahre 1908 bekam das junge Paar einen Sohn, Friedrich von Wiegel. Dies war einer der letzten Mitglieder dieser großen, guten Familie von Baronen, dem das Schicksal die Möglichkeit schenkte, den Namen „Baron von Wiegel“ zu tragen. Nach genau achteinhalb Jahren wurde dem Kind das Recht entzogen sich „Baron“ nennen zu dürfen. Und nach einem Jahr tötete man seine Eltern. Etwas später starben seine zwei jüngeren Brüder durch Hunger und Krankheiten. Mich quält immer wieder eine Frage: Wie groß muss die Gier nach Macht sein um im Laufe von fünf Jahren 18 Millionen Menschen zu vernichten? Wenn man diese Machtgier und Verachtung gegenüber dem Volke Russlands zusammen nimmt, entsteht eine solche Unmenschlichkeit, die man weder begreifen noch beschreiben kann. Am 12. Januar 1912 wurde dem jungen Paar ein zweites Kind geboren, Maria Katharina, später verheiratete Kaufmann. Am 18. November 1914 kam Heinrich Friedrich von Wiegel zur Welt. Am 26. Januar im Jahre 1918 wurde Johann Friedrich von Wiegel geboren.

Wie sah der Alltag im Leben dieser großen, stabil gebauten Familie aus? Sie arbeiteten, säten, ernteten. All dies ist leicht gesagt, doch es war nicht einfach dies praktisch auszuführen. Alles wurde gemeinsam getan. Die Familie hatten Pflüge, Eggen, Sämaschinen. Die Ernte wurde nicht mehr mit Sichel geschnitten, sondern mit Mähmaschinen und wurde mit Dreschmaschinen und Getreideschwingen bearbeitet. An die Mähmaschine wurden Pferde eingespannt. Es gab Pferde für die Feldarbeit und für die Ausfahrt und das Ausreiten. Die Kutschen für eine winterliche Ausfahrt waren von außen mit Leder bespannt. Innen waren sie mit Filz beschlagen, auf hohen Schlittenkufen, 40 bis 50 cm. hoch. An solche Kutschen wurden zwei Pferdepaare eingespannt. Für den Frühling und Sommer gab es die leichtere auf Rädern gebaute Ausfahrtskutsche, deren Dach man auf Wunsch wegschieben konnte.

Für den Transport von Melonen, Kürbissen und Zuckerrüben gab es spezielle Fuhrwerke. In den Hof wurde soviel eingefahren, wie für die Familie und das Vieh nötig war. Der Rest wurde an Großhändler zu abgesprochenen Preisen verkauft. So war es auch mit Getreide, Hafer für die Pferde, Gerste für die Schweine, Schrott für das Rindvieh und die Schafe. So wurde auch für das Geflügel alles nötige bereitet. Es gab auch genügend Heu, doch dies wurde auf dem Feld gelagert. Weizen, Roggen, Gerstenmehl wurde für das ganze Jahr gelagert bis zur neuen Ernte. Aller Überschuss wurde dem Staat zu festgelegten Preisen abgegeben. Es wurde Fleisch von Rind, Schaf, Schwein und Geflügel verkauft. Vertreter von Restaurants aus der ganzen Gegend kamen den ganzen späten Herbst wegen dieses Fleisches. Menschen erschienen am Hof und machten Bestellungen. Nach zwei bis drei Tagen bekamen sie alles, was sie bestellt hatten. Die Auszahlungen erfolgten über die Banken.

Fleisch und Fleischprodukte wurden als Vorrat für die Familie bereitet, genau auf dem Hof in der Familien-Wurstwerkstatt. Es wurden gekochte und geräucherte Würste gemacht, geräucherter ganzer Schweinehinterschinken. Suppenknochen, Rind, Schaf, Brustknochen, Rippen, Rückrad, Knochen mit Mark dies wurde gesalzen und mit verschiedenen Gewürzen in großen Fässern mit Deckeln eingelegt. Es wurden auch Entenschenkel und Brüstchen mit Knochen gesalzen und gewürzt. Dann wurden sie Dampf gegart und wurden

zum Frühstück mit Gemüse oder zum Mittagessen als zweiter Gang gereicht. Man machte Hackfleisch aus Rind, Schwein und Schaf. Das Hackfleisch wurde bis zu zwei kg am Stück gefroren, dann mit Salz und Piment eingerieben, und in Holzfässern gelagert. Diese wurden mit einem weißen Leinentuch bedeckt. Darauf legte man geschälten Knoblauch und Senf in Säckchen. Schließlich wurden die Fässer mit einem Deckel verschlossen.

Frische Rinder- und Schafhälften wurden gefroren und dann fest mit weißem Leinentuch umwickelt, das mit einem Sud aus Salz und Gewürzen getränkt war. Dafür gab es eine extra Fleischkammer. Im späten Herbst wurde früh morgens der Raum bis zum späten Abend geöffnet. In die Kammer wurde ein Behälter mit Schnee gestellt. Als der Schnee nicht länger taute, war die Kammer bereit, Fleisch im Winter zu lagern. Hier in dieser Kammer wurde Geflügel gelagert. Im Inneren waren die Decke, der Boden und die Wände ganz aus Holz. Geräuchertes wurde nicht gefroren, doch die Temperatur war nahe bei Null. Es gab eine extra Kammer zum Räuchern von Fleischprodukten, die Räucherammer.

Es wurde Kraut mit ganzen Zwiebeln, Kraut mit Äpfeln, und Kraut mit Halben Kohlköpfen in Holzfässern eingelegt. So wurden auch Wassermelonen mit und ohne Äpfel eingelegt. Man kochte Sirup aus Wassermelonen. Man machte Rahmbutter aus pasteurisiertem Rahm. Die Butter wurde sorgfältig in Eiswasser direkt im Butterfass gewaschen. Außerdem formte man 300 g. Stückchen und stapelte sie in 10 oder 20 l. Glasbehälter mit breitem Hals, die in geflochtenen Körben standen. Diese frische Butter wurde mit kaltem Wassermelonensirup übergossen und wurde fest mit Glasdeckeln verschlossen und noch mit einem festen Leinentuch umwickelt. So wurde frische Rahmbutter als Vorrat gefertigt, während die Kühe vor dem Kalben standen.

Im Vorrat wurde auch frische Milch bereitet. Nach dem Melken wurde die Milch bis zu 65 bis 70°C erwärmt, gekühlt und gefroren. Dann wickelte man es in Leintuch ein und stellte es in Holzkästen. Diese Kästen wurden in einem großen Kasten gestapelt und diese Milch wurde im Hof unter einer Überdachung gelagert.

Es wurden Getreidespeicher für die Lagerung von Getreide gebaut, für Mehl und Grütze. Das Mehl und die Grütze wurden in großen Holzkästen gelagert. In den Getreidespeichern gab es in zwei M.

Höhe mit Netz vergitterte Fenster ohne Glas. Rund um die Uhr gab es eine Belüftung. So wurde auch Marmelade aus Wassermelonen und Honigmelonen gemacht. Doch die Honigmelonen wurden auch getrocknet. Man machte Marmelade aus verschiedenen Beeren. Kartoffeln, Rüben, Möhren, Zwiebeln, Knoblauch, Kürbisse, alles wurde in Kellern gelagert, die sich unter den Getreidespeichern befanden. Gurken und unreife Tomaten wurden in Fässer eingelegt. Drauf legte man Senfpulver in weißen Leinensäckchen für die Vorbeugung von Schimmel.

Die alten Freunde und ehemaligen Leibeigenen des Barons von Wiegel kamen oft um zu helfen und zu lernen, wie man die Lebensmittel als Vorrat anlegt. Johann Christian von Wiegel hatte viele Freunde unter den Gutsbesitzern der nahe liegenden Landkreisen. Sie waren häufig Gäste des Barons. Da wurde über die Lage im Lande diskutiert. Man plante für die Zukunft. Man besprach alles bis ins Detail. Niemand von ihnen wusste oder konnte vorausahnen, dass mit einem Schlag die rote Bande ihre Pläne und sie selbst fortfeigen würde. Viele ihrer Kinder würden erschossen oder ohne Gericht und Ermittlungen verschickt werden, von wo niemand zurückkehren würde. Die Enkelkinder würden verhungern, wie Vieh auf Lastwagen abtransportiert und auf Friedhöfe geworfen werden ohne sie zumindest mit Erde zuzuschütten. Zu solchen unbeschreiblichen verbrecherischen Schrecken waren nur die Mitglieder der Bolschewistischen Partei fähig, W. Uljanow-Blank und seine engen Helfer wie Mordechaj Herschkowitsch, Rodomylski, Rosenfeld, Jankel Hauchman, Leo Bronnstein, Jurowski, Dserschinski, Josef Dschugaschwili-Stalin und viele andere.

Doch noch nahm das Leben seinen gewohnten Lauf. Die Enkel des Barons Johann Christian erlernten ausländische Sprachen, Musik und feine Manieren. Sie hatten Gouvernanten und Lehrer und bekamen in ihrem Elternhaus eine gute Ausbildung und Erziehung. Trotzdem waren sie von früh an, an die Arbeit auf Hof und Felde gewöhnt.

Ende des 19. Jahrhunderts war das russische Reich 22,5 Millionen Quadrat km groß und war in 81 Gouvernements und 20 Gebiete ein-

geteilt. Manche Gouvernements und Gebiete schlossen sich zu General-Gouvernements zusammen. Im Jahre 1897 wurde im Land eine Volkszählung durchgeführt, die ergab, dass 128.924.290 Menschen in Russland lebten. Die Zustände im Lande spitzten sich immer weiter zu. Die Arbeiter streikten, die Bauern waren in Aufruhr, die Matrosen des Panzerkreuzers „Fürst Potjomkin-Tawritscheski“ waren im Aufstand. Die Soldaten erschossen die Offiziere und kaperten das Schiff. Der Aufstand auf dem Panzerkreuzer dauerte 12 Tage lang und endete mit der Abgabe des Schiffes an die rumänischen Mächte. Die Soldaten und Matrosen forderten die Zusammenkunft der Konstituierenden Versammlung, die Entscheidung der Agrarfrage, Freiheit und Verbesserung ihrer Lebensumstände. Jeder forderte alles, was man fordern konnte und nicht fordern durfte.

Im Juli 1906 ernannte man Peter Arkadjewitsch Stolypin zum Vorsitzenden des Ministerrates. Er wurde in Dresden, Sachsen, geboren und lebte von 1862 bis 1911, war adelig und Sohn des Artilleriegenerals Arkadi Dmitriewitsch Stolypin. Peter Stolypin erhielt eine gute und vielseitige Bildung. Er verteidigte seine Dissertation über das Problem der Landwirtschaft, obwohl er an der mathematischen Fakultät gelernt hatte. Man zählte ihn zu den kultivierten, wohlgezogenen Menschen. Intellektuelle Probleme, besonders die Bauern, beschäftigten ihn in großem Maße. Er wusste, dass das Aufblühen eines Dorfes vor allem vom intellektuellen Fortschritt seiner Bewohner abhing. Er war davon überzeugt, dass man Veränderungen in den Dörfern vornehmen müsse, um Russland zu einem modernen Land zu machen.

Als er in der Duma auftrat, sagte er an die Linken gerichtet: „Ihr braucht große Erschütterungen. Wir brauchen ein großes Russland.“ Er fing an Ordnung im Lande zu schaffen, führte Kriegsfeldgerichte ein und sagte dazu: „Zuerst die Beruhigung des Landes und dann die Reformen.“ Die Kriegsfeldgerichte führten sofort Ermittlungen über revolutionäre und terroristische Taten durch. Die Erfüllung der Untersuchung und Urteilsverkündung wurde vom Militär vollstreckt. Die Angeklagten bekamen keine Rechtsanwälte und hatten kein Recht auf Berufung. Mehr als 1.000 Menschen wurden zum Tode oder zur Zwangsarbeit verurteilt.

Peter Stolypin führte die Agrarreform in Russland durch, die mit der Bewahrung des Landes von Gutsbesitzern fähig war die Landwirtschaft weiter zu entwickeln. Das Hauptziel der Agrarreform war es die Bewohner der Dörfer für die Entwicklung des Kapitalismus in Dörfern zu starken Privatbesitzern zu machen. In sehr kurzer Zeit konnte unter der Führung von Peter Stolypin nicht nur die Agrarreform realisiert werden, sondern auch die finanzielle Lage im Land, der Armee und in der Flotte nach der beschämenden Niederlage im Russisch-Japanischen Krieg wiederhergestellt werden. Anfang des 20. Jahrhunderts belegte Russland den ersten Platz im Welthandel mit landwirtschaftlichen Produkten. Peter Stolypin wurde der Schöpfer einer neuen politischen Ordnung. W. Uljanow-Blank konnte nicht zulassen, dass so ein vielseitig, gebildeter Mensch, wie Peter Stolypin, der Russland auf den Stand einer neuen politischen Ordnung brachte, ihn von seiner Spur verdrängte. Stolypin musste sofort beseitigt werden, was auch gelang.

Vor seiner Ernennung zum Ministerratsvorsitzenden, war Peter Stolypin der Gouverneur von Saratow, das zu jener Zeit im Lande berühmt für ihre Unruhen war. Dort versuchte Peter Stolypin sich mit der Situation, in der er sich befand und mit den Leuten, die er leitete vertraut zu machen. Genau zu dieser Zeit erlangte er ein Ansehen, das kein anderer Gouverneur hatte, weil Peter Stolypin mehr an den Dialog, an den zwischenmenschlichen Kontakt zu den aufständischen Menschen, glaubte als an grausame Taten.

Anfang 1906 traf sich Johann Christian von Wiegel mit Peter Stolypin. Dieses Treffen blieb nicht einmalig und die Gesprächsthemen waren vielfältig. Johann von Wiegel fand, dass Peter Stolypin ein außergewöhnlicher Mensch war, gebildet, wissend und verstehend. Er war ein Mensch mit großem Verstand und Ergebenheit. Solche Leute waren zur damaligen Zeit in Russland eine Seltenheit. Der Herr von Wiegel war damals bereits 65 Jahre alt und er wusste nicht, dass er den jungen Peter Stolypin, seinen geliebten Sohn Friedrich und sogar Wladimir Uljanow überleben würde. Johann Christian machte seinen Sohn Friedrich von Wiegel, der das Staatsrecht studiert hatte und sich gut im Bereich der Landwirtschaft auskannte, da er

dies nebenbei studiert hatte, mit Peter Stolypin bekannt. Damals war er 30 Jahre alt. Er wurde bereits mehrmals in die Landverwaltung gewählt.

Im September 1911 im Kiewer Stadttheater kam während der zweiten Pause ein junger Mann an Peter Arkadi Stolypin heran und schoss zweimal aus nächster Nähe auf ihn. Der Mörder war der 24-jährige Dmitri Grigorjewitsch Bogrow - Mordechai Herschkowitsch. Er war der Sohn eines reichen Hausbesitzers in Kiew. Mordechai studierte in der juristische Fakultät der Universität von Kiew, die er 1910 beendete. Das Leben dieses jungen Sprösslings hatte erst begonnen. Nach zwei Tagen, nach der Beerdigung von Peter Stolypin, wurde Mordechai Herschkowitsch vom Militärgericht zum Tode durch den Strang verurteilt. So schwand dieser junge Mann aus der Welt und man verstand nicht, wieso er überhaupt auf die Welt gekommen war. Denn nicht er hatte Stolypin das Leben gegeben und er hatte kein Recht es ihm zu nehmen. Wie viele solche Narren es damals in Russland gab ist schwer zu sagen und noch schwerer zu beschreiben. Der Mord, der das Leben Peter Stolypin beendete, schloss einen bestimmten Abschnitt der russischen Geschichte.

Zurzeit Peter Stolypins machte der ökonomische Fortschritt des Landes einen weiten Schritt nach vorne. Im Jahre 1911 war der Rubel einer der stärksten Währungen jener Zeit. Als er vom Tode P. Stolypins erfuhr war Baron von Wiegel erschüttert über die Zustände in Russland und den Mord am Premierminister. Sehr schnell verstand er, dass die Zukunft des Landes nichts Gutes bringen würde und er entschied sich sofort 100 ha seines Landes zu verkaufen, 20 Pferde und vier Kamele. Er verkaufte alles gewinnbringend und für eine stabile Währung. Die Leute lebten und arbeiteten, doch die Unruhe wuchs mehr und mehr.

Am 10. Februar 1914 verkaufte Baron von Wiegel weitere 50 ha seines Landes. Er behielt 32 ha des allerbesten Grundstückes mit drei Brunnen darauf. Doch das Einkommen der Familie wurde geringer. Einige Monate vor Kriegsbeginn waren viele Banken dazu genötigt, ihr Dasein zu beenden, weil die Leute ihr Geld abhoben und ihre Kontos schlossen. So handelte auch der Baron von Wiegel. Die Geldsumme war aufgrund des ausgezeichneten jährlichen Einkom-

mens und durch den Verkauf von landwirtschaftlichen Produkten, der 150 ha Land und der Pferde nicht gering. Dennoch war die Zukunft beunruhigend.

Aufmerksam und von allen Seiten beobachtet der Baron die Presse und erwarb die Informationen seiner Quellen, die Freunde und Bekannte und einige hochgestellte Persönlichkeiten waren. Er schätzte die Situation und die entstehende Lage im Lande richtig ein. Nach der Auflösung seines Bankkontos traf er eine richtige Entscheidung. Auf die gesetzlichen Grundlagen gestützt teilte er seine Familie in fünf Familien. Jede erhielt sechs ha Land, vier Pferden, vier Ochsen, zwei Kühe, sechs Schafen und anderes. Er machte seine Familien in jeder Hinsicht einer wohlhabenden Bauern Familie gleich. Jede Familie erhielt ein Dokument, das die Zahl der Familienmitglieder und ihren Besitz bestätigte.

Als seine alten Freunde, ehemalige Leibeigene, die bereits ebenfalls 68 bis 73 Jahre alt waren und noch immer kamen, um dem alten Baron, ihrem Freund, zu helfen, davon erfuhren, weinten sie. Der Baron selbst weinte nicht, obwohl klar war, dass dies doppelt so schwer für ihn war. Man kann ihn nur beneiden und sich wundern über wie viel Tapferkeit, vielseitiges Wissen und physische Kraft dieser Mann verfügte, um richtig und berechnet zu handeln und damit der Katastrophe, kurzzeitig zuvor zu kommen, die auf das ganze Land zukam.

Auf dem Land gab es eine gesamte Mobilisierung. Alle erwachsenen Männer aus der Familie von Wiegel mussten an die Front. Die ältesten Enkel waren Jugendliche und der Herr Baron war 73 Jahre alt. Über seine Gesundheit beklagte sich der verehrte Herr nicht. Es war noch alles in Ordnung...

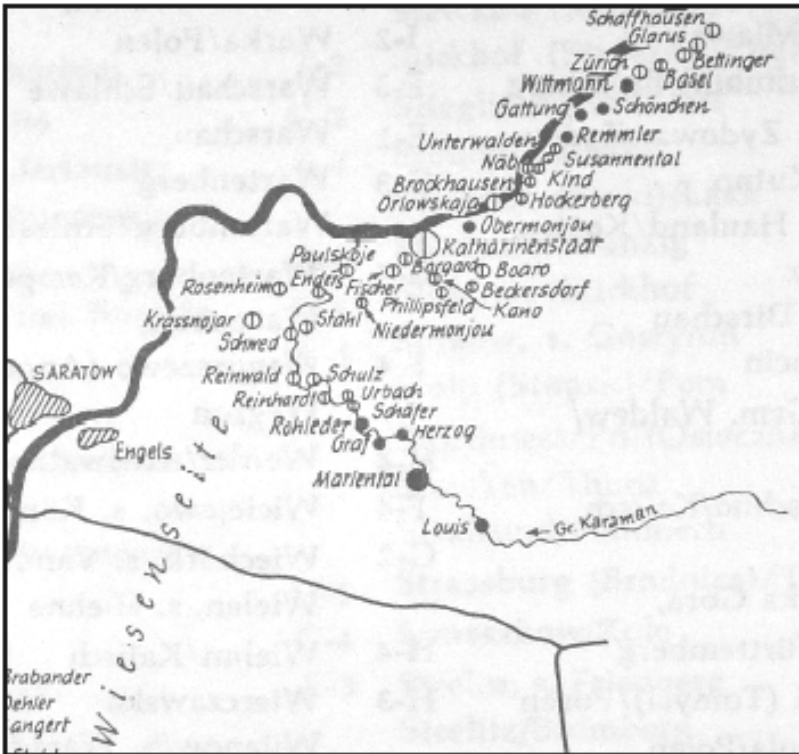
Valentina Sommer



„In Deutschland ist das Buch „Das Schicksal. Der lange Weg nach Solothurn-Wittmann und zurück“ von Valentina Sommer veröffentlicht worden. In ihm berichtet die Autorin über das schwere Los ihrer Landsleute, der Russlanddeutschen, die während des Deutsch-Sowjetischen Krieges (1941-1945) aus dem Wolgagebiet gewaltsam deportiert worden sind. Valentina Sommer widmet ihre Erforschungen dem 70. Jahrestag der Deportation der Wolgadeutschen nach Kasachstan“.

...1766 kamen die meisten Ansiedler aus Deutschland aus Trier, Mainz und Pfalz. Die 800 Familien wurden auf ca. 27000 Personen geschätzt. Sie verpflichteten sich noch in Deutschland an der Wieseite der Wolga anzusiedeln und eine Landwirtschaft zu betreiben. Für die ersten Ansiedler wurden Vorbereitungen unternommen. Es wurden Zimmermänner an den Ort geschickt, um Häuser für die Kolonisten zu bauen. Aber die Wirklichkeit sah bei der Ankunft anders aus. Der Ort für die Neuansiedlung war schon benannt, aber das Land war noch leer, keine versprochene Häuser, Schulen oder noch was. Auf jeden Fall habe ich bei verschiedenen Autoren, die Geschichte der Wolgadeutschen erforscht haben, unterschiedliche Angaben für diesen Zeitraum gelesen. Die Leute haben sich schon unterwegs zusammen gefunden, sich anderen angeschlossen, oder im Laufe der ersten Jahre von einer in die andere Kolonie gewandert. Aber eins kann ich ganz sicher behaupten, dass die Verwandtschaft in aller Zeit sich in einer Gruppe zusammengehalten hat. Es ist auch bis jetzt nicht anders. Es war auch bei der Heimkehr aus Kasachstan nach Deutschland 1990-2003 genau so. Die Verwandtschaft hielt zusammen und wurde in einem Ort sesshaft. Die sämtlichen Kolonien an der oberen Wolga, unterstanden dem Unterwaldner Kontor, das ein strenges Aufsichts-Regiment führte. Alle Heirats- Geburts- und andere Urkunden, jedes Verlöbniß wurde im kirchlichen Register festgehalten. In der Kolonie der Neuansiedlung, gab es Gemeindevorsteher, die das Organisatorische regelten. Nicht selten sind die Dörfer nach ihren Namen benannt worden. Diese Leute hatten sich schon auf dem Weg zum neuen Wohnort organisatorisch bemerkt gemacht. Endlich hatte sich innerhalb der Ortschaften jeder ein Besitz angeeignet, was er bekommen konnte. Aber kinderreiche Familien hatten sofort verspüren müssen, dass es zu wenig an Ackerland gab. Besonders die, die sich an der linken Uferseite, an der Wieseite zusammengedrängt hatten, um aneinander Halt und Schutz zu suchen. Das damalige Ackerland zieht heute noch in schmalen Streifen von der Wolga Ostwärts fünfzig Kilometer weit in die Steppe. Zum besonderen Unglück wurde die Armut als nach Ablauf der zehn Jahren die gesetzmäßige Ruckzahlung des Darlehns dazu kam. So dauerte es natürlich sehr lange bis die Ausländer in der Wirtschaft, Bildung, Kultur und allem anderen auf den grünen Zweig kamen. Im

Allgemeinen Alltag haben sich die deutschen Kolonisten der russischen Lebensart und besonders des Ackerbaus angepasst. Sie benutzten auch für die russischen Bauern geeignetes Werkzeug. Im Jahre 1769 zahlte die Kolonie Unterwalden 40 Familien, die 1614 Desjatin (ca. Hektar) Land zur Verfügung hatte. **Solothurn, später Wittmann**, das 1768 gegründet wurde, ist das Heimatdorf unserer Vorfahren. Es zahlte zu dieser Zeit 43 Familien mit 2219 Desjatin Land. Pater Beratz gibt im Jahr 1912 Unterwalden - mit 150 Seelen und Solothurn - 4025 Seelen an. Die Deutsche Ortsnamen wurden nach dem ersten Weltkrieg 1914 russisch umbenannt.



Ausschnitt aus der
„Karte der deutschen Mutterkolonien i. Wolgabiet“

Igor Pleve hat die Ankunft der Siedler der Boregardsche Gruppe so beschrieben.

Im August 1767 kam eine große Gruppe von Deutschen durch Lübeck und Oranienbaum in die Wolgaregion an. Den ersten Winter mussten die Kolonisten in den schon früher gegründeten Kolonien Boregard, Paulskoje, Boaro und anderen untergebracht werden. Die Zimmerleute haben schon im Frühjahr 1764 begonnen in den, für Kolonisten vorgesehenen Orten, Häuser zu errichten. Der Bau der Häuser ist durch die Witterungsbedingungen verhindert worden. Durch den Sturm auf dem Fluss Wolga wurde es unmöglich das Holz aus dem Wasser zu hohlen und zum Bauort zu transportieren. **So ist 1768 als Gründungsjahr der Kolonie Solothurn (Wittmann) festgehalten worden.** Da fand ich folgende, lange gesuchte Information über den ersten Einwanderer der **Familie Sommer**, wie sie hießen, in welchem Alter sie waren, woher sie kamen und was für einen Beruf sie in der verlassenen Heimat ausgeübt haben.

Da habe ich noch nicht gewusst, dass ich später noch viel mehr Archivmaterial über unsere Ersteinwanderer der Familie Sommer zu Sicht bekomme.

Band 1, Seite 212 unter Nr. 75 steht: **Sommer, Heinrich, 20, (geboren 1747), katholisch, Strumpfwirker aus Pfaffenheim, ledig. (Land nicht angegeben) Bruder Peter, 17, (geb. 1750) Josef 12, (geb.1755) Schwester Maria, 18, (geb. 1749) sind am 3.8.1767 in der Kolonie Boregard eingetroffen.**

1768 siedelten sie in die Kolonie Solothurn über Strumpfwirker ist eine Berufsbezeichnung für Strumpfweber. Es gibt leider keine Information über die Eltern der Familie, wobei voll möglich ist, dass die Eltern oder einer der Eltern, der dabei war, unterwegs verstorben sind. Die Listen, der auf den Schiffen Verstorbenen, sind nicht namentlich geführt worden. Die Begleiter der Siedler gaben nur die Zahl der Verstorbenen an. Die Namen der Lebenden sind auch nur wegen den Verpflegungskosten (ein Mann 15 Kopeken, Frau zehn Kopeken, Kinder bis zwei Jahren zwei Kopeken, von zwei bis 15 Jahren sechs Kopeken pro Tag), auf der Liste an die Auslandsbehörden weitergeleitet worden. Hauptsächlich dadurch sind ihre Namen

auch für die Zukunft auf verschiedene Weise erhalten geblieben. Am 27. August 1766 wurde die Kolonie Boregard gegründet. Vorübergehend wurden Kolonisten, die für andere Ortschaften bestimmt waren, zum Überwintern, hier angesiedelt. Später zogen viele von ihnen nach Solothurn um. Folgende Familien, die aus verschiedenen Orten aus Deutschland und auch aus anderen Ländern stammten, kamen dann im nächsten Jahr in Solothurn zusammen.

König Nikolaus, 34, katholisch, Ackerbauer aus Mainz, Frau Katharina 24, zum Überwintern in die Kolonie Boregard, angekommen. 1768 nach Solothurn Wittmann umgesiedelt.

Ruder Andreas, 32, katholisch, Ackerbauer aus Hengofen, Frau: Appolonia, 44 Kinder: Hans Georg, 8 Anna Maria, 10 Am 3.8. 1767 in der Kolonie Boregard eingetroffen. Von den Voevoden in Saratov eine Kuh und ein Pferd erhalten. 1768 siedelte die Familie nach Solothurn über.

Engel Heinrich, 23 katholisch, Maurer aus Neunhof, Frau Catharina, 24, In der Kolonie Boregard am 27. 8. 1766 eingetroffen. Erhalten von der Voevodenkanzlei in Saratov 150 Rubel, 1768 gab es in der Wirtschaft 3 Pferde, 2 Kühe, gepflügt 2 Des.

Leifried Josef, 21, katholisch, Müller aus Eichenbühl, Frau Maria, 18, in der Kolonie Boregard am 3.8.1767 eingetroffen. Erhielten eine Kuh, später in eine andere Kolonie übersiedelt.

Schneider Andreas, 21 katholisch, Ackerbauer aus Darmstadt, Kaden, Frau Catharina, 22, in der Kolonie Boregard am 3.8.1767 eingetroffen. Erhielten eine Kuh, zwei Pferde. 1768 gab es in der Wirtschaft zwei Pferde.

Schneider Christian, 29, katholisch, Ackerbauer aus Lauf, Frau Margareta, 26, ist am 3.8.1767 in der Kolonie Boregard eingetroffen.
König, Friedrich, am 3.8.1767 in der Kolonie Boregard eingetroffen, lebte in der Familie des Stiefvaters Dilthorn, Frau Catharina König.

König Johann, 46, katholisch, Ackerbauer aus Fulda, Frau, Anna Barbara Schäfer, 36, Kinder: Johann Kilian, 20 Johann Adam, 17, Johannes, 8, Katharina Elisabeth, 2 Am 10.8 1767 in der Kolonie Kohler eingetroffen. Erhalten von dem Vormundschaftskontor in Saratov 25 Rubel, 1 Zaum, (für Reittiere zu zahmen und lenken), 5 Sashen, Seil, 1 Pferd, 1 Kuh.

Wahl Johannes, 1767 in Obermonjou eingetroffen

Deisling Heinrich, in der Kolonie Obermonjou eingetroffen, Frau Katharina, 26

Dechant Johannes, 37, katholisch, Tischler, aus Hanau-Höchst, 38 Frau Anna, 27, am 23.7. 1767 in Obermonjou eingetroffen. Die Familie erhielt von der Voevodenkanzlei in Saratov als Unterstützung drei Pferde

Bittel Caspar 27, katholisch, Maurer aus Orb, am 3.8.1767 zum Überwintern in der Kolonie Obermonjou eingetroffen, siedelte 1768 nach Solothurn um.

Bittel Konrad, 31, katholisch, Ackerbauer aus Bamberg, Witwer, Kinder: Bartel, 6 Maria, 10 Kunigunde, 9 Am 3. August 1767 in der Kolonie Paulskaja eingetroffen. Erhalten von der Vormundschaft in Saratov 1 Kuh. Siedelte 1768 in die Kolonie Solothurn über.

Brungard Franz-Peter, 25, katholisch, Ackerbauer aus Zweibrücken. Frau Anna-Maria, 18, aus Trier, am 14.6.1766 in der Kolonie Rohleder eingetroffen.

Graf, Johannes, 44, katholisch, aus Ausbach, Dorschheim Kinder: Johannes, 17 Christina 14, in der Kolonie Dehler am 1.7.1767 eingetroffen. Erhalten 25 Rubel, 1 Pferd, eine Kuh.

Haas Johannes, 35, katholisch, Ackerbauer aus Bayern, Windorf
Frau Catharina, 40, in der Kolonie Brabander am 13.8.1767 eingetroffen. Erhalten 25 Rubel, zwei Pferde, eine Kuh.

Redel, Johannes Peter, 18, katholisch, Ackerbauer aus Luxemburg,
Befort, Frau Maria, 18, am 19.8.1767 in der Kolonie Brabander eingetroffen. Erhalten 25 Rubel, zwei Pferde, eine Kuh.

Meier Simon, 40, katholisch, Ackerbauer aus Bayern, Straubing,
Frau: Katharina 39, Kinder: Georg, 1,5 In der Kolonie Marienthal am
14. Juni 1766 eingetroffen. Erhalten von den Voevoden in Petersburg
12 Rubel, von der Vormundschaft in Saratov 150 Rubel.

Schumacher Peter, 37, katholisch, aus Linne

Johannes Mai, katholisch, aus Trier

Isheim Johann Adam, 35, ref.

Witwer, Strumpfwirker aus Braunfels Berghausen, Kinder: Jordan,
14 Elisabeth, 11, Susanne, 9 In der Kolonie Kukkus am 26. Juni
1767 eingetroffen

Heinz, Heinrich, 35, luth. Handwerker aus Zweibrücken, Frau Katharina, 38, in der Kolonie Grimm, die am 1. Juli 1767 gegründet wurde, eingetroffen.

Hepp Philipp, katholisch, 27, Handwerker aus Aschaffenburg Frau: Margaretha, 30, Sohn Peter 3 In der Kolonie Graf am 10. Juni 1766 eingetroffen. Von den Voevoden in Petersburg 12 Rubel, von dem Vormundschaftskontor in Saratov 150 Rubel erhalten.

Man kann nicht behaupten, dass das alles Vorfahren der späteren Einwohner des Dorfes Solothurn, oder Taldy-Bulak, sind.

Aus den Archivforschungen ist festzustellen, dass die Kolonisten oft von einer Kolonie in die andere umgezogen sind. Die Namen der Familien **Sommer Heinrich und Sommer Joseph,** und alle oben

erwähnte, findet man auch in der Liste der Volkszahlung der Kolonie Solothurn (Wittmann) in den Jahren 1798 und 1834 wieder.

1768 wurde die Kolonie **Solothurn** gegründet. In diesem Jahr wurde keine Volkszahlung durchgeführt. Das lässt die Namenliste aller ersten angesiedelten Kolonisten nicht ganz genau feststellen...

...Der Werber Baron von Boregard hatte eine staatliche Erlaubnis die neugegründete Siedlungen nach seiner Lust und Laune zu benennen. So benannte er die erstgegründete Kolonien nach der Zarin Katharina der Großen, **Katharinenstadt**. Damals noch Siedlung, sollte sie eine Stadt werden. Es wurden Leute mit städtischen Berufen angesiedelt. Auch die Namen von seinen Freunden, Vorgesetzten, Namen seiner Kinder und der Frau wurden auf diese Weise verewigt. In den Kolonien mit Schweizernamen wollte Boregard die Verwaltung und die Kolonieordnung nach der schweizerischen Art fuhren und benannte auch die Orte entsprechend. Dieses Projekt ist ihm nicht gelungen.

Im Vergleich zu Karl Stumpp, der 1000 Einwanderer aus der Schweiz angibt, behauptet Dr. Igor Pleve in seinen Forschungen, dass nur 15 Familien, aus der Schweiz stammend, sich an der Wolga niedergelassen haben. In den Volkszählungen der folgenden Jahre sind es nur noch acht angegeben worden. Über die restliche Zahl der aus der Schweiz angekommenen Familien gibt es keine Information. Da kann ich behaupten, dass ich eine davon persönlich kannte! Das waren die Vorfahren von Regina Ruder, geborene König. Sie wurde 1911 in Solothurn Wittmann geboren. Ihr Großvater Michael König steht auf der Einwohnerliste von Solothurn von 1834.

Die Bergseite wurde von französischen aus der Schweiz, und evangelischen Auswanderer aus Deutschland angelegt. Eingeordnet wurden die Angekommenen nach dem Beruf. So wurden, zum Beispiel, die Akademiker, die einen studierten Beruf hatten, in die Kolonie Katharinenstadt angewiesen. Da siedelten auch Franzosen (das waren Kolonisten, die aus Frankreich angeworben wurden) an. So gab es in Katharinenstadt ein Arzt namens **Andreas Sommer**, er kam aus Österreich.

Viele Siedler, die mit der landwirtschaftlichen Tätigkeit in ihrer Heimat nichts zu tun hatten, waren jetzt gezwungen Bauern zu werden und das Ackerland zu bearbeiten. Das führte nicht gleich, in den ersten Jahren zum großen Erfolg. Dieses Handwerk musste erst mal gelernt werden...

Die Archivforschungen erwiesen viele Schwierigkeiten. Die Namen der Siedler wurden meistens vom Sprechen aufgenommen und dann noch in der russischen Art niedergeschrieben. Dass, das kompliziert zu lesen war, ist klar. Die Schreibweise war von der Handschrift, von dem Bildungsgrad und dem Hörvermögen des Erstherstellers der Listen, abhängig. Das erschwert natürlich das Herausfinden der Verfahren. Die Namen der Kolonisten wurden auch im Heimatort an den Sammelpunkten aufgelistet. Auf den Schiffen wurden Listen wegen der Verpflegung geführt. Jede erwachsene Person bekam von den Ausländerbehörden aus Moskau 42 Kopeken pro Tag.

Das religiöse und kulturelle Leben der Kolonisten. Da viele Deutsche auch aus religiösen Gründen aus ihrer Heimat ausgewandert waren, kann man sich das weitere geistliche Leben der Ansiedler leicht vorstellen. Die Anfangsschwierigkeiten mussten als Mutprobe, als eine Frömmigkeitsprüfung ertragen werden. Sonntagsmessen wurden in Lehmhütten, später Häusern und dann in der Kirche gehalten. Vorne an der Wand wurde ein kleiner Altar mit heiligen Bildern und mitgebrachten Gebetbüchern eingerichtet. Die Kolonisten trafen sich der Reihe nach in den Familien und es wurde wie daheim gebetet und gearbeitet. (Ora eth labora – arbeite und bete)...

...Das hatte sich, nach der Zwangsausiedlung, in der Deportation unter der Kommandantur in Kasachstan, im zweiten Weltkrieg, wiederholt. Es war sehr schwer am Anfang einen Pfarrer für die Gemeinde zu finden. In einigen Jahren ist dieses Problem auch gelöst worden. Die Bergseite war meistens evangelisch, die Wiesenseite-katholisch. Als wichtigste Aufgabe der Kirche war die Volksbildung, besonders die Schulbildung der Kinder. Einer von den ersten Pfarrern die diese Notwendigkeit erkannt hatte, hieß Pfarrer Fessler. Die Gemeinden besoldeten den Lehrer, anfänglich Schulmeister oder Diakon genannt. Die ersten Schulbücher wurden mit Anteil des Pro-

fessors Johann Friedrich Erdmann 1815 verfasst. In Katharinenstadt wurden eine Hauptschule und auch eine höhere Volksschule gegründet, in der die Knaben zu späteren Gemeindevorstehern ausgebildet wurden. Die Lehrer mussten ihre Fähigkeiten durch ein Examen in dem Saratover Konfistorium beweisen, bevor sie eine Stelle bekamen. Um eine höhere Ausbildung zu bekommen kamen die jungen Leute in die, weiter gelegene Ortschaften, wie Saratov oder Kasan. Da die Eltern einen großen Gegenstand dafür leisteten, wurden meistens die Weisenkinder oder aus kinderreichen Familien Knaben zum weiterlernen entsandt. Sie machten die Ausbildung deutsch und russisch, auf Kosten der Gemeinden und wurden später als Vorsteher oder Dolmetscher im eigenen Ort eingestellt. 62 In den katholischen Kolonien ist die kulturelle und schulische Entwicklung langsamer verlaufen, als in den evangelischen. Das kann man aus den Schriften der kirchlichen Bücher entnehmen. Insgesamt sind in den ersten Kolonien 9 Priestern zu nennen. Sie kamen aus Deutschland. Die Nachfolger kamen aus Polen, da es keine eigene gab. Die polnischen Priester haben ihr Amt und Arbeit sehr vernachlässigt. Volksbräuche, die in Deutschland schon längst verschwunden sind, hielten in Russland bei deutschstämmigen noch bis in die 1990er Jahren fest stand. Die Männer und Frauen, die Russen oder Kasachen geheiratet haben, übernahmen auch teils die Sitten und Bräuche der anderen Nation. Unsere Verwandtschaft ist deutsch geblieben. Den Hochzeitsbrauch haben wir in unserer Jugend, 1960-1980 Jahren auch noch fast so erlebt, wie es früher war. Wenn jemand von den Burschen heiratswillig war, hat man es an seinem Pferd gesehen. Er pflegte es besonders gut über den Winter, so dass es im Frühling bei Brautabholen schon aussah. Wenn der Bräutigam selber schüchtern war, schickte er zu den Brauteltern seine Verwandte, sprich Vertreter. Sie klopfen in der Dunkelheit so lange an die Tür, bis die Familie der Braut öffnete. Wenn man einen leeren Korb herausgestreckt bekam, war das eine sofortige und endgültige Absage. Das galt als eine große Schande für den Bräutigam. Beim hereinlassen, schwiegen sie lange am Tisch, bis sie mit ihrer Angelegenheit herausrücken konnten. Ist der Vater damit nicht ganz einverstanden gewesen, so löschte er das Petroleumlicht und ging zu Bett, darauf redeten die Vertreter schmeichelnd weiter, der Vater lässt sich bitten, kommt aber wieder zum

Brandwein an den Tisch heraus. Nimmt er ihn an, so ist es ein Zeichen des Einverständnisses. Jetzt werden Frau, Tochter und Bräutigam gerufen. Es wird die ganze Nacht gefeiert und in der Früh ist die Verlobung beim Pfarrer bekräftigt worden. Fast alle Verlobungen geschahen zwischen Weihnachten und Neujahr und im Frühling wurde die Hochzeitsfeier durchgeführt. Die Hochzeitslader gingen von Haus zu Haus mit einem großen Stab in der Hand. Wer von den Gästen zugesagt hatte, befestigte ein buntes Seidenband am Stock. Diesen Brauch habe ich noch in den 1960 Jahren in Taldy-Bulak erleben können.



Das Brautkleid. Am Altar, der daheim angefertigt worden ist, bekommen die Braute den Gottessegen der Eltern.

Gerhard Zielke



Gerhard Zielke, geb. 1940 in Nowoskatowka, Sibirien, in der Familie eines Dorfschullehrers. Beendete eine Berufsschule und arbeitete eine Zeitlang im Binnenhafen als Schiffer. Später Bauarbeiter und Hochspannungselektriker in Omsk.

Lebt zurzeit in Kassel. Schreibt Gedichte und Kurzgeschichten.



**Einige Ereignisse
aus dem Leben der Familien Zielke und Zeitler**
Tatsachen meines Stammbaums

Einleitung

Wie auch einen beliebigen anderen Menschen lasst mich die Chronologie meiner Familie nicht los. Es wäre ein großer Verlust für die Nachkommen, wenn das Leben unserer Vorfahren in Vergessenheit geraten würde. Heutzutage ist es mit Hilfe verschiedener technischer Mittel (Aufzeichnungen, Fotos, Tonbänder, Fernsehkameras usw.) bedeutend leichter, die laufenden Ereignisse für die Zukunft festzuhalten. Die meisten begnügen sich aber damit, dass sie ihre Vorvater zumindest bis ins dritte, höchstens ins vierte Glied verfolgen können. Es gibt aber Volker, die von ihren Kindern verlangen, dass diese ihren Stammbaum bis ins siebte Glied kennen. Erinnerungen an unsere Vorfahren, Tonband- und Filmaufnahmen sind für unsere Nachkommen immer von hohem Wert. Manche Aufzeichnungen solcher Art begeistern mich oft durch die Leichtigkeit ihrer Darstellung, als ob sie spielend geschrieben worden waren. Aber dahinter steckt natürlich eine muhselige, zeitraubende Kleinarbeit.

Zielke, Emil Christianowitsch (1874-1931)

Meinen Großvater väterlicherseits habe ich schon nicht mehr angetroffen. Er starb lange vor meiner Geburt in Moskalenki, wo ihn die Großmutter, weit entfernt von den Verwandten ganz allein auf einem fremden, jetzt unbekanntem, Friedhof begraben hatte. Den Berichten der Eltern zufolge war er ein stiller, nicht ganz gesunder Mann mit braungeräuchertem Schnauzbart. Zuweilen trank er, und wenn er beschwipst war, handelte er eigenwillig, und die Großmutter konnte gegen ihn nicht mehr so rigoros vorgehen, obwohl sie in der Familie die anerkannte Selbstherrscherin war. Im allgemeinen ist bekannt, dass er sein Handwerk und seine Bodenparzelle mochte, aber, wie jetzt bekannt ist, schlecht vorankam. Unser Vater sprach von ihm, wenn zuweilen auch mit Nachsicht, mit vertraulicher Zuneigung und unterstrich dabei die Reinheit seiner Absichten mit schüchterner Hochherzigkeit. In dieser Angelegenheit wurde oft eine Geschichte

erzählt. Als er sich mit einemmal nach seinem Sohn sehnte, fuhren die Großmutter und er mit ihren gerade erst gekauften eigenen Pferden zum ersten Mal nach Nowoskatowka, wo ihr Alex, wie sie ihn nannten, bereits über ein Jahr lang erfolgreich als Schullehrer arbeitete. Es war schon Abend, als sie dort eintrafen, aber der Sohn war nicht zu Hause. Die Hauswirte, mit denen sie sich später verschwägern sollten, öffneten sperrangelweit das Tor und boten ihnen an, über Nacht zu bleiben und zu warten. Aber weit gefehlt! Die Großmutter, immer und überall gesellig und redselig, war sofort einverstanden und wollte es sich schon bequem machen. Aber der Großvater lehnte die Übernachtung strikt ab, denn er wollte in einem fremden Haus nicht unnötig zur Last fallen. Ohne vom Wagen zu steigen, fuhr er trotz allem Zureden der Großmutter und der gastfreundlichen Wirte in derselben Nacht zurück nach Krasnojarka. Großvater schreinerte gern, er tat es auf seine einfache bäuerliche Art, aber trotzdem gut. Bei Mutter im Vorzimmer ist bis heute noch ein von Großvater selbstgebasteltes hölzernes Kanapee heil und ganz geblieben. In der Kriegszeit war es für alle unersetzlich. Darauf wurde gegessen, geschlafen, Wäsche gebügelt ... Winters retteten wir uns darauf vor Kalte und Erkaltung. Und Großmutter benutzte es auf ihre eigene Art, indem sie, wenn sie in den Garten ging, uns Unbändige zur Sicherung vor dem Unvorhersehbarem mit einem Strick an die Rucklehne band. Und auch jetzt noch, beim Überfluss verschiedener Möbel im Hause, bin ich bemuht, wenn ich ins Elternhaus komme, eine Zeitlang auf dem harten Lager zu liegen und mit meinen Erinnerungen in die ferne Kindheit zu tauchen...

Zielke (Mittelstedt) Emilia Karlowna (1877-1947)

Von der Großmutter weiß ich noch, dass sie mich manchmal eindeutig und frech fragte, ob ich sie mag, und, wenn ich ja sagte, mich lange und kitzelnd küsste. Eine unermüdliche Arbeiterin! Ich habe sie nur immer bei der Arbeit gesehen. Jede Frucht aus dem Gemüsegarten, seien es nun Mohren, Mohn, Bohnen oder einfach Kartoffeln machte ihr Freude schon allein durch ihre Existenz. Ihre Unruhe, ihre rauen warmen Hände waren ständig in unserer Nahe, in allen Fällen unserer nicht leichten Kindheit. Im Winter mussten wir Jungen manchmal nach irgendeinem Werkzeug zu den Nachbarn laufen, und

wie immer ohne Handschuhe. Wenn wir dann mit verfrorenen Händen zurückkamen, fing uns die Großmutter schon an der Türschwelle ab, druckte uns an sich und wärmte uns, damit wir nicht sauer werden und aufheulen. Ich weiß noch gut, wie ich einmal im Sommer mit einem kleinen Beil auf einer knorrigen Stange herumhackte und plötzlich den rechten Fuß traf, so dass Blut hervortrat. Vor Schreck und Überraschung konnte ich kein Wort hervorbringen, und die halbtote Großmutter konnte nicht gleich verstehen, was geschehen war, und kam und kam nicht herbei. Da beschloss ich, ihr Angst einzujagen. Mit blutbesudeltem Fuß und verzogenen Mund humpelte ich gekrümmt zu ihr hinüber. Selbstverständlich erwartete ich von ihr einen unerhörten Angstschrei, aber die Oma dachte gar nicht daran sich aufzuregen, sie sah sich den verletzten Fuß mit einer geschäftigen Miene an, ging in den Kuhstall hinüber, nahm eine Handvoll frischen Mist, strich ihn auf die Wunde verband den Fuß mit einem Lappen, und das war's auch! Mit solcher Medizin heilte alles sehr schnell. Wenn ich heute noch auf die Narbe am Fuß stöße, erinnere ich mich mit Zärtlichkeit an meine furchtlose Großmutter und bin ein wenig verlegen wegen des damaligen dummen Theaters.

Sie war noch nicht allzu alt, aber sie sprach oft von ihrem Wunsch, die Rückkehr ihrer Söhne zu erleben, dann könne sie auch ruhig sterben. Und wirklich: der Krieg war zu Ende, beide Söhne kamen rechtzeitig zurück, und ein Jahr später erkrankte sie an Lungenentzündung, die Temperatur stieg plötzlich an, die Nacht über hatte sie hohes Fieber und starb gegen Morgen friedlich und schnell.

So vernünftig ist bisweilen der Lauf der Zeit. Ich bin sehr glücklich, dass ich sie gekannt hatte. Dies geschah im Winter 1947.

Das traurige Ereignis hat sich nur bloss im Kindergedächtnis eingepägt, aber ich kann mich noch klar daran erinnern, wie der umfangreiche Sarg, gezimmert aus breiten Scheunenbrettern, die man beim Nachbarn geborgt hatte, aus dem Haus getragen wurde. Schon später, schon auf dem Friedhof, setzte mich der glänzend weiße Januarschnee in Erstaunen. Ich ging damals schon ein halbes Jahr in die erste Klasse, und Großmutter hatte mich ständig in die Schule begleitet und auch wieder abgeholt. Und wenn es Mittagszeit war, hatte sie immer frischgebratene Kartoffeln dabei, die ich doch so gern mochte. Nach ihrem Tod ließ mein Interesse an der Schule und

am Unterricht sichtlich nach, und im Frühjahr gab ich alles auf und zog ins Nachbardorf um, wo Vater ein anderes Haus gekauft hatte ... Kann ich mich meiner Kindheit irgendwie rühmen? Wohl kaum. Sie wurde wie auch alles anderen von der rauen Zeit geprägt. Das Leben jener Periode verlangte bei der Überwindung der Armut von jedem Mann unglaubliche Anstrengungen ab. Unsere Mütter wurden überall gebraucht, sie schufteten in unmenschlichen Verhältnissen und versteckten oft in ihren Taschen eine Handvoll wertvoller Weizenkornchen von abgeernteten Feldern. Die satten und halbbetrunkenen Natshalniks lauerten ihnen auf Tennen und Feldern oder unterwegs zu ihren hungrigen Kleinkindern auf und bestrafte sie, auf ihren gemästeten Pferden sitzend, mit Peitschenhieben und ähnlichen Exekutionen. Unter Androhung einer Gefängnishaft zwangen sie sie auch oft zum Geschlechtsverkehr. Und zu Hause blieb mit uns immer nur die Großmutter. Schon früh am Morgen ging sie in den Gemüsegarten und war mit ihren Bohnen, Gurken, ihrem Mohn beschäftigt... Gegen Mittag erst kam sie zurück, um uns etwas zu essen zu machen. Die Mutter kam erst spät, nur für die Nacht. Ich kann mich noch gut erinnern, wie im Spatsommer zur Großmutter ein alter Kasache kam und mit seinen gekrümmten Fingern Mohnkapseln in seinem Sack verschwinden ließ. Beide kannten kaum mehr als ein Dutzend Wörter auf Russisch, unterhielten sich aber lange und laut über irgendwelche Probleme in einer nur ihnen verständlichen Sprache.

Großvater und Großmutter wurden in Wolhynien, im Russischen Reich, am Fluss Pripjatj im Dorf Chatki geboren. Während des Ersten Weltkrieges wurden sie 1914 nach Sibirien, in das Dorf Jablonowka-Krasnojarka, Rayon Scherbakul, evakuiert, das zu Beginn des 20. Jh. von Umsiedlern von der Wolga gegründet wurde. Nach dem Krieg kehrten sie wieder zu ihrem Bodenanteil zurück. Die am Leben gebliebenen zwei Söhne wuchsen heran. Man befreite die Bodenparzelle von Rollsteinen, rodete Stumpfe, denn man wollte mal ein eigenes Anwesen haben. Aber nach dem Friedensschluss in Brest-Litowsk ließen sie sich von den anderen beeinflussen und siedelten nach Deutschland über. Dort in dem kleinen Stadtchen Gnoiien in der Nahe von Rostock fanden sie eine Beschäftigung. Etwas später kehrten sie auf den Ruf des falschen Dekrets über Grund und Boden nach

Chatki, jetzt schon in Sowjetrussland, zurück und begannen wieder ein neues Leben ...

Der ältere Sohn Friedrich (Onkel Fritz) hatte gerade das Schuhmacherhandwerk erlernt und zog sofort nach Sibirien, nach Krasnojarka. Nach einer glücklichen Heirat rief er auch die anderen zu sich. Und die Eltern siedelten zusammen mit dem jüngsten Sohn selbstverständlich um. Onkel Fritz lebte nach seiner Heirat leicht und sorglos, er kannte sich gut in Festtagen aus, kleidete sich auf europäische Art, war galant im Umgang mit Frauen, konnte modisch tanzen. Sogar heute noch erinnern sich bejahrte Damen, die ihn gekannt haben, mit Begeisterung an ihn.

Unser Vater begann als noch junger Mann seine Lehrerarbeit in Nowoskatowka.

Kopejkino 1983

Mein Großvater, **Zeitler, Peter Petrowisch** (1861-1931), geboren und aufgewachsen an der Wolga im Dorf Krasnojarka, war ein hoher und breitschultriger Mann, der seiner großen Herzengute und Milde wegen, unbemerkt hinter dem Rücken der tatkräftigen Großmutter lebte, aber sie war schlau genug, ihrem Einfluss auf ihn Grenzen zu setzen, um ihn nicht ein übriges Mal aus dem Gleichgewicht zu bringen. Es hatten sich in seinen jungen Jahren ganz außerordentliche Ereignisse abgespielt. Durch das Dickicht der Jahre sind sie auch zu mir durchgesickert. Warum ihre ersten Kinder Onkel Hannes und Tante Pauline den Namen der Großmutter **Bart** trugen, lässt sich leicht erklären: Der über zwei Meter hohe Großvater wurde in die Leibgarde im Hofe von Sankt Petersburg aufgenommen. Das Paradewesen und der unbedingte Gehorsam schienen dem gewaltigen Großvater nicht immer gerecht zu sein, er konnte eine wiederholte Verhöhnung nicht ertragen und schoss auf einen seiner „Peiniger“. Nach solch einer Ausschreitung musste er natürlich untertauchen und unter einem anderen Nachnamen verborgen bleiben, bis er nach dem Manifest des Zaren Nikolai II. vom 17. Oktober 1905 über die Einführung einer neuen Ordnung amnestiert wurde ...

1905 siedelte er nach Sibirien, Dorf Schöntal, heute Nowoskatowka, über. Sie bekamen einen Landanteil, gründeten eine Wirtschaft und hatten eine vielköpfige Familie. 1913 begannen sie mit dem Bau

eines großen Hauses, wurden aber damit nicht fertig, denn es begann der Krieg. Der älteste Sohn, Onkel Hannes, musste an die Front und kam in die Gefangenschaft. Erst 1916 konnten sie aus der Erdhütte ins neue Haus umziehen, das auch heute noch in Nowoskatowka steht, wo wir alle aufgewachsen sind. Später, als es schon etwas besser ging, fasste Großvater neben seinen Sorgen eine Vorliebe für das Lesen. Er las gern schongeistige Literatur, die neueste Geschichte und verstand offenbar, dass die Welt sich ringsum revolutionär veränderte, und im Vergleich zur weitsichtigen Großmutter begrüßte er diese Neuerungen.

Nowoskatowka wurde zwischen kasachischen Auls (Dorfern) gegründet, wo es keine Bodenanteile mehr gab, so dass es immer wieder zu Uneinigkeiten und Unruhen mit den Urbewohnern kam. Aber der Großvater ließ sich nicht beirren, er lebte mit den Kasachen in enger Freundschaft. Die Aksakale (bejahrte Kasachen) waren oft bei ihm zu Hause, auch wenn die Großmutter ihnen aus dem Wege ging und sie für Diebe hielt. Und ihre Befürchtung war gar nicht so grundlos. Sie entführten Pferde und schmuggelten sie über die Grenze, von wo man sie nicht mehr zurückbekommen konnte. Ich bin selbst als Springer unter Kasachenjungen aufgewachsen und kann davon ein Liedchen singen. Ich ritt mit ihnen auf Stuten in wildem Galopp über die gelbgraue Steppe und hütete Kälber und Ziegen. Auch war ich oft bei ihnen zu Hause in ihren Erdhütten, wo es immer so furchtbar sauer roch und wo man, so ungewöhnlich für mich, auf dem Fußboden auf verstaubten Filzdecken saß und so lange starken Tee mit Sahne trank, bis man völlig verschwitzt war.

Nach dem Krieg lebten wir alle, außer der Obrigkeit natürlich, zurückgezogen und arm. Die Kasachen jedoch kochten sehr oft ihren Besbarmak (Pferdefleisch mit Teigklappen) und brieten in Butter eine Unmenge von Bauersaks. Die Wohlhabendsten, die bereits mehrere Pferde und ein Dutzend Schafe hatten, versammelten sich oft in einer Jurte eines Hofes und tranken stundenlange Kumys mit fettem Hammelfleisch. Ich hatte das immer sofort bemerkt, wenn in irgendeinem Hof mehrere gesattelte Pferde an einen knorrigen Pfahl gefesselt waren, die auf ihre Herren warteten.

Die Großmutter, **Zeitler (geb. Bart), Maria Jegorowna** (< Georg) – (1868-1955), wurde in Schontal an der Wolga geboren. Soweit ich mich erinnern kann, blieb sie bis ins hohe Alter hinein eine tatkräftige und entschlossene Frau. Sie war Knocheneinrenkerin und befasste sich mit dieser nützlichen Tätigkeit ihr ganzes Leben lang. Da sie zeit ihres langen Lebens viel gesehen hatte, erzählte sie uns in den langen Winterabenden bei einer Petroleumlampe über wunderbare Ereignisse aus der Vergangenheit. Irgendwie leicht und ungezwungen gelang es ihr, uns Kinder nicht nur in andere Zeiten zu versetzen, sondern auch die Ereignisse so darzustellen, als hätten wir sie mit unseren eignen Augen gesehen, wie etwa der freie Alltag des Donkosakentums, wo sie in ihrer Jugendzeit bei reichen Eigentümern als Köchin gedient hatte, die unendlichen Steppen Sibiriens, durch die sie mit der Weißen Armee gezogen war, oder der deutlich spürbare Schrecken der Liquidierung der Großbauern in ihrem Dorf. Zu all diesen Geschehnissen hatte sie ihre grundsätzliche Einstellung, die sie uns auch leidenschaftlich und ohne Scheu mitteilte. Zuweilen kam mir vor, als ob ich diese ihre Erlebnisse selbst gesehen und miterlebt hatte.

Am Ende der 30er Jahre weigerte sie sich schon, zu den Kreißenden zu gehen. Über ein Vierteljahrhundert war sie aber die einzige anerkannte Geburtshelferin in ihrer Siedlung. Sie war schon über sechzig. Es gab in den Dorfern schon offizielle Entbindungsanstalten. Meine Mutter versicherte wiederholt, dass die Autorität der Großmutter als Hebamme allgemein anerkannt war. Todesfälle bei Neugeborenen und Gebarenden waren in all den Jahren eine Ausnahme. Von ihren Kindern wurde berechnet, dass fast alle Dorfeinwohner, die 30 Jahre junger als sie waren, mit ihrer Hilfe geboren wurden! All diese geleistete Arbeit mit ihrem Risiko und ihrer Wachsamkeit, ohne jegliche Belohnung, geht auf das Konto von Großmutter's Hochherzigkeit. Sie hielt es für ihre Pflicht, nicht nur die Geburt eines Kindes zu sichern, sondern auch einige Tage lang den Zustand der Wöchnerin zu überprüfen, um beiden die notwendigen Bedingungen zu schaffen. Knocheneinrenkerin blieb sie bis zum hohen Alter und brachte diese Kunst auch ihrer Enkelin und der Schwiegertochter ihres Enkels, Ella Alexandrowna, bei.

Leere und belehrende Gespräche führte sie weder mit den Patienten, noch mit deren Verwandten, wenn diese dabei waren. Sie fragte nur kurz, wo und unter welchen Umständen es zur Verstauchung gekommen war und machte sich energisch an die Arbeit. Indem sie die geschwollene Stelle massierte, entdeckte sie die Verrenkungsstelle, und wenn sie sie gefunden hatte, druckte sie schnell und kräftig den ausgerenkten Knochen auf den Platz, und so plötzlich, dass der Patient nicht mal zum Erschrecken kam. Und nach der Beendigung der Prozedur fragte sie jedes Mal den Behandelten mit einer Priese Ironie: „Nun, hat’s weh getan?“ Und nach der bejahenden Antwort fugte sie hinzu: „Na also, musste besser upfasse!“

Mama erzählte oft eine komische Geschichte. Man brachte ihr einen kräftigen Kerl nach Hause: Schlüsselbeinverrenkung, die wohl bereits einige Tage hinausgezögert worden war. Großmutter machte sich sofort an die Arbeit. Sie war sich bewusst, das es schwer sein wird, und begann die Stelle zu massieren, um das Ende des Knochens zu betasten. Der junge Mann hielt sich am Anfang tapfer und gab keinen Laut von sich. Dann aber wurde es immer schlimmer, er konnte es nicht mehr aushalten und wollte sich entwinden. Die Großmutter fing an, sich zu ärgern, und ließ ihn ans Bett fesseln. Darauf beugte sie sich tief über den unbändigen Burschen herab und renkte das Schlüsselbein mit aller Gewalt ein. Der junge Mann wurde rasend und schrie sie drohend an: „Waas, geht weg, aich beise euch die Ditz ob!“ Darauf sagte sie lächelnd: „Ach, dou tust mr gunix!“ Später, wenn er der Großmutter irgendwo auf der Straße begegnete, begrüßte er sie verlegen und eilte verschämt schneller weiter.

Die Anwesenheit der Großmutter in schweren und zuweilen auch auswegslosen Situationen verlieh uns allen die Gewissheit, das ein jedes Unglück den besten Ausgang haben wird.

Wenn sie schon gerufen wurde oder auch selbst erschien, weil sie von dem Unglück gehört hatte – und sie tat das noch, als sie schon weit über siebzig war –, so ging sie erst auf alle Einzelheiten ein, äußerte ihre Vermutung, und schon war die einzig richtige Lösung gefunden.

Im Frühjahr 1948 erkrankte unsere Schwester Lilly an Typhus. Wir lebten in Thalmann ohne Vater, er war als Lehrer in Nowoskatowka

geblieben und übernachtete die Woche lang bei Tante Pauline. Wir lebten natürlich sehr ärmlich. Das Brot reichte nicht für jeden Tag aus. Wir Kinder waren gern bei Onkel Jegor auf der Tenne, wo er damals Verwalter war, und bei Tante Marie, die für die Kolchose Brot buk. In ihrem Haus gab es zu jener Zeit genug Brot. Ich hielt mich täglich in der Nahe ihres Hauses auf. Ab und zu half ich natürlich ihr Reisig hacken und vom Brunnen Wasser holen.

An jedem Monatsende erhielt Vater von der Schule ein Pud bitteres Mehl, woraus Mutter uns jeden Abend in frischer Kuhmilch angerührten Brei kochte. Von diesen Abenden ist mir gut in Erinnerung geblieben, wie wir mit einem Teller in der ausgestreckten Hand durch den langen Hof liefen und durch Handbewegungen – nach rechts, nach links, nach unten, nach oben – den heißen Brei abkühlten.

Im Frühling suchte uns ein Unglück heim: Typhus! Hohes Fieber und Fieberwahn ließen meine Schwester nicht los. Ihr kahlgeschorener Kopf rollte wie eine Kugel auf dem schweißnassen Kissen hin und her und versetzte uns in Schrecken. Einen Arzt gab es in der Nahe nicht. Davon erfuhr dann die Großmutter. Ich kann mich bis heute noch daran erinnern. Es war ein Sonntagmorgen, vielleicht sogar Ostersonntag, es war frühlingshaft warm. Über der Steppe zwischen den Siedlungen hingen Dampfchwaden und schienen die kleinen Häuser in die Luft zu heben. Darüber trällerten die Lerchen, und in einer halbdunklen Ecke des Zimmers lag meine Schwester im Sterben. Ich wartete nur noch auf ein Wunder, und ich sah die Großmutter als erster kommen. Sie kam zwar gebeugt und auf einen Stock gestützt daher, aber sie hatte uns allen grenzenlose Freude und Lilly auch noch Besserung und Genesung gebracht.

Onkel **Hannes** (1893-1935), der älteste Sohn der Großmutter, war nicht unter dem Namen des Vaters registriert, sondern trug ihren Mädchennamen Bart (sieh oben). Mit vierzig Jahren erkrankte er an Lungenentzündung und lebte danach auch nicht mehr lange. Er hinterließ der jungen Frau acht Kinder, eines kleiner als das andere. 1915 zog er in den Krieg und kam in die Gefangenschaft. Als er aus Deutschland zurückkam, war er, wie wahrscheinlich alle damaligen Kriegsgefangenen, ein revolutionärer Aktivist geworden und wurde

während der Kollektivierung in seinem Dorf zum ersten Kolchosvorsitzenden gewählt. Mein Vater, der ihn gut gekannt hatte, kennzeichnete ihn als sachkundigen und ehrlichen Leiter der ersten Jahre der Sowjetmacht. Auf sein eigenes Anregen wurde in Nowoskatowka die erste gut eingerichtete Schule gebaut – vier geräumige Klassenzimmer und ein langer Korridor in der Mitte. Der Unterricht wurde in zwei Schichten erteilt mit siebenjähriger Ausbildung. Erst 1968 begann der Unterricht in der neuen Schule, während das alte Gebäude inmitten eines verwachsenen Gartens bei meinem Erscheinen im Dorf mich jedes Mal an meine Kindheit und jene Leute erinnerte, die ihr Können ihren Dorfgenossen gewidmet hatten.

Tante **Pauline**, geb. **Bart** (1895-1978), verheiratete **Leinweber**, die älteste Schwester der Mutter, war mit 40 Jahren Witwe geworden. Ihr Mann war in trunkenem Zustand immer, wie sie selbst sagte, wie vom Teufel geritten, und im schrecklichen Jahr 1937 war es soweit. Er wurde auf die Kolyma verbannt, und in jenen verborgenen Labyrinth ist sein Name spurlos verlorengegangen. Seine Frau hatte sechs Kinder großzuziehen. Ich habe sie als herrische und rastlose Frau mit gut organisierter Wirtschaft gekannt. Sie starb in hohem Alter.

Onkel **Peter**, schon **Zeitler** (1901-1962), kannte ich als ruhigen und nachgiebigen Menschen, der auf dem rechten Bein hinkte. Er war um zehn Jahre älter als Mutter, aber sie waren sich sehr ähnlich, und, ich glaube, sie hatten auch den gleichen Charakter. Im dienstpflichtigen Alter versteckte er sich auf Drängen des Vaters hin in den fernen kirgisischen Winkeln, um der Rekrutierung zu entgehen. Die kasachische Sprache, die er dort erlernt hatte, kannte er sein Leben lang. 1947 verkaufte er sein Hauschen in Thalmann und zog mit seiner Familie in eine Erdhütte am Dorfrande um, und ein Jahr später übersiedelte er zu seinem Sohn in die Stadt Molotow, wo er auch 1962 an Wassersucht starb. Ich weiß noch, dass danach in seine Erdhütte eine verschickte Frau von etwa 65 Jahren, eine von den ehemaligen Adligen, eingezogen war. Eine hochgeschossene, hagere und unnahbare Dame. Aber mir gelang es, ein paar Mal in ihre Hütte einzudringen. Auf dem Erdfußboden, der mit einem abgewetzten Teppich belegt

war, standen übereinander zwei Kisten von verschiedener Größe, die gleichfalls mit einem alten ausgebleichten Teppich bedeckt waren. Es roch scharf nach Mottensalz, was mir damals ganz fremdländisch vorkam. Sie lebte völlig abgekapselt von allen. Ihre Familie war offenbar in den schlimmen Jahren vernichtet worden. Sie kam kaum mit jemandem ins Gespräch, aber mit unserem Vater unterhielt sie sich lange, und immer unter vier Augen...

1949 kehrten wir wieder nach Nowoskatowka zurück, und was mit dieser Frau weiter geschehen war und wo sie hingefahren war, ist mir nicht bekannt.

Onkel **Konrad** (1909-1935) war durch seinen hohen Wuchs am meisten seinem Vater ähnlich. Sein tragisch beendetes junges Leben war für alle ein Schock. Beim Transport von Landmaschinen zu einem weitgelegenen Feld kippte eine wuchtige Dreschmaschine um, und beim Versuch, sie auf die Räder zu stellen, überhob er sich tödlich und konnte nicht mehr gerettet werden. Er starb, als er gerade eine Familie gegründet hatte. Sein einziger Sohn Reinhold lebt jetzt zusammen mit seiner Mutter in Nowoskatowka.

Tante **Anna-Maria (Ammerie)** und ihre Schwester **Maria-Katharina (Marik)**, (1905-1929,1969) waren Zwillinge, die letztere starb noch als Mädchen an Schwindsucht. Tante Anna-Maria und Onkel Jegor reisten gleich nach ihren Kindern Alexander, Georg, Jakob, Konrad, Heinrich, Sophia, Alwine, Olga und Lydia nach Deutschland aus.

Tante **Alwine Stapper** (1914-1978) war gleich nach der Mutter die jüngste in der Familie **Zeitler**. Sie waren auch zusammen aufgewachsen und gut befreundet. Eine Fotografie aus früheren Jahren erinnert an das Paar in ihrer Jugend am Ende der 20er und zu Beginn der 30er Jahre. Die neue Zeit diktierte ihnen neue Sitten, neue Mode, natürlich nicht ohne den Einfluss unseres Vaters, eines noch jungen Lehrers der Dorfschule, wo sie alle gelernt hatten. Diese jungen Frauen, die so weit von der Stadt weg wohnten, sahen ganz passabel aus. Ich denke nicht, dass das ihnen ohne äußeren Einfluss leicht gefallen wäre.

1940 starb ihr Mann an Lungenentzündung. Sie blieb allein mit vier unmundigen Kindern, unmittelbar vor der herannahenden Katastrophe. All diese schrecklichen Jahre schlug sie sich in Not und Angst kümmerlich durch. Sie hatte nie wieder geheiratet. Zusammen mit der Großmutter zog sie die Kinder auf, indem sie bis zu den letzten Tagen ihres Lebens unermüdlich schuftete. Zu uns nach Hause kam sie oft und erholte sich während der Gespräche mit meinen Eltern, wobei sie sich an die früheren Jahre und die gemeinsame Jugend erinnerten.

DER VATER

Über unseren Vater, **Alexander Zielke**, zu schreiben, fällt mir nicht leicht. Wenn ich nun alle positiven Faktoren seiner komplizierten Natur zusammenfasse und von einigen Momenten absehe, habe ich ihn auch heute noch als dankbarer Sohn in guter Erinnerung behalten.

Ich denke an frühere Zeiten zurück... Es muss im Jahre 44 gewesen sein. Vater war noch in der Trud-Armee, und ich hatte selbstverständlich keine Ahnung von ihm. Nur seine Sachen wurden in einer schmucken Kommode aufbewahrt. Sie erinnerten mich daran, dass wir einen Vater hatten.

Was uns besonders interessierte, waren sein Kneifer und seine Lackschuhe. Die glänzenden schwarzen Schuhe lagen in der unteren Schublade und waren uns Kindern zugänglich, aber sie interessierten uns weniger. Eine andere Sache war der Kneifer. Nur durch kindliche Schliche konnten wir an ihn herankommen. Zwei viereckige Glaschen, verbunden durch einen kleinen Bügel mit Klemmen, die wie zwei Bohnenteilchen aussahen - das war doch ein Wunderding für uns.

In unserem Haus gab es noch einige seltsame Sachen, die dem abwesenden Vater gehörten. Diese Anzüge aus Bostontuch, die Vorhemden, die bunten Krawatten und zahlreichen Kragen wurden in den besten Kaufhäusern verschiedener Städte gekauft, wo sich Vater aufgehalten hatte. Jetzt nahmen sie im Haus einen besonderen Platz ein – wie die Requisiten in einem Theater – und wurden von der Großmutter sehr streng bewacht. Aber der größte Stolz unseres Vaters waren die Bücher, die vielen, vielen Bücher...

Das meiste von unserem Vater horten wir Jüngeren aber von unserer Großmutter und der Mutter, die fest an seine Rückkehr glaubten. Einzelne Tatsachen über seine Verhaftung im Jahre 1938 erfuhr ich viel später vom Vater selbst und von der Mutter. Bis Anfang der 60er Jahre wurde dieses Thema in unseren Gesprächen überhaupt nicht erwähnt. Wer die Willkür am eigenen Leib gespürt hatte, glaubte bis zu Gorbatschows Zeit nicht daran, dass ein neuer Terror ausgeschlossen sei. Vater blieb dieser Meinung bis zum Ende seines Lebens.

Über die Repressalien der Stalinzeit ist in letzter Zeit schon viel geschrieben worden. Was die Verhaftung unseres Vaters betrifft, so mochte ich hier nur über zwei Momente nachsinnen: Über seine merkwürdige Genesung, als er schon am Rande des Untergangs war; und über seine rätselhafte Freilassung aus der Untersuchungshaft, schon nachdem das Urteil zu einer Freiheitsstrafe gefällt war.

1) Nach vorläufigen Verhören in Scherbakul brachte man Vater zunächst in das Omsker Gefängnis und nachher in den Keller des berühmten „Grauen Hauses“ (NKWD - KGB) zu nächtlichen Verhören, die zuweilen tagelang dauerten und die Untersuchungshäftlinge bis an die Grenzen des Wahnsinns trieben. Die Zelle der Untersuchungshäftlinge war proppenvoll, schlafen konnte man nur der Reihe nach: die Holzpritschen reichten nicht aus, auf dem kalten Betonboden zu schlafen war gefährlich. Und in der Ecke am Eingang stand noch die mit Exkrementen aller Häftlinge gefüllte Latrine (die berühmte russische Parascha). Vater konnte solche unhygienische Verhältnisse, die Anhäufung ungesunder Menschen, die strengen Verhöre nicht lange aushalten und erkrankte an der Ruhr, was unter den damaligen Verhältnissen den sicheren Tod bedeutete. Man fasste ihn unter die Arme und brachte ihn in die Isolierzelle. Sofort wurde klar, in welcher üblen Lage er sich befand. Seine Leidensgenossen strichen ihn eilig aus der Liste der Lebenden. Solche Fälle hatte es schon früher gegeben, und der Ausgang war eindeutig. Aber Vater kehrte nach zwei Tagen auf eigenen Beinen zurück. Alle Untersuchungshäftlinge, alle 60 Mann, erhoben sich von ihren Plätzen und begrüßten seine unglaubliche Rückkehr.

Es war folgendes geschehen. In der Isolierzelle praktizierte ein Arzt, dem das Schicksal der Unglücklichen offenbar nicht gleichgültig

war. Niemand wußte das heute so ganz genau und kennt auch seinen Namen nicht. Da dieser Arzt die Krankengeschichten seiner Patienten kannte, wollte er während der Arztvisite an Vaters Bett gleich vorbeigehen. Aber Vater hielt ihn zurück und flehte ihn um Hilfe an. Er sei doch noch so jung (28), sagte er, und habe zu Hause drei kleine Kinder und eine alte Mutter. Und dies sagte er mit solch einem unglaublichen Akzent, dass man fehlerlos seine nichtrussische, vielleicht auch westeuropäische Herkunft feststellen konnte. Dazu hatte er noch einen Gesichtsschnitt, der etwas dem jüdischen ähnelte. Das alles, glaube ich, hatte auch die weiteren Handlungen des Gefängnisarztes bestimmt. Er kam zurück und schob Vater unauffällig einige Packchen mit gelber Pulverarznei unter das Kopfkissen, die ihm auch das Leben retteten. Ich kann nur mutmaßen: Dieser Arzt hielt Vater für seinen Stammesgenossen und fühlte sich genötigt, ihm in schwerer Stunde zu helfen. Aber das ist nur eine mögliche Variante dieses Wunders. Wir sprachen später mit Vater darüber, aber zur gleichen Meinung sind wir nicht gekommen.

2) Rätselhaft ist auch seine Freilassung. Nach der Untersuchungshaft, die fast ein ganzes Jahr dauerte, durfte Vater nach Nowoskatowka zurückkehren.

Die Ursache dieses glücklichen Ausgangs sehe ich in einem Zusammentreffen zufälliger Umstände.

In der Praxis der sowjetischen Justiz jener Zeit waren solche Anschuldigungen eine wahre Katastrophe, und der Angeklagte wurde in der Regel zu vielen Jahren Freiheitsentzug oder zum Erschießen verurteilt. Heute wissen wir, dass mit solchen Akten keiner aus Untersuchungsgefängnissen freigelassen wurde.

Denken Sie doch nur an die Schlussfolgerung des operativen Beauftragten der Verwaltung des NKWD. Ich zitiere: „Die Untersuchung hat festgestellt, dass der Angeklagte Zielke A. E. systematisch unter den Kolchosbauern konterrevolutionäre faschistische Agitation organisierte und die Leute zum kollektiven Hören von verleumderischen konterrevolutionären Radiosendungen aus Deutschland über die UdSSR versammelte"... Und noch vernichtender: „...er verleumdete die Sowjetregierung und rief die Kolchosbauern auf, nicht zur Arbeit zu gehen..." Beschlossen wurde: „Die Untersuchungsakte Nr. 10369 über die Anschuldigung des Burgers Zielke A. E. an die Troika der

Verwaltung des NKWD des Gebiets Omsk weiterzuleiten." Datum: 4.04.1938.

Und bereits am 17.04.1938 beschloss die Troika: „Zielke A. E. ist wegen konterrevolutionärer Tätigkeit in ein Arbeitererziehungslager für acht Jahre einzuweisen." Und am 8.01.1939 erscheint in den Akten ein unerwarteter und unerklärbarer Beschluss: „In Anbetracht dessen, dass ungenügend Materialien vorliegen, um Zielke A. E. dem Gericht zu übergeben, ist die Untersuchung im Verfahren Nr. 10368, ausgehend von Art. 204, einzustellen und Zielke A. E. aus der Haft zu entlassen." Eine einmalige Erscheinung und ein Rätsel von Seiten der Untersuchung liegt hier auf der Hand!

Ich habe es also versucht, irgendwelche Erklärung für einen solchen untypischen Beschluss zu finden. Und ich bin zu einer einzig möglichen Schlussfolgerung gekommen.

Es hat folgenden Zusammenhang: Die zwei Diktatoren von zwei expansiven Großmächten wollten Ende der 30er Jahre ihre Beziehungen verbessern, um sich nachher gegenseitig zu begaunern, was eben 1939 zu dem bekannten Freundschaftspakt geführt hat. Die Sudetenkrise und der spätere Anschluss dieses Gebietes an das Reich sowie die ständigen Drohungen Hitlerdeutschlands durch die Massenmedien, Freiheit und Recht der Deutschen in der ganzen Welt zu schützen, veranlassten die Sowjetregierung zu Handlungen, die die Spannungen auf diesem Gebiet vermindern sollten. Man war bemüht, die Tatsachen von Repressalien gegenüber Menschen deutscher Volkszugehörigkeit nicht ins Ausland sickern zu lassen, besonders wenn diese Leute in Deutschland bekannt waren. Wenn man in Betracht zieht, dass Vater dort studierte, einige Verwandte hatte und sogar mit seinen ehemaligen Lehrern im Briefwechsel stand, so konnte nur in diesen Umständen die Ursache seiner rätselhaften Freilassung aus dem Gefängnis gesucht werden.

Zielke, Alexander Emilewitsch (1910-1981). Über unseren Vater horten wir Jüngeren in der Familie nur von der Großmutter, seiner Mutter, die zusammen mit uns lebte. Die Mutter sahen wir nur spät am Abend, sie ging sehr früh zur Arbeit und blieb den Tag über dort. Wenn sie einmal auch zu Hause blieb, dann nur weil sie stark erkal-

tet oder sonst wie noch krank war. So habe ich sie im Gedächtnis behalten.

Auch meine Schwester Lilly konnte sich an Vater nicht mehr erinnern, obwohl sie 1937 geboren war. Außer Reginald und Reinhold kannten wir alle unseren Vater nur vom Hörensagen. Seine Rückkehr aus der Trud-Armee im Jahre 1946 ist mir in folgendem Zusammenhang im Gedächtnis haften geblieben: Ein ungewöhnliches Herumhasten im Haus schon am frühen Morgen, die Mutter besonders gutgelaunt, fröhlich die Großmutter, die mir wieder kitzelnde Kusse ins Gesicht drückt. Gegen Abend wird erwartet, wird sehr lange erwartet, aber es geschieht nichts, und ich werde hinter dem Ofen schlafen gelegt ...

Ich erwache von dem ungewöhnlichen Heidenlärm im Hause, das Zimmer ist voller Verwandten, in der Mitte des Getümmels sehe ich zum erstenmal den jungen sonngebräunten Vater! Als sie mich auf der Ofenbank sitzen sehen, reichen sie mir alle bunte Bonbonkissen und schließlich eine leuchtende Konservendose, auf der mit großen roten Buchstaben MORS steht.

Als ich im Februar 1981 wieder Mal zu meinen Eltern nach Nowoskatowka kam, hatte sich Vater sichtlich geändert, er kam mir irgendwie schwach und welk vor, er blickte mich verängstigt an, als ob er mich an etwas verdächtige, und sprach immer wieder von der Vergangenheit, von seinen Eltern. Mit Liebe erinnerte er sich daran, wie sein Vater und er für eine geringe Belohnung auf eine ganze lange Winterwoche zur Holzbeschaffung in den Wald fuhren und wie sie in den Nächten am schwachen Feuer Wache hielten, wobei sie vorher rundherum einen Schutzbelag aufgeschichtet hatten, auf dem man warm schlafen konnte. Dabei unterstrich er die Tatsache, dass es sich lohne, dies zu behalten, denn es könne auch in der Zukunft von Nutzen sein. Ich versprach natürlich.

Im März kam ich wieder zu den Eltern, schon für mehrere Tage. Am Morgen des nächsten Tages bot ich mich nach einem kurzem Wortwechsel an, ihm Gedichte von Tolstoi und Tjutschew zu lesen, die er so gern mochte. Er war begeistert von ihren späten Versen und sprach von seinen eigenen, die in Bälde in einem Sammelband erscheinen sollten. Er sah in den großen Spiegel und fragte mich immer wieder bedrückt, ob von ihm nicht ein übler Geruch ausginge,

denn er käme doch zu selten in Bewegung. Und ob er nicht schon spinne? Nein, sagte ich, seine Gedanken seien allumfassend und folgerichtig. Er beruhigte sich und drängte Mutter zum Mittagessen. Im April kam zu mir nach Kopejkino mein Bruder Reginald, und wir fuhren mit ihm wieder zu den Eltern. Wir kamen gegen Mittag. Und ich fand Vater völlig geknickt mit aschgrauem ungepflegten Gesicht vor. Er lag im Mantel auf dem halbgemachten Bett, offenbar wollte er seine Schwache überwinden und einen Spaziergang unternehmen, schaffte es aber nicht mehr. Seine starre Gleichgültigkeit uns gegenüber überraschte und beunruhigte uns. Die Mutter war nicht zu erkennen. Aber als wir am Tisch saßen, gaben wir uns den Anschein, als ob nichts geschehen wäre. Mutter stellte uns wie immer schweigend das Essen auf den Tisch, und wir waren bemuht, uns munter zu unterhalten und zu scherzen. Vater lachte auch mit, offenbar nur zum Schein, denn er verstummte gleich wieder und zog sich zurück. Wir fragten, ob er Schmerzen hatte, aber er verneinte es. Er versicherte nur, dass er sich über unsere Ankunft freue und dass er mit uns sein mochte. Etwas später legte er sich hin und schlummerte ein. Reginald und ich traten in die Küche zur Mutter. Sie bemuhte sich, ruhig zu bleiben und ermunterte uns mit dem weisen Spruch auf: Alles vergeht, sogar das Leben!

Gegen Abend wollten wir abreisen, Reginald eilte nach Nowosibirsk. Ich versprach Vater bald wiederzukommen. Als er und Reginald sich kurz umarmten, schaute der Vater den Sohn ängstlich an und weinte... Sie haben sich nie wieder gesehen!

Am 1. Mai kam die ganze Familie zusammen. Vater war noch schlechter, aber er raffte sich zusammen und freute sich unserer Ankunft. Ich befasste mich mit einigen Sachen in der Hauswirtschaft, und Ella blieb bei Vater. Sie hatten sich lange nicht gesehen, und ihm war es interessant mit ihr. Er war sehr neugierig und fragte und fragte... Und ganz unerwartet bat er sie, ihn nach Kopejkino mitzunehmen. Womöglich wollte er wegen der ermüdenden Eintönigkeit den Wohnort wechseln. Sie versprach ihm, nach seiner Genesung dabei mitzuhelfen ...

Am nächsten Tag schien die Sonne besonders hell, im Hof tschilpten laut die Spatzen, und wir baten Vater, mit uns auf die Straße zu gehen. Er sagte zu, und wir setzten ihn auf seine Lieblingsbank im

Schatten vor der Veranda. Ich merkte aber bei ihm keine erwartete Anregung von dem ringsum erwachenden Leben. Mit Bitternis musste ich feststellen, dass Vater völlig gleichgültig war gegenüber der Sonne, der Wärme und wahrscheinlich auch gegenüber dem Leben. Er begann langsam aus diesem Leben zu gehen. Es nahte das heran, woran man nicht glauben wollte. Aber das Vorgefühl sagte uns das Schlimmste voraus. So fuhren wir am dritten Tag auch weg und baten Mutter, den Vater nicht zu wecken.

In Sorgen auf dem Arbeitsplatz und auch zu Hause verflocht auch der Mai. Und unerwartet kam zu mir in der Nacht David gefahren. Der Vater sei ins Krankenhaus eingeliefert worden, hieß es, und ich sollte zu ihm gebracht werden. Ich war an der Reihe, an seinem Bett zu wachen, nach Waldemar und Reinhold. Angekommen, wurde ich gleich zu Vater ins Krankenzimmer gebeten. In einem kleinen hohen, aber schmalen Stubchen sah ich den sterbenden Vater auf einem hohen Kissen mit halbgeöffneten Augen und geschwellenem Gesicht mit dem Kopf zum Ausgang liegen. Er atmete schwer und keuchend. Sein langer magerer Körper schien zu zittern und zu stöhnen. Mich befiel plötzlich das Fieber, was war aber zu tun? Die Stunde hatte geschlagen! Wir, seine schon ergrauten Söhne, beugten sich über sein Kopfende und weinten leise. Es wurde schnell dunkel. Hinter dem Fenster des Krankenhauses senkte sich noch eine lebensspendende Nacht. Draußen im Gang eilten die Patienten lärmend zum Abendessen. Dann wurde es plötzlich erschreckend still. Und ich hatte das Gefühl, als ob Vater und ich nun völlig allein waren, weit weg von der Hast und den Wechselfallen des Lebens, allein mit unseren Gedanken, die mir jetzt heilig schienen... Das noch schwelende Leben des Vaters schien wie ein warmer Quell in meine Seele hineinzufließen, all das von ihm in den 70 Jahren Erlebte lag nun auch als qualvolle schwere Last auf mir selbst. Unsere Seelen wurden eins und ergänzten sich gegenseitig mit einer einzigen Hoffnung... Aber das Leben zog unmerklich dahin, mit jedem tiefen Atemzug riss es langsam ab.

Dann erschien die Krankenschwester und gab ihm eine, wahrscheinlich nötige, Spritze, und ich ging in dieser Nacht noch mehrmals hinaus und kehrte wieder ins Zimmer zurück. Vor Überanstrengung

schüttelte es mich wieder, ich legte mich auf die neben dem Bett stehende Liege und schlummerte unerwartet ein.

Plötzlich horte ich, wie Vater mit schwacher, kaum hörbarer Stimme nach Mutter rief. Ich wachte sofort auf. Es war vier Uhr morgens. Die Morgendämmerung brach gerade an. Er bat mich, ohne mich zu erkennen, ihn anzuheben. Er trank aus meiner Hand zwei Teelöffel Tee und ließ den Kopf wieder aufs Kissen sinken. Flüsternd, aber ziemlich deutlich sprach er über seine Genesung. Ich verstand: er war zu sich gekommen, aber sein Denkvermögen war noch zu schwach. Kurz darauf verlor er wieder die Besinnung. Diesmal für immer. In diesem Augenblick dachte ich qualvoll über die Vergänglichkeit des Lebens nach. Gegen vier Uhr nachmittags war Vater nicht mehr da.

Kopejkin, 1981-85

Die Aufzeichnungen über meinen Stammbaum machte ich noch in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts in Kopejkin, Sibirien. Ich schrieb selbstverständlich nur über meine verstorbenen Nahen und Verwandten. Da meine Mutter und Tante Anna-Maria noch am Leben waren, wurden sie in die Chronologie nicht aufgenommen. Jetzt aber bin ich im Begriff, einiges darüber schon hier in Deutschland weiter zu führen und einige wichtige lebendige Einzelheiten herauszuleuchten. Es ist auch noch dadurch berechtigt, dass beide schon hier in Deutschland verstorben und beerdigt worden sind, wohin sie schon in hohem Lebensalter kamen und sich endlich wie zu Hause fühlten, frei ihre Muttersprache sprechen konnten und sich ihrer menschlichen Würde nicht zu schämen brauchten. Ehrlich gesagt, beneidete ich sie und bedaure sehr unseren Vater, der so früh aus dem Leben gehen musste und unsere Rückkehr nicht erlebt hatte: gerade er hatte das am meisten verdient.

Tante Anna-Maria (Ammerie) und Onkel Jegor (Georg) waren vor uns ausgereist, denn ihre Söhne Jakob und Georg übersiedelten bereits Mitte der 70er Jahre und holten später ihre Eltern nach. Hier schon bewirkten sie die Ausreise der ganzen vielköpfigen Familie. Einfach war es nicht, aber sie lebten sich langsam ein, obwohl es Onkel Jegor immer wieder zurück nach Thalmann zog, doch was hatte er allein ohne Familie tun können. Allmählich gab er es auf.

Alle zusammen unterstützten sie dann meine Ausreise. Denn ich musste darauf acht lange Jahre warten, indem ich wie auf einem Vulkan saß. Als ich dann endlich kam, war Onkel Jegor schon unter der Erde. Tante Anna-Maria lebte noch zwei Jahre und konnte sich noch kurz mit meiner Mutter treffen. Meine Mutter lebte dann fast noch zwanzig Jahre in Wiesbaden, wo ich sie oft besuchte.

Die Mutter starb im September 2002 mit 91 Jahren in ihrem Zimmer bei Ira. Nach einem Gehirnschlag lag sie zwei Wochen im Krankenhaus und kam nicht aus dem Koma. Wir brachten sie wieder nach Hause. Im Krankenhaus wachte Waldemar und ich, uns abwechselnd, am Krankenbett. Es war schwer: Hatten wir sie doch immer gesund gesehen, und jetzt auf einmal bewegungslos und bewusstlos. Ihr ständiges Motto war: „Immer sicher vorangehen und Gott vertrauen!“

Ihr ausgeglichener Charakter rief bei allen Bewunderung hervor. Von klein auf ist mir jeder einzelne, mit ihr zusammen verbrachte Tag in Erinnerung geblieben, obwohl ich schon mit 16 Jahren das Haus verlassen hatte. Sie führte eine ruhige, durchdachte Lebensweise, und dadurch ist wohl auch ihre Langlebigkeit zu erklären. Sie hatte immer verschiedene Arzneien bei sich und nahm sie rechtzeitig ein, wobei sie die Informationen darüber lange und gründlich durchstudierte. Sie hatte ihre Wehwechen, zuweilen auch einge bildete, aber sie waren für sie so selbstverständlich wie der Tagesanfang, und sie belästigte keinen damit. Was die Medizin betraf, so war sie mit den wissenschaftlichen Erkenntnissen auf du und du, sie respektierte sie. Ich habe sie oft beim Lesen beobachtet – alles hatte sie sich eingehend angeeignet, mit nötiger Achtung zum gedruckten Wort. Und solch ein Verhalten galt auch für andere Lesende. Offenbar wurden diese Gefühle schon in der Kindheit angelegt, als sie den Eltern beim Lesen eines Romans oder der Bibel zusah, und später auch ihrem Mann, der mit Wissbegier in seinen zahlreichen Büchern las, danach auch ihren immer wieder lesenden Söhnen ...

Jossa, den 6.12.2006

Gedanken und Ansichten

* * *

Wenn ich W. Tschiwilichins „Gedächtnis“ lese, muss ich immer wieder staunen über die ungeheure Forschungsarbeit des Schriftstellers. Man konnte glauben, das „Dekabristenthema“ sei in den anderthalb Jahrhunderten längst erschöpft. Aber nein! Der scharfe Verstand des Künstlers trägt körnchenweise das verworrene Material zusammen und gestaltet von neuem unbekannte Tatsachen. Die Ereignisse des 14. Dezember sind der Stolz der russischen Revolutionsgeschichte. Seine Helden sind Riesen und stehen heute noch neben uns, neben unserem Elend. Durch ihr Beispiel begeistern sie uns und bewegen uns dazu, Grobheit und Unhöflichkeit zu überwinden...

Kopejkin 1982

* * *

Ich glaube, Nikolai Rubzow ist einer der wundervollsten russisch-sowjetischen Lyriker zu Anfang der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts, sein poetisches Einfühlungsvermögen ist zuweilen durch Einmaligkeit und Einfachheit frappierend:

*Schlamm nur und schmutziger Treibesand
Dort, wo ich gerne schwamm.
O du mein stilles Heimatland,
Wer hat dich so verdammt?*

Schrecklich ist zuweilen diese unüberwindbare Neigung zum Vagabundenleben, die krankhafte Notwendigkeit, dann wieder einmal in das stille Landleben seines Heimatdorfes zu tauchen, was ihn offensichtlich zu neuen schöpferischen Kräften stimuliert, die Unverträglichkeit mit seinen Landsleuten – das alles verträgt sich aber mit den milden Träumereien des Dichters und unterstreicht seine außerordentlichen Fähigkeiten.

Kopejkin 1983

* * *

Mit den Jahren werden die Vorstellungen von der Wahrheit immer öfter revidiert. Zum Beispiel: Mit 24 Jahren war ich der Meinung, man müsse sich ein Haus irgendwo in der Wildnis bauen, weiter weg von der Hast des Tages und der Dummheit, dann wurde alles in Ordnung sein. Jetzt aber, im mittleren Alter, sieht man das ganz anders. Das nationale Vakuum drückt und verschlingt den Sinn des Zieles. Das Fehlen eines neuen Ansporns ist überall zu spüren, sogar in der Nahrung. Bin ich doch erzogen worden nach den besten Vorbildern der russisch-sowjetischen Kultur. Woran liegt's?

* * *

Ich kenne schon lange einen Schriftsteller (er wird oft im Fernsehen gezeigt), der hat viele Auszeichnungen und viele Posten, aber keinerlei Prinzipien...

* * *

Bunins Unversöhnlichkeit ist kein Phänomen, nach dem Lesen seiner „Verdammten Tage“ sind mir sein Hass und seine Warnung verständlich geworden, aber mich überrascht was anderes: Woher nahm er so lange all die Kraft, um der Verführung zu widerstehen? Keiner von den anderen konnte doch standhalten!

* * *

Große Erschütterungen verschlingen fast immer ihre hervorragenden Schöpfer ...

* * *

Wird die Lüge zu einer Tugend erhoben, wird jeder aktiver Widerstand in den Augen eines leichtgläubigen Spießers ungnädig bestraft. Ein Teufelskreis? Dem Kreis zu entkommen ist bisher noch unmöglich. Jedes Wort wird zehnfach kontrolliert. Und diese meine Aufzeichnungen sind, im Grunde genommen, schon nicht ungefährlich. Hat die Geschichte Ähnliches je gekannt? Selbstverständlich, aber nicht in solch einem maßlosen Zynismus!

* * *

Angenommen, Alexander Block hatte das Jahr 1921 überlebt. Wegen seiner ausgesprochenen Unversöhnlichkeit mit der Falschheit hatte der Dichter nicht lange unbestraft existieren können, um so mehr, als er zur Kohorte der Genies gehörte. Das traurige Ende ist bekannt. War sein grausamer Tod an Dystrophie etwa nicht die beste Lösung in dieser Etappe der russischen Geschichte?

* * *

Wosnessenski ist ein Dichter, das ist unbestritten. Ich glaube aber, dass das Gewirre mancher Metapher in seiner Poesie, die mit Ambitionen und futuristischen Elementen gespickt sind, den Leser schwer erreichen wird. Mit solchem druckenden Füllsel kommen sie zu uns nicht als Offenbarung und Freude rüber, sondern umgekehrt.

* * *

Wer in unserem Alltag nach Wahrheit sucht, der wird als Verbrecher schwer und gnadenlos bestraft, das ist allbekannt. Wer will schon also der Verführung widerstehen, wenn er mit riesigen Verlusten zu rechnen hat? Wer? Ein Verrückter? Aber es finden sich doch auch Leute mit gesundem Menschenverstand. Das Leben von Jesus Christus wird uns bereits zwei Jahrtausende als Vorbild hingestellt!

* * *

Der gefährlichste Feind des Totalitarismus ist die Wahrheit.

* * *

Vorgestern wurde Lisa Gorbunowa beerdigt. Wie sie gelebt hat, so ist sie auch gestorben, völlig anspruchslos – mit großen Gummistiefeln an bloßen Füßen...

* * *

Die Stare sind schon längst angekommen. Sogar Lerchen habe ich schon gesehen, aber der Winter will sich nicht ergeben. Die Nacht hindurch hat es geschneit, und am Morgen begann ein Schneegestöber. Heute ist der 10. April 1984. Jährlich lese ich mit Interesse von neuem „Menschen, Jahre, Leben“ und „Jenseitige Begegnungen“.

Und jedes Mal muss ich mich schrecklich wundern. Ich glaube, das ist die beste Dokumentarprosa, die in den letzten fünfundzwanzig Jahren herausgegeben wurde. Die Gesamtheit der dargestellten Ereignisse dieser hervorragenden Bücher zeigt meiner Meinung nach das offensichtliche Mysterium der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

* * *

Wie auch viele andere schätze ich Jessenin. Charakteristisch ist, dass er in seinen eigenen Gedichten ein ritterliches und gutherziges Bild abgibt, ungeachtet dessen, dass er lange und hoffnungslos der Ausschweifung und Trunksucht verfallen war. Aber seine Gedichte sprechen mich an ...

* * *

Pawel Wassiljew ist kaum bekannt, sogar in Sibirien, wo er geboren und den Großteil seines kurzen Lebens verbracht hat. Nach allen Merkmalen war er ein gewissenhafter und prinzipientreuer Mensch. Er war sich seiner Zweckbestimmung bewusst und beugte und erniedrigte sich nicht vor seinen Henkern. Ein hervorragender Dichter war er. Wir verbeugen uns vor seinen Leiden!

* * *

Indem wir an Christus glauben, glauben wir an unser und auch an ein fremdes Gewissen. An die große und konkrete Wahrheit. Letzten Endes ist er doch die Voraussetzung für die Tugend. Die Vernichtung des Glaubens führte in Russland zu einer schrecklichen Verwüstung, besonders dort, wo es nichts gab, um ihn zu ersetzen, wo die Konturen der moralischen Grenzen verwischt wurden. Alles war dann erlaubt!

* * *

Allen Merkmalen nach beginnt abermals eine Kampagne gegen die unabhängige Literatur (und nicht nur gegen sie!), obwohl ich überzeugt bin, dass es schon nicht mehr möglich ist, sie in einen eisernen Ring zu zwingen. Eine kühne Überwindung gelang bereits in den 50er-60er Jahren. Und im Endeffekt haben wir eine wunderbare Literatur: Trifonow, N. Woronow, Schukschin, Rasputin, Solouchin u.a.

talentierte Meister. Und ich freue mich, das ich viele von ihnen für mich selbst entdeckt habe.

* * *

Aus der Erfahrung der Vergangenheit bauen wir unnachgiebig unsere Zukunft ...

* * *

Unser Unglück besteht darin, dass wir immer unsere geheimen Gedanken vor unserem Bekanntenkreis verbergen und damit die besten Jahre unseres Lebens auf ewig streichen müssen.

* * *

N.Chruschtschow ist in der Geschichte unvergesslich geblieben, weil er es gewagt hatte, fast ganz allein im Kreise der besessenen Herrscher der ganzen Welt über die schrecklichen Gräueltaten seiner Komplizen, über die Intrigen des „Vaters aller Volker“ zu berichten, der methodisch und erbarmungslos Millionen unschuldiger Mitbürger und seine eigenen, nicht minder tückischen, Gleichgesinnten und Kampfgenossen vernichtet hatte.

* * *

Magadan, Kolyma u.a.m. sind zu Symbolen grausamer Offenbarungen für Tausende stumpfe, fanatische Funktionäre der demoralisierten sowjetischen Wirklichkeit geworden.

* * *

Verdächtig laut schreien wir über unsere Größe, brüsten uns mit unserer Anständigkeit und unserem Internationalismus und ahnen nicht mal, dass die Hand der Rechtlosigkeit uns erwürgt und unsere durstenden Seelen verwüstet.

* * *

Immer wieder komme ich zu Block zurück. Mit den Jahren vertiefe ich mich immer mehr in seine unvergleichliche Lyrik, in den geheimen Wiederhall seiner Seele, in die Welt seiner Fantasie, die mir immer deutlicher dafür Anlass gibt, die Gegenwart gedanklich zu

verarbeiten. Block war und bleibt für mich ein genialer furchtloser Prophet. Als er lange vorher den blutigen Ausgang der Revolution erahnte, blieb er seinen Idealen treu. Er versteckte sich nicht, sondern begrüßte die Tragödie der Erneuerung als Befreiung, in der er selbst verbrannte ...

31.01.85, Kopejkin

* * *

Unser Bruder ist ein Versager. Wie lange quälte er sich mit seelischen und materiellen Verlusten herum, um die Ausreisegenehmigung zu bekommen. Und nun hat er sie und jammert trostlos, anstatt sich zu freuen. Ein Paradox! Aber das scheint nur eine orthodoxe dumme Tragödie zu sein ...

04.02.85

* * *

Ein Winterabend. Es ist kalt und still, still wie auf dem Friedhof. Die Laternen stoßen ihre Strahlenbündel in die Finsternis der Straße und stützen den Himmelsbogen wie geisterhafte Säulen.

* * *

06.02.85 Omsk

Es ist schon Abend, gegen acht Uhr. Ich fahre mit dem Bus vom linken Ufer über die neue Brücke am Fernsehturm in die Stadtmitte. Ein Frost über dreißig Grad. Über die breiten Straßen treibt der Wind den Schnee über den Boden. Der Bus fährt ungewöhnlich langsam. Am Majakowski-Kinotheater schauen die Fahrgäste neugierig durch die Busfenster auf die sie überholenden Polizeiwagen mit dem blinkenden Blaulicht. Der erste fährt mit einem Lautsprecher vornweg, danach sausten über die Straße, den restlichen Transport an den Straßenrand drängend, etwa acht schwarze Wagen mit einer ungewöhnlich langen Limousine in der Mitte vorbei. Die Mitte des breiten Fahrdamms ist vor dem ungewöhnlichen Gefolge völlig leer. Jemand sagt bedeutungsvoll: „Der Moskauer Gast wird verabschiedet.“

* * *

In Nowoskatowka gab es immer Probleme mit dem Trinkwasser, und mit dem Wäschewaschen war es noch schlimmer bestellt. Die Dorfbewohner waren bemüht, das Regenwasser aufzufangen und versorgten sich damit bis zum nächsten Mal ... Ich weiß noch, dass meine tägliche Aufgabe in der Hauswirtschaft die Versorgung der Familie mit Wasser war. Für das Vieh holte man es in großen Fässern aus den nächstgelegenen Brunnen. Zum Trinken und für die Küche holte man das Wasser mit einem Tragholz vom anderen Ende des Dorfes, zweimal täglich.

* * *

20.05.85

Zum wievielten Mal schon sehe ich mir im Fernsehen eine Sendung über das Schaffen von Michail Scholochow an. Was mich jedes Mal wundert, ist die Unvereinbarkeit der Meisterschaft des „Stillen Dons“ mit den nicht allzu klugen tendenziösen Aussagen des Autors im Laufe seines ganzen Lebens und zu verschiedenen Angelegenheiten. Ich glaube, solche Erscheinungen haben nicht nur viele in Verlegenheit versetzt, sondern auch die Legende über ein Plagiat aufkommen lassen...

* * *

Ein Gesetz darf auch mit guten Absichten nicht übertreten werden ... (aus einer sowjetischen Fernsehsendung).

* * *

Wie unglaublich erfinderisch sind zuweilen Schriftsteller, Regisseure und Publizisten, wie verzerrt bringen sie die Wahrheit an den Leser (Zuschauer)! Solche Findigkeit wird manchmal ad absurdum geführt. Zum Beispiel in der Vorstellung von G. Towstonogow „Wahrheit, und nichts außer Wahrheit“. Es wäre doch besser, mit dem Zuschauer einfach offen über Mangel und Ignoranten zu reden, oder vielmehr mit denjenigen, von denen unser Elend abhängt... Aber nein! Von den Kunstträgern wird verlangt, dass sie etwas erfinden, irgendwelche historische Meilensteine oder irgendwelches fremdartiges Wesen, um über die nötigen Probleme zu sprechen. Ein geübter Zu-

schauer findet sowieso gleich heraus, wo der Hund begraben ist, und einen hirnlosen Spießler kann man doch nicht erreichen, ihm ist alles Jacke wie Hose.

* * *

Meine Generation lebt in zwei Systemen: Eines ist bestrebt, trotz aller Mängel das Gute, die Wahrheit, ja die Vollkommenheit zu erlangen, das andere gibt sich mit einem angeblich problemlosen Fassadenschein zufrieden und umschmeichelt unser Bewusstsein mit Heuchelei und Gleichgültigkeit.

* * *

Solange ich lebe, befremdet mich immer wieder ein Umstand in den vielgelobten Verhältnissen in unserer Gesellschaft, die Einstellung eines Menschen zur Tätigkeit des anderen, dieser instinktive Trieb zur Vernichtung eines unbewachten Gegenstandes, auch wenn es nur ein Pfahl im Hinterhof ist.

* * *

Wunderbar bei Rylejew: „Doch sag mir, wann ward ohne Blut die Freiheit je errungen?“

* * *

Wie oft verschieben wir gute Gedanken in unserem Gedächtnis bis zum nächsten Mal – und vergessen sie. Und diese wertvollen Fundstücke verschwinden für ewig. Man sollte eigentlich immer einen Bleistiftstummel und einen Fetzen Papier bei sich haben. Wäre doch nicht schwer, gelingt aber nicht immer. Zum einen ist es gefährlich, „auf-rührerische“ Gedanken aufzuschreiben, obwohl sie in unseren Überlegungen immer dominieren. Zum anderen sind wir gleichgültig gegenüber uns selbst und unserer Nichtigkeit. Aber ungewöhnliche Gedanken, wenn auch eines kleinen Mannes, sind immer interessant für einen scharfsinnigen Nachfahren. Das Interesse für die Vergangenheit ist, solange ich mich erinnern kann, schon immer meine größte Leidenschaft gewesen ...

Valentina Reimer



Valentina Reimer, eine Russlanddeutsche, lebte und arbeitete in Moskau. Von Beruf ist sie Ärztin, seit Anfang 90er in Berlin. In ihrem Roman (Originaltitel „Asja“, aus dem Russischen von Martin Creutzburg übersetzt) geht es um die Liebe russlanddeutscher Frauen zweier Generationen in der Verbannung, unter schwierigen Bedingungen.



Valentina Reimer
Dem Glück entgegen.
Roman (Fragment)

Bei weitem nicht bei allen,
war die Kindheit einzig Wohlgefallen.
Die Erfolge des Erwachsenen-Lebens
vergehen dank ständigen Strebens,
wie Rauch.
Der Alltag strömt gleichmütig fort,
zwischen den Klüften der Ufer...
Was das Schicksal birgt in Raum und Zeit,
bist zur Antwort du bereit?

Schon in Deutschland lebend, besuchte ich meine Verwandten, die in Russland verblieben waren. Ich lobte mein Leben in der Heimat der Vorfahren und riet ihnen keine Zeit zu verlieren – und sich schleunigst auf die Suche nach den verlorenen Dokumenten für ihr Recht auf Übersiedlung zu begeben.

Als ich ihre Schwankungen spürte wurde ich ungehalten.

Meine Verwandten aber erinnerten mich als Antwort an die, die schon weggefahren waren: schon längst, oder unlängst, und deren Schicksale...

Es zeigte sich, dass viele der *Abgereisten*, regelmäßig fast jeden Sommer zu Besuch kommen, und sich in der ehemaligen Heimat kurieren lassen. Einerseits ist das Leben mit *deutschem Geld* in Russland wesentlich billiger, andererseits hat das Niveau der medizinischen Versorgung in dem vergangenen Jahrzehnt fast europäischen Stand erreicht. Die Verwandten bewiesen, dass sie nicht schlecht informiert sind über das Leben der Aussiedler in Deutschland.

Mein Misstrauen über die erhaltenen Informationen sehend, rieten sie mir mit einer ihrer Bekannten Kontakt aufzunehmen: sie wollten mich davon überzeugen, dass mein nachdrückliches Zureden für die Übersiedlung nach Deutschland Fiasko erleiden könnte.

- Ich brauche diese Bekanntschaft nicht, wehrte ich ab, ich mache mir doch um euch Sorgen.

- Nein, höre sie doch an und agitiere uns nicht...
- Na gut! Was werde ich schon von ihr neues hören, außer, dass was ich von euch schon gehört habe, wehrte ich ab.
 - Na das, damit du aufhörst uns *keine Ruhe zu lassen*...
 - Na dann bleibt bei euren Interessen! – wurde ich böse.
 - Du solltest dich dennoch mit einem Menschen austauschen, der eine etwas andere Meinung hat, als du, - beharrten meine Verwandten.
 - Und was macht denn diese eure Bekannte hier? Sie hat doch sicherlich schon alle ihre Zähne sanieren lassen? – sagte ich, herausfordernd.
 - Sie verkauft ihre Wohnung und kommt, so scheint es, niemals mehr hierher, weil sie nach dem Tod der Eltern beabsichtigt, zusammen mit ihrem Mann und den Kindern nach Paraguay zu fahren.
- Sie konnte sich in Deutschland nicht eingewöhnen, rückten mir meine Opponenten den Kopf zurecht.

Mich hat es auch früher schon interessiert zu begreifen: womit man *dort* unsere Aussiedler lockt; es schien seltsam, dass der Neffe meines Mannes bereits an dieser Angel hängt und mit seiner kühnen Entscheidung zufrieden ist.

Was man aber über seine Frau nicht sagen kann.

Das Treffen kam zustande. Die Frau war wesentlich jünger als ich, unsere Wege hatten sich in der Vergangenheit nicht gekreuzt. Wir kamen ins Gespräch. Ihren Entschluss - Deutschland zu verlassen - erklärte ich mir „... mit der Jagd nach Ortsveränderung“. Auf alle Fälle gab ich ihr die Adresse des Neffen meines Mannes, vielleicht nützt es.

Zum Abschied schenkte ich ihr eine Sammlung meiner Gedichte über Aussiedler. Und sagte ihr dazu, dass diese Geschichten nicht frei erfunden sind, sondern meine Helden über sich selbst berichtet haben und ich das, was ihnen geschehen war, nur in Gedichte gefasst habe...

Meine Gesprächspartnerin blätterte in der kleinen Sammlung, blieb am Gedicht: „Ein Volk unterwegs“ hängen... las es durch..., an der Tür hielt sie mich zurück:

- Warten Sie! Ich zeige Ihnen etwas!

Sie lief schnell über die geöffneten Koffer steigend, die umherliegenden Kleidungsstücke und Papiere, in das andere Zimmer. Ich blieb, wartend auf einem Stuhl sitzen. Wenig später brachte meine neue Bekannte ein Päckchen Briefe in einem Cellofanumschlag.

- Da! Da Sie schreiben... vielleicht nützt es Ihnen. Da, nehmen Sie! ... Mich haben diese Briefe sehr berührt... Da geht es um... *solche*... Liebe! Ich dachte früher nicht, wenn ich auf die schon nicht mehr junge Tante und den Onkel schaute, dass sie irgendwann so *heiß* verliebt waren... Schreiben Sie... über sie!

- Das ist mir peinlich.
- Dann geben sie ihnen einfach andere Namen. Die Leute sollen doch wissen, dass es echte Gefühle gibt... nicht so wie heute...
- Danke... Aber wo sind diese Leute?
- Weit weg. Haben Sie keine Angst. Bis zu ihnen gelangt das nicht.
- Gut. Kann ich Sie denn noch ansprechen, wenn mir irgendetwas unverständlich erscheint?
- Ja! Ja. Ich bin noch ungefähr eine Woche hier. Woran ich mich erinnere, erzähle ich Ihnen.

...Am gleichen Abend habe ich alle Briefe gelesen. Verfiel in Nachdenken...

In Versen? Ein Poem schreiben? ... Einen Roman? ...

Wie das jemand gemacht hat, der nicht einmal Schriftsteller war, ein einfacher Mensch... Ein Mensch, der seine Erinnerungen an die erste Liebe über fast dreißig Jahre aufbewahrt hat, indem er ständig notierte und wieder abschrieb... Nein! ... Ich glaube, das geht nicht!

Ich setzte meine täglichen Besuche bei meiner wohlmeinenden Gesprächspartnerin fort. Ich fragte sie über die Briefautoren aus und notierte manches. Wir verabschiedeten uns, wie es schien für immer: warm und versprachen uns nicht aus den Augen zu verlieren.

Nach ein paar Tagen plötzlich... ein Anruf.

- Ich habe die Tagebücher der Tante Alja gefunden, teilte mir eine aufgeregte Stimme mit. Ich schwieg, weil ich nicht sofort begriff mit wem ich spreche und ... worüber gesprochen wird.

- Na die, deren Briefe...

Mein langes Schweigen verunsicherte die Sprechende:

- Oh! Verzeihung! ... Ich bin wohl falsch verbunden?

- Wen wollen Sie denn sprechen?

Und da wurde mir klar, dass ich mit meiner neuen Bekannten spreche:

- Das bin ich, und nannte meinen Namen.

- Wunderbar! Ich hatte mich schon erschrocken: sie wären plötzlich abgereist... Ich möchte Ihnen eine Freude machen... Ich habe die Tagebuchaufzeichnungen von Alewtina gefunden... Kommen Sie!

- Ja-a-a? Und Sie wollen mir sagen, dass Sie mir diese übergeben wollen?

- Selbstverständlich!

... So kam in meine Hände ein, wie ich meine, sehr interessantes Material.

Zunächst aber nahm ich mir die Briefe vor. Ich beschloss eine Erzählung über die Liebe und Treue in Form von Briefen und Tagebuchaufzeichnungen herauszugeben. Bei meinen weiteren Treffen mit den Verwandten in Russland und hier, wenn sie zu mir zu Besuch kamen, holte ich Auskünfte über den mich aufwühlenden Prototyp ein.

Und... welch ein Glück! Die Verwandten teilten mit, dass sich nach mir eine Galina Georgijewna erkundigte, die Lehrerin der Enkelin meines Bruders. Es gelang die Kontaktaufnahme mit ihr bei einem meiner Besuche in den heimatlichen Gefilden. Und sie hat mir folgendes berichtet:

Einmal, bei einer ihrer Unterrichtsstunden nahm sie einer Schülerin, die nicht auf ihre Erläuterungen achtete, ein Buch weg und drohte „die Lektüre“ nur nach einem Gespräch mit den Eltern zurückzugeben. Abends beschloss sie nachzuschauen, wofür sich denn die Schülerin der zehnten Klasse so interessierte und... las sich fest.

Es verwunderten sie einige Situationen, die denen, die sich in ihrer Schulzeit ereigneten, ähnlich waren und... *bekannte* Namen:

„Namen in einer unbekanntem Kombination... Zufall? Welche Übereinstimmung!“ dachte sie.

Sie beschloss die Eltern des Mädchens nach dem Autor des Buches zu fragen.

...Galina Georgijewna, Galja, war wie sich dann zeigte, die Schulfreundin von Alja. Seit dieser Zeit ist viel Wasser ins Meer geströmt, aber an einiges aus jener fernen Jugendzeit konnte sie sich noch erinnern.

Sie riet mir mit Nadja und Gena aus ihrer Klasse zu sprechen. „Vielleicht kann man noch jemanden auffinden... Ich denke... man kann noch weitere finden“, sagte sie mir zum Abschied.

Nadja – Nadeshda Iwanowna – traf ich bei schlechter Befindlichkeit an, sie war krank. Sie hat zu keinem ihrer Schulfreunde Kontakt. Sie äußerte sich über ihren ehemaligen Mann wenig schmeichelhaft – ein ehemaliger Klassenkamerad. Sie bedankte sich für meine Bücher, die ich ihr schenkte und versprach sie zu lesen. Gennadij beschloss ich nicht erst zu suchen.

So beginne ich die Fäden des meine Phantasie berührenden Schicksals zu entwirren, jedoch nicht in chronologischer Folge, beginnend mit der Geburt, sondern so, wie ich auch sonst meine Bücher zu schreiben begann.

Als Epigraph zu meinem ersten Werk diente die Warnung von A.S. Puschkin zu „Die Hauptmannstochter“: *Bewahre das Kleid, solange es neu, / die Ehre – seit frühester Jugend.*

Die Erzählung über zwei junge Menschen beginnt mit einem Abschied:

- Ich reise ab.
- Du reist ab? Wann?
- Ich reise für immer fort.

Von diesem besonderen neunten Mai an, als wir vom Standesamt unsere Anmeldung zur Eheschließung zurücknahmen, hatten wir uns fast zwei Monate nicht gesehen. Ist denn wirklich zwischen uns alles aus?

Ich war nicht in der Lage dies zu glauben, ungeachtet meines harten „Neins“ zu deinem Vorschlag zu *lieben* ohne Trauschein.

Als jemand an die Tür unseres Zimmers klopfte, erschrak ich und verstand, dass du das bist. Wie vom Wind gepeitscht, sprang ich vom Stuhl und öffnete selbst die Tür. Du standst unbeweglich mit unschlüssiger, verwirrter Miene, mit der stummen Frage im finsternen Gesicht – ob du eintreten darfst.

In den Händen hieltest du mein Buch. Ich nahm es schweigend...

Einige Zeit standen wir verlegen. Dann lenkten wir unsere Schritte, ohne Absprache, zu unserem Lieblingstreff neben dem Fenster am Ende des Wohnheimflurs neben der Nottreppe, die nicht benutzt wurde.

Das Gespräch kam anfangs nicht voran.

Endlich sprachst du von deinem endgültigen Beschluss wegzufahren und berichtetest mir, wie du die Zeit seit unserem Abschied verbracht hast.

Es zeigte sich, dass du dich nicht gelangweilt hast, sondern beschlossen hattest den Teufel mit dem Beelzebub auszutreiben.

Du warst ganz hingerissen von einer Studentin aus älterem Semester, die, sozusagen schon lange leidenschaftlich in dich verliebt war. Sie wartete geduldig auf den Moment sich dir, als Trost nach der Trennung von mir, vorzuschlagen. Aber die stürmisch mit ihr verbrachten Tage, bestärkten dich nur darin, dass du nicht einfach von mir fortgehen kannst.

Ich bin dir teuer, weil es etwas größeres gibt, als diesen „leichten Flirt“.

Dann sprachst du davon, dass du mich nicht vergessen kannst, aber du Zeit brauchst, um endgültig Klarheit in deine Gefühle zu bringen.

Dazu kommt, dass es einige Umstände im Elternhaus gibt, die deine langerwartete Einmischung erfordern.

Deine letzten Worte waren: „Ich danke dir, das du ein ehrliches und stolzes Mädchen bist. Ich möchte, dass du mich zum Zug begleitest.“

Ich weiß nicht was ich geantwortet habe, wie ich bis zur Tür meines Zimmers gekommen bin. Ich warf mich aufs Bett, heulte und fiel in Hysterie. Nur gut, dass schon alle nach den Examen in ihre Hei-

matstädte weggefahren waren, und so niemand etwas von meinen Leiden erfahren hat.

Ich lief auf die Straße, ging ohne Ziel durch die Seitengassen. Ich strebte zu dir, wissend, dass du bei unseren gemeinsamen Bekannten bist – unseren verheirateten Freunden, zu denen wir oftmals zusammen gegangen sind. „Sie werden alles verstehen! Sie werden uns helfen! Aber wobei?“ Und wieder Tränen.

Zwei schlaflose Nächte. Ich wälzte mich, fand keine Ruhe.

Es verblieb noch eine Stunde. Eine ganze Stunde bis zur Abfahrt deines Zuges. Ich kannte diesen Zug und ich wusste wann er abfährt.

Ich kam rechtzeitig, aber die Beine waren nicht vom Fleck zu bewegen.

Da tönt schon das letzte Signal, es gellte in meinen Ohren.

Der Zug gleitet langsam am Bahnsteig vorbei. Nimmt Fahrt auf.

Das Herz springt aus der Brust, fliegt dem Zug hinterher.

Ich will zu dir. Du bist bei mir... aber die Beine bewegen sich nicht.

...Nach Hause! Ich möchte nach Hause!

Behaglich ist unsere Wohnung. Meine Mutter. Meine Schwester.

Kein Wort über dich, über unsere nicht stattgefundene Heirat.

Auch nicht über den Abschied...

Bücher, die Freunde der Kindheit..., aber nichts befreit mich von den quälenden Gedanken an dich.

Das Haus erreichten wir mit meiner Mutter wohlbehalten, sie war für ein halbes Jahr auf einem Weiterbildungslehrgang für Buchhalter in Swerdlowsk gewesen. Die Schwester hat uns nicht abgeholt.

Wir hatten jedoch Glück. Ein Nachbar, der mit im Zug gewesen war, hatte sein Auto „dabei“, er hatte es bis zu seiner Rückkehr am Bahnhof geparkt.

Anderenfalls hätten wir noch einige Male zum Bahnhof zurückkehren müssen, weil sich bei uns einiges an Gepäck angesammelt hatte.

Wir klopfen lange an die Tür, sie war von innen verriegelt. Die Schwester hatte am Vorabend Großreine gemacht, war ermattet und fest eingeschlafen.

Sie, die Zwölfjährige, hatte in der Zeit von Mutters Abwesenheit, den Haushalt geführt. Die Schwester kam damit sehr gut zurecht und auch mit dem kleinen Garten vor dem Fenster (die Tomaten, versteckt in Filzstiefeln zur Nachreife, aßen wir noch im November). Sie kam auch mit den Dutzenden Hühnern zurecht, sammelte ein halbes Hundert Eier ein.

Meine Mutter ist 49 Jahre alt. Sie ist sehr schön, hat nicht zugenommen. Schon viele Jahre, seit dem Verlust ihres Mannes, ihr eigenes Privatleben zurückstellend, lebt sie nur für uns.

Wir und ihre Arbeit – das ist ihr ganzes Interesse.

...Nun bin ich zu Hause. Nichts gefällt mir. Dazu kommt noch schlechtes Wetter. Am gleichen Tag erhielt ich ein Telegramm. Öffne es, lese....

Was für Unterlagen? Wovon ist die Rede? Unterschrift: „Küsse Dich, Igor“.

Die Gedanken durcheinander.

Und wieder tauchen Bilder auf, von neuem versinke ich in Erinnerungen.

Nichts außer dir habe ich in dem vergangenen halben Jahr gesehen.

Tag und Nacht lebte ich, dich am Abend nach dem Unterricht im Institut und deinen Trainingsstunden, zu treffen. Ich horchte auf Schritte im Flur, schrieb Gedichte anstatt Konspekte. Lief auf den ersten Ruf und ohne Ruf.

Wie konnte ich mich bloß vor dem letzten Schritt zurückhalten.

Habe dich einer anderen überlassen.....

Trotzdem konnte ich die Examen irgendwie ordentlich ablegen.

Wir lernten in Grünanlagen, am Strand, auf Wiesen. Eines der Mädchen las ein Lehrbuch, ich aber schwebte in Wolken. Es halfen mir die Kenntnisse, die ich an der medizinischen Fachschule erworben hatte. Da kann man sehen, was es heißt sich einmal ernsthaft mit den Dingen beschäftigt zu haben.

Zum Glück habe ich ein gutes Gedächtnis und das hat mich gerettet.

Sogar an das, was mir auf den Vorlesungen im Institut in den Intervallen zwischen der Niederschrift von Gedichten und den „Abflügen“ in meine Träume von dir, zu hören gelang, erinnerte ich mich bis direkt zu den Examen.

Ja..., endlich bin ich aufgewacht. Papiere? Welche denn?

Na klar, jetzt verstehe ich. Ich habe sie doch im Buch gesehen, das du mir nach dem unglückseligen Tag, dem 6. Juli, zurückgegeben hast, als du mir sagtest, dass du für immer fort fährst. Das war eine Order für ein Praktikum und noch irgendwas... Ich dachte nicht, dass in den von dir vergessenen Papieren irgend etwas wichtiges wäre, außerdem glaubte ich nicht ganz, dass du wegfährst.

Du bist jedoch weggefahren. Für immer weggefahren?

Werden wir uns wirklich niemals wiedersehen? Das darf nicht sein!

Was soll ich machen? Wenn ich ohne dich nicht leben kann.....

Brief an Igor

10. Juli. Guten Tag, Igor! Habe Deine Papiere aufgestöbert, schicke sie per Luftpost. Glaube aber nicht, dass man Dich an Deinem neuen Institut ohne sie nicht immatrikuliert. Ich hoffe, dass Du die wichtigeren Unterlagen dabei hast, wie das Einverständnis Deines Institutes zur Versetzung, das Kollegbuch usw. Oder nicht? Ich wünsche Dir allerglücklichstes Gelingen in Deinem weiteren Leben. Ich kann es kaum glauben, dass Du Dich zu einem solchen Schritt entschlossen hast.

Alja

Aus dem Tagebuch

10. Juli. Habe Brief und Papiere weggebracht.

Möchte mich ein wenig ablenken, nehme das Buch E. R. Remarques „Geborgtes Leben“ (später – deutscher Titel „Der Himmel kennt keine Günstlinge“ d.Ü.) in die Hand. Kann mich nicht konzentrieren. Vor mir sind deine Augen, in einigen Augenblicken werden sie wie durchsichtig, hellblau. Deine Hände, deine Lippen. Sie nähern sich mir. Ein Spuk...

Ich erinnere mich an den Beginn unserer Bekanntschaft.

Die Mädchen aus unserem Zimmer nannten oft deinen Namen, der immer mit irgendeinem Ereignis verbunden war: Du hattest auf irgendeiner Versammlung gesprochen, an irgendwelchen Wettkämpfen teilgenommen, oder sonst noch irgendetwas. So war mir dein Name geläufig.

Eines Tages warst du plötzlich in unserem Zimmer erschienen und botest eine übriggebliebene Karte ins Operntheater an. Unsere Mädchen haben ihr Studium sehr ernst genommen: Zwei kamen aus dem Berufsleben – Feldscherinnen. Die übrigen fünf, so wie ich, einige der wenigen die nach der Schule weiter studieren wollten und etwa 5% des Schuljahrgangs ausmachten.

Durch die Fachschule hatte ich gute Vorkenntnisse, so verblieb viel Freizeit, die ich nutzte, wie mir schien zu meinem Besten – ich besuchte Kinos, Theater.

Oft schaffte ich Hefte beiseite – und schon bin ich im Theater im Vorgesmack auf Kunstgenuss... Ich erinnere mich, wie ich nach dem ersten Studiensemester, welches bei Regen und Matsch ablief, in die Operette eilte und bei den ersten Akkorden der Ouvertüre zur Operette „Die Csardasfürstin“ vor Glück und Begeisterung fast heulte.

So bin ich mit dir zusammen im Theater. Man gibt „La Traviata“.

Wieder fliege ich auf den Flügeln der zauberhaften Musik. Das Schicksal Violettas ruft bei mir Tränen des Mitgefühls und Mitleids hervor. Was sonst!!! Die bekannten Symptome der Krankheit... , ich beherrschte mich so gut ich konnte. Aber du hattest meine Erregung trotzdem bemerkt.

Ja, dieser „hölzerne“ Supersportler hat sich zu meiner Schwäche irgendwie aufmerksam verhalten. Ich erriet damals nicht, dass du über meinen Gesundheitszustand informiert warst.

Einige Male waren wir zusammen in verschiedenen Theatern.

Das Interesse am Theater war bei uns gegenseitig. Wir stritten, begeisterten uns, teilten unsere Eindrücke. Ich erfuhr, dass du dich auch früher schon für Kunst interessiert hast. Deine Freunde sangen im Opernchor, die Schwester lernte in einer Musikschule. So, dass die

Bezeichnung „hölzern“, überhaupt nicht zu dir passte. Aber für alles hat man zu zahlen.

Mein Enthusiasmus für Theater zeigte Spuren, ich bekam eine dreieckige in historischem Materialismus. Mit Tränen lief ich den Korridor entlang und versteckte mich, als ich dich hinter einer Säule sah.

Du aber hattest mich entdeckt und begannst mich zu beruhigen. Du sagtest, dass die Ergebnisse deiner Examen auch nicht glänzend seien. Der Sport, das Training, die Wettkämpfe, die Fahrten in andere Städte förderten nicht die Aneignung des Studienprogramms. Dann gingen die Examen zu Ende, und wir fuhren ohne Abschied, wie Grußbekannte nach Hause.

In den Ferien fuhr ich mit der Schwester nach Alma-Ata, unser Onkel hatte uns schon lange eingeladen, mit der Mutter vom strengen Norden zu ihm zu ziehen. Jedoch haben uns, weder der Onkel noch das örtliche Publikum begeistert, und so kehrten wir wieder zu uns nach Hause zurück.

Und als wir an Karaganda vorbeifuhren, erinnerte ich mich, dass du in dieser Stadt wohnst. Das war im fernen, wie es mir jetzt schien, vergangnem Jahr.

Jetzt, als ich Swerdlow verließ, nahm ich Abschied mit etwas ungeheuer wichtigem für mich, wie für immer und ewig.

Das war sehr schmerzlich...

Ich zweifelte... dachte auch, vielleicht geht es mir plötzlich zu Hause besser? Die häuslichen vier Wände, stillen Gassen, der Sommer...

Wenn ich dann dazu noch Arbeit hätte! Wie das nach dem ersten Studienjahr an der medizinischen Fachschule war, als man mich in den Ferien als Schwester vom Dienst in dem Tuberkulosedispensaire unterbrachte – dort war für die Ferienzeit eine Stelle freigeworden. Das wäre mir gerade recht.

In Swerdlowsk konnte man mich nach dem zweiten Studienjahr der medizinischen Fachschule lediglich als Sanitäterin einstellen, aber das wollte ich nicht... So blieb mir kein Ausweg.

Jedoch hatte ich zu Hause unwahrscheinliches Glück. Ich kam als Krankenschwester bei einer Bekannten meiner Mutter unter, die Lei-

terin einer Sanitätsstelle in unserer Maschinenfabrik war, die in früheren Zeiten Schreitbagger hergestellt hatte, aber jetzt nur verschiedene Kleinteile produziert. Für mich spielte das Prestige des Werkes zum gegenwärtigen Zeitpunkt überhaupt keine Rolle. Hauptsache – ich habe acht Stunden am Tag eine neue Beschäftigung. Die Menschen, die Sorge um sie, um ihre Gesundheit – das ist der Traum, der mich veranlasste in den Wirkungskreis der Medizin einzutreten.

Vor dem ersten Arbeitstag schlief ich schlecht, die Zeit wollte einfach nicht vergehen. Sofort stürzte ich mich in den Strudel der kleinen, aber wichtigen Dinge: Verbände, Injektionen, intravenöse Injektionen, Metallsplitter, Visite in den Werkhallen, prophylaktische Gespräche – alles war so interessant! Ich bin nicht unfähig, ich kann etwas! Ich begeistere mich für die Arbeit. Vielleicht aber auch für irgendwen. So ist das mein Lieber!

Vergessen ist dann meine tränenreich-beunruhigende, feurig-heiße Liebe zu dir!

Ich schrieb Igor einen Brief über meinen ersten Arbeitstag, das war schon der zweite Brief, den ich ihm schickte. Meine Eintragungen ins Tagebuch sind – nicht abgesandte Briefe – das, was ich sagen wollte, aber fürchtete falsch verstanden zu werden. Meine Gefühle könnten auf nicht vorbereiteten Boden fallen. So sagte meine Mutter, als sie von einem Gleichnis aus der Bibel sprach: über die Samenkörner, die auf die Straße fielen. Sie zitierte für jede Lebenslage unbedingt etwas aus der Heiligen Schrift, welche die Mehrheit unserer Generation nicht kennt. Stets jedoch haben mich ihre Parabeln etwas gelehrt.

16. Juli. Heute hatte ich die zweite Schicht, die halb zwei in der Nacht zu Ende geht. Zur Arbeit bin ich fast gerannt. Der Geruch von Jod, grünem Sepso, Vitamin B-Komplex, Baldrian – bekannt und betäubend – ist mir angenehm. Nette Patienten, wie freue ich mich immer auf sie! Sie haben natürlich nichts ernsthaftes. Trotzdem muss man selbst entscheiden und entsprechende Maßnahmen ergreifen oder die Kranken in die Poliklinik schicken.

Ich bin mit allen Dingen fertig, habe die Visite der Werkhallen beendet. Habe mich hingesezt und in das Arbeitsheft die Eintragung

der erfolgten Tätigkeiten begonnen. Im Radio überträgt man das Konzert von Budaschkin, ich schwebe in der Musik. Wieder bin ich in Gedanken in Alma-Ata. Ich wandle durch die geraden kilometerweit überschaubaren Straßen, die mit Bäumen in vier Reihen bepflanzt sind. Diese verhindern, dass man die zerbrechlichen Häuschen sieht, die Phantasie entwirft Luxusvillen.

Im Traume wandle ich schon nicht mehr mit der Schwester, sondern mit dir. Müde geworden, entledigen wir uns unserer Schuhe und tauchen unsere Füße in Aryks (Bewässerungsgräben d. Ü.), die murmeln und die Wurzeln der Bäume benetzen. Wir bespritzen uns mit Saft von echten reifen Kirschen, erquicken uns an der Riesengröße der Himbeeren. Die Früchte der Himbeere sind sehr süß, nicht so wie bei uns im Norden – sie werden in Alma-Ata an jeder Ecke verkauft. Die Äpfel, der berühmte Aport, sind noch nicht reif, aber auf dem Basar kann man Vorjährige kaufen. Sie sind noch überaus knackig.

Und die Manty! (Teigtaschen d. Ü.) sind wunderbar, ähnlich unseren Pelmeni, aber größer im Durchmesser und mit einer anderen Form. Sie werden auf Dampf gegart und mit einer Tunke serviert. Wir essen uns satt damit.

Wir gehen ins Operntheater. Wir lauschen den volltönenden Stimmen von Rosa Shamanowa und Ernek Serkibajew. Wir klettern hinauf zur berühmten Eisbahn Medeo. Überall bist du mit mir und ich mit dir.

Meine Träume werden von einer Gruppe älterer Frauen unterbrochen, die ich zu einem Gespräch über hypertensive Erkrankungen eingeladen habe.

Alle setzen sich auf die bereitgestellten Stühle, die Patientenliege und wir beginnen uns auszutauschen. Sie sind sehr gütig, hören aufmerksam zu, stellen Fragen. Langsam gehen die Gespräche auf persönliche Dinge über.

Jede hat ihre Sorgen: Wehwehchen, Kinder, Männer. Alle haben scheinbar die gleichen Probleme, aber jede hat doch ihr spezielles. So säuft z.B. der Mann und hasst den Schwiegersohn – sie prügeln sich. Davon steigt bei ihr der Blutdruck und ein Haufen Tabletten hilft auch nicht dagegen.

Ein Uhr dreißig in der Nacht. Ich habe die Schicht beendet, gehe nach Hause. Die Nächte sind bei uns noch sehr hell, der Polarkreis ist nah.

Aber ich träume von den warmen, südlichen, dunklen Nächten in Alma-Ata.

Als wir mit der Schwester damals im Zug dorthin gefahren sind, habe ich mich leidenschaftlich in einen jungen Georgier meines Jahrgangs verliebt.

Das war ein schlanker, lockiger Jüngling mit dunkelblauen Augen, der mit einem netten georgischen Akzent sprach. Er hat mich mit den Augen verschlungen und ich schmolz unter seinen Blicken. Wir standen lange im Gang am Fenster, gaben uns ganz unseren Gefühlen hin, sprachen über Belanglosigkeiten. Die Schwester störte uns dauernd.

Nach der Fahrt haben wir uns mit ihm nicht mehr getroffen.

Auf der Rückfahrt kam zu uns ins Abteil ein riesengroßer Soldat, er hatte seinen Dienst beendet und fuhr nach Hause. Aus der oberen Schlafwagen-pritsche fiel ein fest schlafender betrunkenen Passagier herunter, der Soldat fing ihn im Fallen auf und schob ihn auf seinen Platz zurück. Das war so komisch, hätte aber schlecht enden können, wenn nicht die Gewandtheit unseres stattlichen Nachbarn gewesen wäre. Wir lachten und waren begeistert von unserem Nachbarn – dem Soldaten, er hieß Iwan.

Und schon hatte ich mich wieder verliebt. Aber er stieg so leise aus dem Zug, wie er gekommen war, auf einem Zwischenhalt. Das war die ganze Liebe!

23. Juli. Schlafen konnte ich nur kurz. Frühschicht. Alles fing an sich zu drehen, zu wirbeln. Die Zeit verflog unbemerkt. Ich spreche mit dir.... Streite..... Beschuldige...Ich warte auf einen Antwortbrief von dir.

Nach unseren Theaterbesuchen und den Ferien trafen wir uns mit dir nicht gleich. Am siebenten November haben wir mit den Mädchen aus unserem Zimmer den Feiertag zusammen mit Studenten aus

dem Polytechnischen Institut und mit noch einigen Mädchen aus dem Pädagogischen Institut, Landsmänninnen eines von unseren Mädchen, gefeiert. Ich kann mich jetzt an niemand mehr genau erinnern, aber einen, Alexej, habe ich nicht vergessen.

Der Bursche war in meinem Studienjahr: mehr als mittelgroß, mit gewölbter Brust, schlanker Taille, mit einem offenherzigen Gesicht, dunklen Haaren und mit tiefdunkelblauen Augen, die aus geraden Wimpern schauten, mit weißen Zähnen, fröhlich, unterhaltsam.

Plötzlich während des Tanzes hat er mich an der Hand zum Ausgang des Hauses gezogen. Das war ein ebenerdiger Bau, wie es viele in alten russischen Städten gibt. Ich schaffte es gerade noch den Mantel überzuwerfen. Er, schleppte mich wie er war, nur im weißen Hemd, auf die Straße, nahm mich auf den Arm und trug mich den Hügel hinunter und überschüttete mein Gesicht mit Küssen und flüsterte ununterbrochen meinen Namen. Zurück gingen wir umschlungen, ich wärmte ihn, so gut ich konnte von der Seite.

Die Feier erreichte ihren Höhepunkt. Die zukünftigen Pädagogen tanzten vulgär, umarmten sich heiß mit ihren Partnern. Es gab auch schon welche, die ihre Oberbekleidung ablegten. Meine drei Freundinnen blickten voller Schreck auf das sich entwickelnde Bacchanale.

Ich schätzte mit nüchternem Blick die Lage und flüsterte den Mädchen zu, wir sollten gehen. Ich war ja im Mantel, sprang auf die Straße und versteckte mich hinter der Ecke, wo ich auf sie wartete. Alexej lief auch hinaus und rief nach mir. Die Mädchen schlüpfen an ihm vorbei und wir liefen davon.

Anfangs war ich stolz, dass ich mich so schnell davon gemacht hatte, doch danach wurde ich traurig. Aber nach einigem Nachdenken beschloss ich, wenn ich Alexej gefallen habe, wird er mich schon finden.

Ich wartete auf ihn... Schrieb ein Gedicht.

An Alexej

Der Gedanke an Dich – wie heftiger Stromschlag
den Körper durchflutet ein Knistern,

in Erinnerung, wie damals Du meinen Namen ständig
mit heiserer Stimme in meine Ohren geflüstert.

Am Feiertagsabend man prostet sich zu,
die Gläser mit Wein, sie erklangen,
da habe ich aus Sternenaugen
von Dir Liebesfeuer empfangen.

Ich fühle Deine starken Hände,
die liebend mich umfingen
und möcht' in Deine blauen Augen sehn,
die Leidenschaft und Feuer bringen.

Ich fürchtete, das innere Feuer zehret mich aus,
hielt mich im Zaume nach Kräften,
dem Irrsinn ließ ich keinen Lauf
trotzte den lodernen Leidenschaftssäften.

Ich gab mir den Anschein des eisigen Wesens,
die Flamme der Leidenschaft trat ich aus.
Nun quäl ich mich einsam Dich zu vergessen,
nicht fähig zu finden den Ausweg hinaus.

Danach bin ich mit dir, Igor, wieder in Theater und Kinos gegangen.

Und einmal, als du an der Kasse nach Karten für einen Film mit Lolita Torrez anstandest, flog mit Lärm eine Schar Burschen ins Foyer. Darunter war auch Alexej. Er freute sich sehr, als er mich sah und wollte mich gerade ausfragen, warum ich damals weggelaufen bin... doch da tratest du wutentbrannt heran und ich beschloss, dass mit Alexej alles vorbei ist, bevor es angefangen hat.

Ein Brief von Igor

Guten Tag, liebe Alenka! Ich habe zwei Briefe erhalten, habe mich sehr über Deine Antwort gefreut. Ich freue mich, dass bei Dir alles gut läuft und Du von Deiner Arbeit schwärmst.

Ich habe niemals an der Nützlichkeit von Arbeit gezweifelt. Ihr Wunder wirkender Einfluss bei emotionalen Misslichkeiten kann jede Medizin ersetzen. Ich glaube nicht, dass Du nach allen Ereignissen der letzten Zeit absolut ruhig bist. Ich verstehe, dass ich Dir mit meinem Verhalten eine tiefe Wunde zugefügt habe. Ich weiß selbst nicht, wie alles so kam.

Ich war überzeugt von meiner Liebe zu Dir. Aber das Draufgängertum steckt noch in mir und es scheint, dass ich noch nicht ganz bereit bin mich kopfüber in das „Ehejoch“ des Familienlebens zu stürzen. Ich möchte die Zeit des sorglosen Junggesellenlebens noch ein wenig hinauszögern. Darüber hinaus strebe ich danach alle meine Kräfte der Jugend – all das Beste in mir – dem Studium zu widmen, dem Erwerb von Wissen für meinen zukünftigen Beruf.

Gleichzeitig möchte ich unsere Beziehung für eine Weile konservieren, aber unsere Liebe bewahren. Du bist mir seelisch nah, ich liebe Dich.

Aber man soll mit der endgültigen Entscheidung unseres Schicksals warten. Verzeih mir die Direktheit. Liebe mich so, wie ich bin.

Ich bin ein wenig niedergeschlagen, dass Du nur von Deiner Arbeit schreibst. Wo ist Deine flammende Liebe zu mir, die ich fühlte, als wir zusammen waren? Ich erwarte von Dir die gleichen Gefühle, die früher mich und dich ergriffen haben. Ich küsse Dich Dein Igor.
20. Juli

Brief an Igor **25. Juli 1959**

Guten Tag, Igor! Ich beantworte Deinen Brief vom zwanzigsten Juli und schicke ihn wieder per Luftpost. Ich hätte es gern, wenn Du mich bei meinen Plänen unterstützen würdest. Ja, ich bin begeistert... Ich fühle mich so gut auf Arbeit. Auch wenn sie eine ganz simple wäre. Aber ich bin noch kein Arzt und nicht einmal eine erfahrene Krankenschwester. Außer dem staatlichen Praktikum in der Fachschule und einiger anderer Momente, hatte ich noch nie selbstständig so nahe mit Patienten zu tun. Das ist auch jetzt nichts kompliziertes: Metallsplitter, Staubkörner im Auge, Schwielen, Verdauungsstörungen, kleine Verletzungen. Manipulationen: Verbände, Injektionen, intravenöse Injektionen, einfache Physioprozeduren – das ist meine Arbeit.

Bei ernsthafteren Dingen – schicke ich sie in die Polyklinik.

Jeden Tag führe ich meine Visite durch die Werkhallen durch. Fordere von der Verwaltung die Einhaltung der Sanitärvorschriften und der Arbeitssicherheit: Verglasung der Fenster, damit es keinen Durchzug gibt – Prophylaxe vor Erkältungen und Rheuma. Bitte um die Anschaffung von Thermoforen für heißes Wasser, Arbeits-Handschuhe und –Stiefel für die Verladung von Metallspänen, Schutzbrillen – all das gehört zu meiner Fürsorge. Außerdem führe ich noch Gespräche zur Prophylaxe verschiedener Krankheiten.

Mit der Diagnosestellung ist es schwieriger. Da denke ich an Cholera beim Anblick einer sich an den Zaun anlehnenen jungen Frau, die sich übergibt, die aber nur eine Toxikose der ersten Schwangerschaftshälfte hat, dort bin ich bereit allen, die von ihren Hunden gebissen worden sind vierzig Spritzen gegen Tollwut zu geben, oder bei einer winzig kleinen Schramme schlage ich vor Tetanusserum zu verabreichen.

Die Leiterin lacht – es gibt nicht genügend Präparate. Viele kommen nur, um zu plaudern, oder auch, um eine Arbeitsbefreiung zu erbitten. Die Chefin wird mit solchen schnell fertig, indem sie sie zur Arbeit schickt.

Unauffällig bringt sie mir alles bei. Aber ich leide sehr unter dem unverhältnismäßigen Mitgefühl zu den Patienten und der unbezähmbaren Hyperdiagnostik.

Im allgemeinen vergeht die Zeit sehr schnell, besonders in der ersten Schicht, wenn auch die Chefin noch zugegen ist. In den Abendschichten lese ich medizinische Literatur. Ich habe eine Vorliebe für die Zeitung „Der medizinische Mitarbeiter“ gefasst.

Was die Liebe zu Dir betrifft denke ich so - die Zeit soll alles auf den richtigen Platz stellen. Die Trennung facht eine große Liebe an, eine kleine erstickt sie. Ich kann mich auch nicht auf einen Schlag von Dir trennen, kann Dich nicht so schnell vergessen. Lass uns weiterhin korrespondieren.

Das weitere wird sich ergeben.

Alja.

Aus dem Tagebuch

29. Juli. Auf der Arbeit vergesse ich alles, aber zu Hause ist alles anders.

Immer und immer wieder gehe ich in Gedanken alles durch, was sich zwischen uns ereignet hat. Ich beschuldige alle und jeden, dem ich glaubte, dass du ein leichtsinniger Mensch bist, dass du viele Verehrerinnen hast und ich dir sogar Eifersuchtsszenen gemacht habe. Einerseits hast du dich jeden Abend nach dem Studium und den Trainingsstunden mit mir getroffen. Andererseits – in den Pausen, auf dem Wege ins Wohnheim - überall gibt es Gelegenheiten sich jemanden in seinen Gefühlen zu erklären, ein Treffen zu vereinbaren, denn in unserem Institutsprofil gibt es fast nur Mädchen, Burschen – nur eins, zwei, das waren schon alle. Ich wollte wissen, womit du dich in jeder Minute, jeder Stunde beschäftigst... sogar in deinem Traum wollte ich anwesend sein. Verrücktheit!

Eifersucht... hat sie dich plötzlich erschreckt? Nei-i-n! Wie das?

Dich hat meine Eifersucht nicht gereizt! Es scheint, du hast sie sogar noch angefacht. Oder habe ich dich nicht verstanden?

Du bist für mich ein komplizierter Mensch. Einerseits bist du, wie es scheint sanft und gut, ... man erzählte sich, dass du im Winter eine erfrorene betrunkene Frau auf Deinen Schultern ins Wohnheim getragen hast. Im ganzen Block hat sich die totale Begeisterung von Deiner Herzlichkeit herumgesprochen.

Davon flüsterten die Zimmernachbarinnen, und noch so etwas ähnliches, was mir zu Ohren kam, als ich dich noch nicht kannte.

Dazu kam, dass ich dein Verhältnis zu anderen Menschen vergleichen konnte, am Beispiel deines Rivalen beim Sport und im Verhältnis zu mir, Kostja.

Wir haben oft abends im kleinen Kreis Volleyball gespielt, bis der für das Netz Zuständige dieses aufs Spielfeld brachte.

In unseren Kreis schlich sich ein unbekannter elfjähriger Junge ein.

Er störte uns natürlich. Aber niemand, außer Kostja, hat sich mit solcher Härte, wie er, zu dem Jungen verhalten. Kostja warf sich mit Wut auf ihn, packte ihn am Ohr, führte ihn hinaus und gab ihm einen Tritt. Der Junge begann zu weinen. Igor aber hörte auf zu spielen und führte den Kleinen zu einer Bank.

Und nach einiger Zeit habt ihr beide über irgendetwas gelacht.

Das sind Kleinigkeiten, aber über deine Anteilnahme, Kommunikationsfreudigkeit redeten alle. Allerdings hat mich dein Kokettieren

aus eurem Zimmerfenster, wenn wir uns auf dem Hof unserer Blöcke versammelten, peinlich berührt. Abgeschmackt kam mir das vor...

Aber Theaterbesuche habe ich nicht abgelehnt, wenn du mich eingeladen hast. Übrigens, niemand außer dir leistete mir Gesellschaft, besonders zur Zeit der Examen. Und später, nach deinem Treffen mit Alexej im Kino, sah ich dich mit anderen Augen an. Ja, du hast dich von Kostja unterschieden.

Mich störte, dass Kostja zitterte, kaum, dass er mich nur berührte. Mit dir sind wir nicht einmal untergehakt gegangen.

Wir benahmen uns, wie zwei Freundinnen. Das ging so ziemlich lange.

Mich hat das ein wenig verwundert, dass du bei deiner Aufmerksamkeit für mich, die auch andere bemerkten, nicht versucht hast mich zu umarmen, zu küssen. Sogar dann nicht, wenn du mir deinen Schal umgebunden hast, damit ich nicht friere.

Alles änderte sich nach dem ersten Kuss, der für mich nicht unerwartet kam.

Der Kuss war nicht anstößig oder leidenschaftlich, eher schüchtern und keusch. Ich schaute schon zum zweiten Mal mit anderen Augen auf dich.

Offensichtlich haben die Mädchen, die voller Stolz über deine frivolen Annäherungsversuche an ihre Adresse erzählten, dich selbst provoziert.

Ich habe gut verstanden, dass die Mädchen, die von Burschen behütet werden, nicht plötzlich aufdringlich mit Zärtlichkeiten belästigt werden.

Erst später, nach einiger Zeit, gab es einen leidenschaftlichen Kuss und alles verschwamm... Es entstand eine irrsinnige und unbewusste Leidenschaft, Eifersucht zu allem und jedem. Wie habe ich nur das halbe Jahr der Trennung ausgehalten und bin nicht bis zum letzten gegangen?

Waren das Mutters Ratschläge, oder die allgemeine Atmosphäre, geschaffen von der Schule, den Büchern, den Erfahrungen von Freunden...

Immerhin hat mich irgendetwas zurückgehalten.

Diese meine Selbstbeherrschung wird mich jetzt ein wenig beruhigen.

30.Juli. Ich stehe immer noch unter dem Eindruck deines Briefes. Warum wende ich mich in Tagebüchern an dich?

Einfach, weil das die Fortsetzung der Briefe ist. Ich würde dir gern das schreiben, was ich dem Tagebuch anvertraue. Aber aus einigen mir nicht verständlichen Gründen kann ich den Briefen an dich nicht alle meine Gedanken anvertrauen. Du hast gewusst, dass ich Tagebuch führe und batest stets darum es sehen zu können.

Ja, ich bin ein wenig verschlossen, aber das ist von Natur aus so.

Ich habe meiner Mutter nie mein Herz ausgeschüttet und auch nicht den Freundinnen. Dafür führe ich ja das Tagebuch. Ich möchte selbst erkennen warum ich widerstand und der Versuchung nicht nachgab.

Du hast gelacht, als ich sagte, dass für die fleischlichen Freuden andere Objekte existieren und, dass ich „dir einen solchen Dienst nicht leisten kann“...

Du sagtest, dass die Hauptsache in einer Beziehung – der seelische Zusammenhalt ist, ob du Jungfrau bist oder gewesen bist – ist nicht wichtig.

Du hast auf Intimität nicht bestanden... Nein! Du warst der Meinung, dazu kommt man beiderseits.

Für Verliebte sollen doch die Beziehungen mit einer Heirat enden. So haben wir unsere Anmeldung zur Eheschließung im Standesamt abgegeben, jedoch nicht darüber nachgedacht, wovon, wo und wie wir leben können.

Etwas früher hattest du, ohne es mir zu sagen, einen Brief an Deine Mutter geschrieben. Ich hatte meine nicht informiert. Was genau du geschrieben hast, weiß ich nicht. Du gabst mir nur den Antwortbrief. Mutter flehte dich an nicht zu heiraten, weil sie und der Vater krank und kraftlos sind, dass ihre materielle Lage überaus miserabel ist, sie für die jüngste Tochter zu sorgen hätten, die noch Schülerin ist, und die zweite habe ihr Studium auch noch nicht abgeschlossen.

Was die materielle Lage der Familie angeht, das habe ich vielleicht noch unbedingt geglaubt. Um sich irgendwie zu kleiden, hast du Waggons mit Kohle, Kartoffeln, Gemüse entladen... Den übrigen

Argumenten deiner Mutter konnte ich nicht glauben. So haben wir Abstand von der Heirat genommen.

Ich bin dreiundzwanzig Jahre alt, aber das Verbot auf voreheliche intime Beziehungen sitzt fest in mir, wie übrigens bei vielen meiner Generation.

Mit meiner Freundin Alexandra (Schura) haben wir nicht nur einmal dieses Thema besprochen. Sie ist ein Jahr älter als ich. Zu guter Letzt hat sie mir gesagt, dass sie nach der Beendigung der Hochschule, wenn sie nicht geheiratet hat, dann mit Fünfundzwanzig dieses Verbot doch übertreten wird. Sie schloss die Schule mit einer Silbermedaille ab. Nach der Hochschule arbeitete sie an einem Forschungsinstitut. In den Schuljahren hatte sie keine Verehrer, aber jetzt hat sich etwas verändert. Man widmet ihr sogar Gedichte. Hier, zum Beispiel, eines davon, von einem Studenten der journalistischen Fakultät:

Wenn du küsst – die Lippen sind heiß,
die Augen – gleich blauen Kristallen aus Eis,
kalte, beinahe nichts sehende
Augen einer Blondine auf Laufstegen gehende.

Ob du sie küsst oder gar nicht berührst,
ob du vorbei gehst, sie nicht mal im Auge behältst,
Verluste dabei hat sie keine gespürt.
Wenige gibt es davon auf der Welt.

Und du Jüngling, bisher nicht geküsster,
küsse beim ersten Mal so, dass
deines erregten Blickes saugen
wärmt die kalten Kristalle der Augen.

Solche heiße Leidenschaft und Enttäuschung flößte dem, ich würde sagen sogar sehr sympathischen Jungen, meine rothaarige, sommersprossige Freundin, ein. Freilich, die Figur und die Beine waren ihrem Aussehen von größerem Vorteil als ihr Gesicht und ihr Kopf. Mit Alexandra verband uns eine ziemlich lange Bekanntschaft. Wir wohnten beinahe nebenan, lernten in einer Klasse und waren immer unter den besten Schülerinnen. Zu vielen Dingen hatten wir

unter den besten Schülerinnen. Zu vielen Dingen hatten wir gleiche Ansichten, beispielsweise sprachen wir über die gleichen Bücher, gingen zusammen ins Kino. In der sechsten Klasse haben wir begonnen eine Abenteuererzählung zu schreiben. Später kamen neue Freundinnen dazu und wir haben die Erzählung vernachlässigt.

Dieses Gedicht hat mich etwas schmerzlich berührt. Ich war es gewohnt, dass Schura immer im Schatten meines Einflusses auf Personen männlichen Geschlechts blieb. Und mir hatte noch nie jemand solche flammenden Botschaften geschrieben. Ja, irgendwelche Zettelchen in den mittleren Schulklassen schon, später – ziemlich bescheidene Liebeserklärungen in krakeligen Briefen. Wahrscheinlich gab es zwischen mir und Schura irgendwelche Gespräche zu diesem Thema, denn plötzlich brachte sie mir ein Gedicht und sagte, dass das von mir handelt:

Augen, wie tiefschwarze dunkle Beeren,
das rosige Lächeln, wer kann sich da wehren,
die Figur, so schlank, wie gedrechselt, erregend,
dein Gang ist so leicht und so schwebend.

Die Haare so dunkel und kraus,
die Blicke fordern manchmal heraus,
du weißt zu verführen und zu gefallen,
für einige bist du, die Schönste von allen.

Dein Hals ist so zart und so schwanenweich,
die Beine so lang einer Läuferin gleich,
dein Kleid, es flattert beim Laufen sodann,
aber das Übrige... geht mich nichts an.

Nein! Ich bin nicht verliebt in dich,
ich halte dich einfach für klug.
In meiner Erinnerung bleibst du ewiglich,
sogar, wenn mein Traum sich zerschlug.

Nach dem Lesen dieses Opus dachte ich anfänglich beinahe wirklich, dass das von mir handelt: Sehr viel traf bei der Beschreibung

des Äußeren des Subjektes der Begeisterung des Autors mit meinen Zügen überein.

Später habe ich jedoch aus Schura herausgeholt, und sie hat verraten, dass die Jungs von der Journalistik nur übten und das Gedicht für ein Mädchen, mit dem Schura als Studentinnen zusammen gewohnt hatte, geschrieben worden war.

Das Mädchen war wohl wirklich sehr hübsch. So kann man also völlig gleich verschiedene Leute beschreiben.

Die Gedanken kehrten zu meiner Zwietrachtstifterin zurück, L. St.

Sie hat mit ihren 22 Jahren das ungeschriebene Verbot des Verlustes der Jungfernschaft ein wenig früher als die, welche von „Schura als Grenze gesetzt“ worden war, verletzt. Liebt dich denn L. St.? Was habe ich mir, ihr gegenüber zuschulden kommen lassen, dass sie dir eine Bedingung gestellt hat: wenn du mich endgültig verlässt, gibst sie sich dir hin? Hat sie etwa unsere Beziehung beobachtet, und wie schnell stellte sie den Bruch zwischen uns fest?

Ich rief mir später ins Gedächtnis zurück, wobei ich Tatsachen verglich, wo und wann habe ich, unter den tanzenden Paaren bei uns im Wohnheim, einen solchen Mäuseblick eines kleinen Kopfes mit Dauerwelle gesehen.

Als du mir erzähltest, was zwischen euch war, war ich nicht eifersüchtig.

Und ich glaubte dir, dass du mit ihr Schluss gemacht hast.

Aber warum tobe ich so? Warum bin ich so wütend auf dich?

Ich habe dir doch nicht nur einmal gesagt, dass ich auf physischen Betrug ruhig reagiere. Du hast gelacht, mir nicht geglaubt. Du hattest recht!

Ich rase. Ich speie Gift und Galle. Bemühe mich die Fassung zu bewahren.

Und ich sehne mich so nach dir. Hier von ferne, bin ich fast bereit die „Heldentat“ meiner Rivalin zu wiederholen.

Brief von Igor

31. Juli Guten Tag Aljalein!

Danke für Dein Schreiben. Deine Briefe zu lesen ist sehr interessant.

Du schreibst viel über Deine Arbeit, und dass bei Dir alles in Ordnung ist.

Ich möchte mich auch ein wenig mit meinen Erfolgen brüsten.

Am vierundzwanzigsten Juli war der erste Tag meines Praktikums im Gebietskrankenhaus in der chirurgischen Abteilung. Kaum hatte ich mich gehörig umgesehen, wurde ich eingeladen „zur Taufe“ als Assistent bei einer Operation. Mich ergriff starke Unruhe, sogar Angst, dass ich versage und Fehler mache. Aber alles kam ganz anders.

Anfangs half ich der Operationsschwester, dann nahm man mich als zweiten Assistenten. Schon bei der nächsten Operation wurde ich erster Assistent.

Stell Dir meine Begeisterung vor, meinen Triumph über die unnötigen Zweifel. Ich setze mein Praktikum im gleichen Stil fort. Ich verschwinde für bis zu vier und mehr Stunden im OP. Es sieht so aus, dass ich schon einiges gelernt habe, als ich im vergangenen Studienjahr im chirurgischen Zirkel in Swerdlowsk gearbeitet habe.

Ich bin sehr zufrieden, sogar glücklich; wenn man nicht ins Kalkül zieht, dass ich sehr betrübt darüber bin, dass Du mich vergessen willst.

Oder scherzt Du nur? Ich kann das nicht glauben. Denn in meinem Verhalten Dir gegenüber gilt nach wie vor, Liebe und Hoffnung auf die Zukunft.

Ich küsse Dich. Dein Igor.

P.S.: Habe Deine Briefe nochmals gelesen.

Habe wieder festgestellt, dass Du an meine Abreise nicht geglaubt hast.

Wie Du siehst, bin ich weggefahren. Ich habe Dir doch schon früher erklärt, und bemühe mich es Dir nochmals zu erklären, aber später und ausführlicher.

Ich warte auf Deine Briefe. Nochmals – viele, viele Male küsse ich mein geliebtes Aljalein.

Aus dem Tagebuch

4. August. Habe Igor zum Geburtstag per Telegramm gratuliert. Das ist etwas trocken geworden. Es quellen brennende Worte an die Oberfläche, aber ich unterdrücke sie, wie auch meine Kränkung.

Man möchte alles vergessen, wie einen bösen Traum. Aber alles war Wirklichkeit.

Es verblieb eine bedrückende Traurigkeit, Schwermut.

Gab es denn gar nichts heiteres, keine Freude. Warum nur ist alles so schwarz?

Die Liebe war doch gegenseitig, obwohl, für mich - mit bitterem Beigeschmack. Aber warum? Alle Welt weiß, dass sogar eine unerwiderte Liebe dem Menschen großes Glück, erstaunliche Erneuerung und ein neues Lebensgefühl bringen kann. Vielleicht haben wir uns doch nicht für immer getrennt, sondern nur auf eine gewisse Zeit zur Prüfung unserer Gefühle?

„Bald wird es Herbst. Vor den Fenstern August. Vom Regen sind die Büsche ganz dunkel geworden. Ich weiß, dass ich dir gefalle...“.

Kann es sein, dass es bei uns so wird, dass Du mich mehr lieben wirst, als ich Dich? Ich schreibe Dir einen Brief. Zum Geburtstag, möglichst freundlich...

Brief an Igor

4. August. Guten Tag Igor!

Ich habe Dir ein Telegramm mit Glückwünschen geschickt.

Aber an einem solchen Tag möchte man neben Dir sein und reden, reden ohne Ende, den Umgang mit Dir genießen, mit Dir die Freude teilen.

Ich möchte, dass Du mich fröhlich siehst, lebenslustig, energisch. Ich möchte Dir gefallen. Es muss nicht sein, dass Du mich nur traurig und weinend im Gedächtnis behältst. Ich möchte, ich möchte...Wieder gehe ich zu „Moll“ über. Das macht das schlechte Wetter. Es fällt langanhaltend Regen.

Es gelingt mir nicht die Gesundheit zu stählen, wie Du mir immer suggeriert und geraten hast: „Sonne, Luft und Wasser, sowie physische Belastung“.

Es gelingt mir nicht.

Nur die Arbeit verschafft mir Freude. Aber sie dauert nur acht Stunden.

Das ist so wenig zur Erholung von den unendlichen Gedanken darüber, was mit uns geschehen ist.

Wir waren so lange zusammen, jetzt bin ich allein.

Da fiel mir ein Buch in die Hände, sagen wir so, es ruft zum Optimismus auf, aber ich sehe das Leben der Heldin etwas anders.

Dort in Europa hält man den Autor beinahe für einen Lev Tolstoi...

Ditte, so heißt die Titelgestalt, hat die Etappen der Leidenschaft und den Reiz des Mutterseins erfahren, wie auch Natascha Rostowa. Die Bedeutung der Heldin liegt – in ihrer ständigen Opferbereitschaft, in ihrer Selbstaufgabe von den ersten Schritten an.

Mich hat am meisten verwundert, dass ihr Frauwerden nicht durch eine flammende Liebe kam, sondern durch Mitleid zu einem Unglücklichen und Benachteiligten, um ihn, den schwachen, aus den Belanglosigkeiten seines Lebens empor zu heben. „Ditte – Menschenkind“, wenn Du willst, lies.

Ich verstehe weder sie, noch Natascha Rostowa, die in der Familie zur Schlampe und zum Muttertier wurde.

Ich möchte aber den Heldinnen unserer Bücher ähnlich sein: starken, selbstständigen, die, wie Du sagst, „ihr Leben in ihre starken Hände nehmen“. Zum Beispiel, wie in den „Anfängen“ des Schriftstellers Konowalow.

Solche Werke möchte man nicht beiseite legen.

Während ich den Brief schreibe ist der Tag schon fortgeschritten.

Die Laune hat sich gebessert durch die freundliche, helle Sonne.

Die Seele wurde heiter und ruhig, die Gedanken fließen Zug um Zug.

Ich habe darüber nachgedacht, wie gut die Menschen sein können.

So, beispielsweise, meine Chefin. Eine einfache Frau mit mittlerer medizinischer Bildung. Der Mann und die Familie – ganz normal. Aber sie kann mit den Menschen umgehen. Wie einfühlsam sie mit mir umgeht, meine Fehler korrigiert, meine Ungeduld und die Begrenztheit meines Wissens.

Wenn Du nur nicht so viel von mir verlangen würdest und mich nicht so drängen würdest. Ich verstehe natürlich - Du bist ein Sportler, bist Superbelastungen, Siege gewohnt. Ich habe den Kopf verloren vor Deiner Energie. Und ich möchte Sanftmut, Geduld, ich träume davon.

Ich möchte nicht, dass Du dich in mein persönliches Leben einmischst, wenn ich einen solchen Menschen treffe. Auch Dir wäre es leichter mit einer anderen, die Dich besser als ich verstehen würde.

Vielleicht passen solche, wie L. St. besser zu Dir?

Aus dem Tagebuch

9. August. Ich habe alles mögliche aufgeschrieben und weiß nicht, ob ich mich traue diesen Brief zu abzuschicken. Trage ihn bisher in der Handtasche. Denke darüber nach, ob in ihm Vernunft enthalten ist.

Bin von der hellen Sonne um zehn Uhr morgens aufgewacht. Wie im Fluge habe ich mich angezogen und bin zur Badeanstalt gefahren – Deine Ratschläge zur Gesundheit zu erfüllen. Es waren wenige Badelustige da. Das Baden war mir vergangen. Ich habe mich auf eine Bank gesetzt und die stille Glätte des Wassers bewundert. Nicht einmal eine Brise.

Liebkosende vorherbstliche Wärme. Sorgloses Dahindämmern.

Plötzlich kam ein kleiner Junge zu mir gelaufen, umarmte mich am Hals, schmiegte sich an mich. Ich umarmte ihn und wir kamen ins Gespräch.

Er ist acht Jahre alt, er hat die erste Klasse absolviert und kommt jetzt in die zweite, wie er voller Stolz erklärte. In dem Moment kamen die Eltern des Jungen aus dem Wasser, zogen sich an und schlugen eine Bootsfahrt vor.

Wir setzten uns mit dem kleinen Wanja – so hieß der Knabe – auf die Ruderbank und begannen zu rudern. Das gelang natürlich nicht besonders synchron und die Erwachsenen nahmen die Initiative in ihre Hände.

Wir setzten uns ins Heck. Klein-Wanja umarmte mich, rieb seine Wange, berührte mit den Lippen meine Hand und flüsterte ohne Ende.

Offenbar gefiel ich ihm. Erstaunlich, wie zärtlich Kinder sein können.

Aus heiterem Himmel begann es zu regnen.

Gewitterwolken sammelten sich buchstäblich in fünf Minuten, drohende, schwarze, zerzauste. Der Platzregen verging so schnell, wie er gekommen war – als ob es ihn nie gegeben hätte. Wir beide

fröstelten ein wenig und baten uns rudern zu lassen, um sich etwas zu erwärmen. Diesmal klappte es schon besser.

Und wieder prasselte der Regen. Allerdings hatte er nicht die gleiche Stärke, trotzdem war das kein Vergnügen und bis zur Bootsanlegestelle war es noch ziemlich weit. Ich bat mich abzusetzen, weil ich schnell zur Arbeit musste.

Ich verabschiedete mich und rannte zur Straßenbahnhaltestelle, meine neuen Bekannten unter dem Schutze von herabhängenden Zweigen und Baumwurzeln am Ufer, die eine Art Höhle bildeten, zurücklassend.

Auf Arbeit erschien ich durch und durch durchnässt.

Ich sitze an der Heizsonne und trockne mich. Ernsthaft Kranke kommen gewöhnlich nicht zur zweiten Schicht und so schreibe ich, in den Zeiten zwischen ihrem Erscheinen, Gedichte. Der Regen hört manchmal auf, um dann wieder mit neuer Stärke zu trommeln.

Ja, unser Sommer ist - „die Karikatur südlicher Winter“. Wir ziehen ihn, so weit es geht, in die Länge. Fangen jeden zufälligen Sonnenstrahl und halten ihm unsere blassen Körper hin. Genießen die letzten kärglichen Sonnenstrahlen der Sommersonne. Nach dem 4. August, dem Tag von Ilja, dem Propheten, hört man mit dem Baden in unseren Gewässern gewöhnlich auf.

Aber das Wasser ist in diesem Jahr noch warm und es finden sich immer Mutige. Ich hätte es auch beinahe gewagt, ihnen Gesellschaft zu leisten, aber es gelingt mir irgendwie nicht.

Der Sommer ist vorbei und ich bin nicht gebräunt und habe etwas zugenommen. Das genügt sicher dir zu gefallen. Du hast bei unserem letzten Treffen nicht versäumt zu bemerken, dass ich nicht besonders gut aussehe.

Es scheint so, als ob für dich dieser Zwerg L. St., mit ihren „X-Beinen“ und dem hervorstehenden Busen eine Schönheit ist. Während die Jungs aus den älteren Semestern, wie, zum Beispiel, die Freunde von Max Tsch., mich ein bisschen sogar für die Allerschönste in unserem Semester halten.

12. August. Den Brief an Igor trage ich immer noch unabgeschickt mit mir herum. Ich vertraue mich dem Tagebuch, als Fortsetzung des Briefes an.

Nochmals etwas zur Schönheit. Für das allerschönste Mädchen in unserem Semester hält sich aber die Gontscharowa. Sie bildet sich ein, dass sie „der reinsten Anmut reinstes Muster“, der Frau von A. S. Puschkin, Nadja Gontscharowa ähnlich sieht – der Quelle seiner Inspirationen.

Unsere Schönheit ist mittelgroß, ein Meter zweiundsechzig, mit ziemlich schmalen Schultern und etwas breiter ausladendem Becken, mit ganz normalen Beinen, die ausnahmslos in erstklassigem Schuhwerk stecken.

Der Busen zeichnet sich auch durch nichts aus und die Taille konkurriert auch nicht mit der Taille von Ludmilla Gurtschenko¹. Das Gesicht ist vielleicht edel, bleich und länglich, umrahmt von geraden dunkelblonden Haaren, die einfach in den Nacken gelegt sind. Die Augen stehn ziemlich eng nebeneinander, sind von unbestimmter Farbe und sitzen tief in den Höhlen. Die Nase ist klein, aber irgendwie stromlinienförmig.

Nein, das ist nicht die Nase meiner Moskauer Freundin Vika – möglicherweise, die einzig schönste Nase in ganz Russland (darüber redeten so die Moskauer – „Kenner“).

Aber, im Ergebnis der von ihr selbst verbreiteten Eigenwerbung, beginnst du *unsere Schönheit* – doch aufmerksam zu betrachten, um an ihr „etwas zu finden“. Hochmut vollendet ihr Portrait. Als man sie fragte, wen sie heiraten wird, antwortete sie „Er ist ein einfacher Ingenieur“. *So einen einfachen „Adligen“* hätten wir bestimmt auch gerne.

Aber wir – sind Plebejer. Beispielsweise Lilia, ein Mädchen aus unserem Zimmer, ist reizend schön! Das Gesicht rundlich, riesige helle strahlende Augen unter dichten langen Wimpern. Die Nase in voller Harmonie mit den anderen Gesichtszügen. Gleichmäßige Zähne unter schwellenden Lippen. Freundlichkeit und freundschaftliche Anteilnahme geht von ihrem Lächeln aus.

Die Haare – sind lang und dunkel, fallen über die Schulter, wenn sie nicht frisiert sind, liegen als Zöpfe im Nacken. Die Figur taugt für die künstlerische Gymnastik, womit sie sich auch beschäftigt. Inse-

¹ Zur damaligen Zeit bekannte Schauspielerin.

samt, ein großgewachsenes schlankes wunderbares Mädchen mit wunderbarem Charakter.

Ich bin in sie verliebt.

Befreundet bin ich aber mit einem anderen Mädchen, ebenfalls aus unserem Zimmer. Sie heißt Nelja. Ich habe sie im Institutskorridor gesehen, als die Fünfprozentler und die Medaillenbesitzer ihr Profil-examen in Chemie ablegten. Mit Größe und Ebenmaß beeindruckt sie nicht. Aber das Gesicht!

Eine schmale, nervige Nase mit bebenden Nasenflügeln, mandelförmige kastanienbraune Augen, eher von der Farbe schwarzer Kir-schen, schöne, gutgeformte Augenbrauen, ein Schopf prächtiger, lockiger Haare, feinste, zarte, weiße Haut – ist das nicht Gegenstand des Neids vieler Altersgenossinnen?

Ein wenig dünne Lippen unterstreichen nur nochmals die Kom-promisslosigkeit und die Strenge ihres Charakters.

Sie ist – auch ein Objekt meiner Bewunderung.

Überhaupt sind die Mädchen unseres Zimmers – die aller-schönsten und klügsten. Von ihnen habe ich zum ersten Mal von dir gehört. Sie haben deinen Namen oft genannt, aber mich haben da-mals ihre Gespräche nicht interessiert. Ich hatte ein großes Verlangen nach Theater, Musik und Kunst.

Und habe es gestillt, seit ich in der großen Stadt angekommen war.

17. August. Ich habe Angst, schreckliche Angst, dass ich dich nie wieder sehe, dass du mich nicht mehr umarmst, dass ich das Klopfen deines Herzens nicht mehr höre und nicht in deine Augen schaue, die manchmal ganz durchsichtig werden, fast hellblau schimmern, wie Saphire.

Ich wehre mich mit Leibeskräften und trotz alledem liebe ich dich, manchmal mit einer solchen poetischen Entzückung, mit welcher nur Idioten oder Romantiker lieben können, die schon ins Jenseits ge-gangen sind.

Dann schreibe ich Gedichte, zum Beispiel:

Ich möchte ein Vöglein sein,
das leicht und schnell fliegt darein.
Möchte eine Meise sein,
die zu Dir, Geliebter, fliegt allein.

In anderen Momenten aber denke ich, welch ein Glück, dass ich Tausende Konventionen und Tabus habe, die ich nicht überwinden konnte und sogar in den letzten beiden Tagen mich nicht an dich geworfen habe. Nicht bis zur Torheit gegangen bin, mich nicht an dich geklammert habe, damit wir zu zweit wegfahren. Meine Rettung – dass mir ein Tröpfchen Stolz und Vernunft verblieben war.

Du hast dich schon am 9. Mai von mir losgesagt. Aber ich hatte noch auf irgendetwas gehofft, konnte nicht glauben, dass das das Ende ist.

Ingeheim hoffte ich, dass du dir es anders überlegst, kommst und dich entschuldigst; dass der Faden, der uns beide verbindet nicht gerissen ist, dass wir wieder zusammen sein werden.

Bis zu jenem unglückseligen Tage träumte ich davon, uns voller Freude in unserer Wohnheimküche Mittagessen zu kochen, deine Hemden zu waschen und, dass jeder in seinem Zimmer wohnt. Es gibt doch bei uns ähnliche Beispiele, wir kennen doch solche Paare.

Aber ich habe niemals darüber nachgedacht, wo sie ein gemeinsames Bett finden. Das kam mir nicht in den Sinn, bis du mir von der Kaskade von jenen Vergnügen erzähltest, die dir L. St. bereitet hatte.

Bin ich dazu fähig? Ich träumte von einer Liebe auf Wolken.

Ist das nicht komisch? Welche Naivität. Gibt es den viele solcher Dummchen? Ich bin eben nicht praktisch veranlagt.

Oder haben wir beide einfach unterschiedliche Temperamente?

Hat diese L. St. – ein ähnliches, wie du?

Was ist mit dem moralischen Niveau? Irgendwas verstehe ich nicht, begreife ich nicht. Weiß ich denn nicht, dass man sogar Ehemänner ausspannt? Aber das ist doch unmoralisch, man tratscht über solche. Aber es kommt vor. Und verzeiht sogar die Untreue, rechtfertigt das damit, dass physische Untreue – noch nicht Ende der Liebe heißt. Ein Dilemma!

Aber vielleicht treffe ich doch noch den einen, der das seelische am höchsten schätzt, und nicht das sinnliche. Und ich werde für ihn die Unvergleichliche, Heilige und Geliebte. Ich treffe den, mit dem wir wie zwei Flügel eines Vogels sein werden, des Glücksvogels.

Vögel... Sie fliegen am Fenster, setzen sich auf die Birke, die sich an ihnen erfreut, flüstert mit ihnen. Sie flattern und flüstern, picken irgendwas, säubern die Blättchen der Birke von Insekten, Mücken und Blattläusen.

Ich schaue aus dem Fenster. Die Vögel flogen von meinem plötzlichen Erscheinen erschreckt auf und die Zweige der Birke begannen tadelnd zu rauschen, die Blätter entrüstet zu zittern. Ich habe ihre Idylle gestört.

Und wieder sehe ich mich durch die trüben, verdunkelten Scheiben an. Wie sehr brauche ich menschliche Anteilnahme! Wer? Wer? Nur du allein, nur du kannst meine Probleme lösen. Ich schreibe meinen Brief zu Ende.

„Von Geliebten nimm nie Abschied.
Mit allen Fibern halte fest.
Ein jeder Abschied sei für immer,
wenn einen Moment du ihn verlässt.“
Alja.

Ein Brief von Igor

21. August

Liebstes Aljalein!

Endlich erhielt ich von Dir diesen törichten Brief. Danke für die telegrafischen Glückwünsche. Aber der Brief? Ich bin verwundert. Erstaunt darüber, dass Du darum bittest mich nicht in Dein Leben einzumischen. Was soll das heißen? Wie? Wenn ich mich doch schon eingemischt habe, und wie es aussieht ernsthaft und tief. Was ist mit Dir? Liebst Du mich nicht mehr?

Ich kann Gedanken, dass ich Dich verliere, einfach nicht zulassen.

Ich bin – einem Säugling gleich - der zum Bettende krabbelt und jeden Augenblick hinunterfallen kann. Oder hast Du jemand anderes gefunden?

Wer ist er? Vielleicht schreibst Du mir genauer? Sonst sind da nur vage Andeutungen. Erkläre Dich bitte verständlicher.

Ich musste mich auch sonst immer sehr anstrengen, um aus Dir etwas intimes heraus zu holen, oft nur durch Erraten und endlose Fragen, auf die Du immer versuchtes ausweichend zu antworten.

Nicht nur einmal bat ich Dich um Dein Tagebuch. Ich erriet, dass solche verschlossenen Naturen, wie Du, Tagebücher führen. Ich selbst bin an Einfachheit im Umgang gewohnt, an Klarheit, Bestimmtheit. Ich habe Dir von den Mädchen erzählt, die ich sympathisch fand und wie sie mich enttäuschten, damit bis zu Dir nicht verschiedenes dummes Gerede gelangt.

Du wolltest immer rätselhaft sein. Vielleicht, weil ich zu Dir strebte.

Du ziehst mich an. Ich lese immer wieder Deine Briefe, versuche irgendwas zu verstehen und zwischen den Zeilen zu finden. Erinnerere mich an unsere Gespräche. Entziffere einzelne Phrasen, suche in ihnen den versteckten Sinn. Will mir klar werden, hast Du mich geliebt und liebst Du mich noch.

Sieh mal, ich bin so ein Mensch – wenn man mich nicht liebt, lass ich das Vorhaben erbarmungslos sausen. Ich gehöre nicht zu den Waschlappen, denen man „nein“ sagt und die dann nach Almosen auf Knien gekrochen kommen.

Du möchtest Dich von mir allmählich entfernen. Wozu? Ich habe außer Dir niemand. Du denkst jedenfalls nur an dich. Egoistin! Was ist mit mir?

Wir haben doch noch alles vor uns.

Ja, vielleicht ist die Trennung – eine Stabilisierung, ein Einfrieren unserer Beziehung. Gut, dass wir nicht bis zum kritischen Punkt gegangen sind.

Ich bitte Dich sehr, verlieb Dich nicht vor lauter Eifer. Betrüge mich nicht.

Ich schätze Deinen Stolz sehr und Deine Unnahbarkeit, Deinen Anstand.

Ab ersten September fahre ich in den Kolchos. Werde Dir von dort schreiben.

Ich küsse Dich fest. Dein Igor.

Aus dem Tagebuch

25. August.

Habe Igors Brief erhalten.

Jetzt weiß ich nicht mal wohin ich ihm schreiben soll. Die Arbeit geht wie gewöhnlich weiter. Ich gehe sie ruhiger an. Nehme mir Zeit für Volleyball.

Es hat sich eine Mannschaft aus „Alten“ ergeben – von jenen, mit denen wir gewöhnlich im Sommer in den Ferien spielten. Es trainiert uns Erik.

Man kann ihn meinen alten Schulfreund nennen. Er studiert am Bergbauinstitut. So ein langer Lulatsch. Du musst ihn kennen. Er spielt in der Institutsbasketballauswahl.

Manchmal kommt Shenja Scheffer zum Spielen. Wir waren bis zu ihrem Unglück sehr eng befreundet. Vor drei Jahren hat ein Zug ihr beide Beine abgetrennt. Sie hat als Eisenbahndispatcher gearbeitet.

Als mir das zu Ohren kam, war ich schockiert. Bin vom Seminar weggelaufen und den ganzen Weg, alle zwölf Kilometer bis zu unserer Stadt, weinend und wehklagend, fast gerannt. Shenja war schon zu Hause, ich habe sie im Bett angetroffen. Ich fürchtete mich ihr ins Gesicht zu schauen, aber es war vollkommen ruhig und wie früher sehr freundlich.

Als sie von ihrer Tragödie erzählte, hat sie nicht geweint.

Die weiteren Ereignisse in ihrem Leben haben ihren Charakter zum Schlechteren verändert.

Bei späteren Treffen mit ihr, bemerkte ich, dass über ihr Gesicht ein Schatten von Grübeleien huschte. Sie, die immer strahlend und übermütig war, war jetzt manchmal traurig und unnötig nachdenklich.

Mir kam es vor, dass sie sich beeilte ihrem Bräutigam von ihrem Unglück zu berichten, der bald demobilisiert werden sollte. Der antwortete nicht sofort.

Endlich schrieb er Shenja, dass sie Freunde bleiben werden. Und das nach dem Tag seiner Entlassung, der als Hochzeitstag angesetzt worden war.

Er kam nicht in unsere Stadt, sogar nicht zu seinen Eltern. Lebte bei seiner Schwester in Donezk, arbeitete dort unter Tage.

Nach einiger Zeit hat er ihr doch geschrieben, versprach zu kommen, aber nicht als Bräutigam zur Braut, sondern als Freund. Sie haben sich geschrieben.

Erst kürzlich hat sie von seinem Tod erfahren. Seine Schwester schrieb, dass er Shenja auch weiter geliebt hat. Er hatte keine Mädchen, aber er hatte große Angst vor einem Wiedersehen mit ihr. Eine Sache ist - sich an sie als gesunde und blühende, vor Energie bersende zu erinnern, eine andere – sie als Krüppel zu treffen.

Aber Shenja sah einem Krüppel überhaupt nicht ähnlich. Schlank und freundlich bis zu der traurigen Nachricht über den Tod ihres Geliebten, mit lustigen Löckchen um ihr reizendes Gesicht, sieht sie auch jetzt noch wie eine Puppe aus, aber nur in Hosen mit einem kokett-wackelndem Gang (die Prothesen wurden für sie mit viel Liebe angefertigt).

Sie könnte ihm auch jetzt noch gefallen.

Dieses Glühwürmchen rief bei allen, sie umgebenden, nur den Wunsch hervor, möglichst lange in ihrer Nähe zu sein; von ihr gingen Energiestrahlen und Wärme aus, ihre Ratschläge waren immer angebracht, mit ihren Ideen konnte Shenja jeden anstecken. Und so kam sie manchmal, unser früher zur Sommerzeit unersetzlicher Kapitän der Frauenvolleyballmannschaften, ungeachtet ihrer physischen Mängel zum Volleyballplatz.

Sie arbeitete immer noch an der gleichen Stelle und bereitete sich auf ihre Examen am Institut vor. Überwand ihren Kummer, um sich auf das lange erwartete Treffen mit ihrem Geliebten vorzubereiten. Sein Tod warf sie nieder. Dieser Schlag traf sie viel stärker, als ihre eigene Verstümmelung.

Wenn ich über all das nachdenke, beginne ich zu verstehen, dass nicht alles immer eindeutig ist.

Und meine Sorgen: „Das ist Unglück – das alles ist doch kein Unglück“.

Brief an Igor **4. September.**

Guten Tag Igor!

Ich schreibe Dir in der Hoffnung, dass Du auf irgendeine Weise meinen Brief erhältst, obwohl ich mir nicht ganz sicher bin, wie.

Die Sache ist die, dass ich vom Institut ein Telegramm bekommen habe.

Es stellt sich heraus, dass unser Studium am 1. September begonnen hat.

Habe kurzfristig auf der Arbeitsstelle abgerechnet, an die ich mich so gewöhnt habe und die mir so gefallen hat.

Ich fahre schon heute Abend los, so dass der Brief mit mir reist.

Schreibe an die Institutsadresse. Ich verabschiede mich von den Leuten, die mich mit ihren Problemen von den schwermütigen Gedanken über die Vergangenheit mit Dir abgelenkt haben.

Ich nehme Abschied mit der vorabendlichen Stille, wenn das Werk nur mit halber Kraft arbeitet und der Lärm der Werkhallen das Rauschen des Bachs Turja nicht übertönt. Hier an dieser Stelle fließt er, im engen Flussbett schnell dahin, unmittelbar am Fundament der Sanitärstelle vorbei und umspült beinahe die hintere Brandmauer des Gebäudes.

Ich werde die Unterhaltung der Vögel auf der Birke, die vor dem Haus wächst, nicht mehr hören. Ich nehme Abschied von allem mir lieb und teuer gewordenem in diesem, wegen der Trennung von Dir, trostlosen Sommer.

Bis zum ersehnten Treffen mit Dir. Alja.

Brief an Igor **8. September.**

Guten Tag, Igor! Ich bin wieder zu Hause. Es stellte sich heraus, dass das Dekanat wie üblich, formell an das Problem des Rückrufs der Studenten an das Institut herangegangen war, unter anderem auch bei mir, weil man nicht berücksichtigt hatte, dass ich wegen meines Gesundheitszustandes von der landwirtschaftlichen Arbeit freigestellt worden bin. So wurde ich zurückgerufen, wie alle anderen auch. Ich habe niemand aus meiner Seminargruppe getroffen und in den Institutsmauern fand man für mich keine Verwendung.

Es begannen die Qualen der Arbeitssuche für die vorlesungsfreie Zeit am Institut. Unsere Studenten hat man nicht aufs Neuland geschickt, wahrscheinlich wegen des vorjährigen Unglücksfalls, der einem unserer Studenten bei der Heimfahrt vom Neuland das Leben kostete.

So habe ich, ruhelos die medizinischen Einrichtungen abgeklappert, auf der Suche nach einer Arbeitsstelle für mich.

In unserem Institut gibt es eine Neuerung: es wurde eine Fakultät für Abendstudenten, für ehemalige Feldscher eröffnet. Genau das hat

meine Arbeitssuche behindert. Die Stadt hat die Abendstudenten untergebracht.

Das Institut füllte sich mit Studenten, die alle aus dem Arbeitsleben kommen. Sie sind jedenfalls etwas anders, viel sicherer, als wir das wahrscheinlich waren. Mir verbleibt nur, wie man mir das in vielen Krankenhäusern sagte, weiter zu lernen, so dass ich noch Minimum für anderthalb Monate frei bin.

Also blieb mir nichts anderes übrig als nach Hause zurück zu kehren.

Voller Schwermut stieg ich in den Zug, wohl wissend, dass mein Platz in der Sanitätsstelle schon besetzt ist. Ich hatte ihn doch an eine diesjährige Absolventin unserer medizinischen Fachschule übergeben.

Sie hat ihre Nase gerümpft, als ich ihr von den Behältern mit Trinkwasser erzählte, vom Durchzug und dem Kampf gegen ihn und so weiter.

Sie träumte davon Operationsschwester zu werden, Teil zu haben an der Rettung von vielen Menschenleben. Und nun das!

Übrigens, berichte ich Dir noch vom Schicksal einer Operationschwester. In unser Institut wurde meine ehemalige Mitstudentin aus dem gleichen Semester unserer medizinischen Fachschule aufgenommen, Rimma.

Nach Beendigung der Fachschule, nach zehntklassiger Schule, war es üblich, dass man eine zweijährige Delegation abarbeitet, was sie auch gemacht hat. Welches Unglück sie ereilte, schreibe ich Dir im nächsten Brief, wenn es Dich interessiert. Auf Wiedersehen Alja.

Aus dem Tagebuch

10. September.

Ich habe versprochen die Geschichte meiner Semesterkameradin im nächsten Brief zu schreiben, begriff aber, dass du meinen Brief vielleicht nicht erhältst, wenn du im Kolchos bist. Aber der Fall von Rimma hat mich so verblüfft, dass ich darüber unbedingt schreiben muss, wenigstens irgendwann. Sie wurde als sich besonders auszeichnende Krankenschwester zum Studium ans Institut geschickt, wobei das Stipendium vom Krankenhaus übernommen wurde, unter

der Bedingung, dass sie nach Beendigung des Instituts wieder in das Krankenhaus zurückkehrt, schon in der Eigenschaft einer Ärztin.

Aber Rimma wurde, bevor sie mit dem Studium begonnen hatte, von dem gleichen Krankenhaus exmatrikuliert, welches sie delegiert hatte. Aus überaus traurigem Anlass haben wir uns getroffen. Ich bat sie zu mir ins Zimmer, und Rimma berichtete mir von ihrem Kummer. Wir waren zwar nicht befreundet, aber ich kannte sie noch aus der Schulzeit und der Studiengruppe an der Fachschule. Von geringer Körpergröße und gewöhnlichem Körperbau, mit ziemlich großem Gesicht, hoher Stirn und irgendwie leeren Augen, wurde sie vom männlichen Geschlecht nicht beachtet.

War aber nicht dumm, scharfzünftig und lernte gut.

Als Operationsschwester arbeitend, zeichnete sie sich durch ihre Fähigkeit aus, sich mit blitzartiger Geschwindigkeit alle Nuancen ihrer Arbeit anzueignen. Sie wurde zum leitenden Chirurgen des Krankenhauses eingeteilt.

Und dann ging es los...

Dieses gegenseitige Verständnis und diese Eindringlichkeit, wenn die kleinsten Veränderungen im Verlaufe einer Operation ohne ein Wort des Chirurgen, nur auf Grund einer Kopf – oder Schulterbewegung, wobei nichts gesagt werden muss, um nicht wertvolle Sekunden zu verlieren – die erfahrene Schwester sieht schon alles im Voraus – all das verbindet den Chirurgen und seine Operationsschwester eng. Ihre Hände sind die Verlängerung der Chirurgenhände, die Herzen schlagen im gleichen Takt.

Die Genugtuung nach einer erfolgreichen Operation stärkt und verbindet sie.

Ich habe schon oft gehört, dass sich zwischen den Chirurgen und ihren Operationsschwestern sehr enge Verhältnisse herausbilden, manchmal, wie zwischen Mutter und Sohn (bei älteren Schwestern), aber manchmal auch Liebesbeziehungen. Rimma wurde zu solch einer zweiten Variante.

Alles hätte gut enden können, wenn es nicht den Neid der Kollegen gegeben hätte, als man sie an das Institut delegierte.

Sie informierten die Ehefrau, die angeblich vorher nichts von der Untreue ihres Mannes bemerkt hatte, organisierte einen „Kreuzzug“ gegen ihre Widersacherin. Nicht nur genug damit, dass man Rimma

aus dem Institut exmatrikulierte, sondern die Miliz forderte sie auf innerhalb von 24 Stunden die Stadt zu verlassen.

Wobei das nicht der einzige Fall in unserer Stadt ist. Ungefähr in der gleichen Zeit mit der gleichen Formulierung – Prostitution und unsittliche Handlungen – hat man meine ehemalige Klassenkameradin, die schon das Pädagogische Institut beendet hatte und Geografie unterrichtete, davongejagt. Ich weiß nicht, ob das Willkür der örtlichen Verwaltung ist, oder eine Musteraktion, im Kampf um die Moral unter den jungen Leuten.

Vielleicht gab es auch andere Sachen, aber diese beiden Mädchen kannte ich persönlich. „Oh Zeiten!, Oh Sitten!“

Rimma fuhr in die Ukraine. Ich fragte nicht zu wem – wollte nicht ihre Wunde aufreißen und unnötige Neugier zeigen. Bewirtete sie mit Tee und belegten Broten, begleitete sie zum Zug und wünschte ihr Erfolg am neuen Ort.

Nach dem Abschied von Rimma packte ich meine Sachen für die Heimreise. Eine Fahrkarte hatte ich noch nicht, doch ich wusste, dass irgendeine Zugschaffnerin mich für den halben Preis in den abteillosten Wagon einsteigen lässt. Im Wagon war es sehr eng, ich hockte mich auf den Rand einer Bank und vertiefte mich in meine endlosen Grübeleien.

Mich erdrückte die ganze Schwere der Erinnerungen an dich, während ich Arbeit suchte. Alles erinnere mich daran, dass du hier warst.

Ob ich den Institutsflur entlang der Wand ging, an der die Portraits der besten Sportler des Instituts hängen – schauen mich deine Augen an...

Oderhier sind wir mit dir spazieren gegangen. Mit jener Straßenbahn sind wir ins Kino gefahren oder ins Theater. Hier, im Cafe „Olympia“, haben wir nach dem Erhalt des Stipendiums Mittag gegessen usw.

In der Nähe des Instituts hat man einen kleinen Park angelegt mit einem asphaltierten Platz in der Mitte, mit Bänken. Ein sehr gemütliches Plätzchen. Am Tage changieren die Blätter bei kurzen Sonnenstrahlen in den bunten Farben des herbstlichen Laubs: gelb, rot, orange, rosa – beinahe in allen Farben des Regenbogens. In der Däm-

merung ist die Luft gesättigt vom Aromat der erschlaffenden Natur. Die schönen Trauben der Vogelbeere scheinen dunkel –

lila und strömen einen herben, betörenden Duft aus. Ringsum entsteht eine Aura beklemmender Sehnsucht, der Erwartung unerfüllbarer Träume.

Oder ist das nur für mich so?

Einen Platz zu finden, wo man ruhig sitzen kann – ist nicht so einfach.

Überall flüstern Paare, ist weibliches Lachen zu hören, das auf einen Augenblick verstummt, offensichtlich unterbrochen von Küssen.

Von alledem und der erfolglosen Suche nach Arbeit, sowie von den Erinnerungen an dich, ist das Gefühl der Einsamkeit nur verstärkt.

An dieser Stelle werden meine Erinnerungen unterbrochen.

Unweit, im Windfang des Wagons, sah ich ein Pärchen stehen. Er – in einer Wattejacke und Kunstlederstiefeln mit einem ausdruckslosen Gesicht, hält ein Baby auf dem Arm. Sie – mit glücklichen, strahlenden Augen, schmiegt sich an ihn, streichelt seine Wange, schaut ihm in die Augen, zupft am Ärmel und schwatzt ununterbrochen etwas, zeitweise unterbrochen von leisem Lachen.

Seine Augen blitzen manchmal auf, begleitet von einem spärlichen Lächeln.

Die Verliebten sind ganz vereint, sie bemerken die Umgebung nicht.

Sie beunruhigen mich, wühlen mich auf.

Die Liebe... Sie verfolgt mich überall.

Brief an Igor

12. September.

Guten Tag Igor!

Habe Deinen Brief aus dem Kolchos erhalten. Ich freue mich für Dich, dass Du Dich mit der Gruppe näher bekannt machen konntest und dass die Bedingungen eures Aufenthalts gut erträglich sind, die Normen nicht zu hoch und dass ihr viel lacht. Ich habe nur nicht verstanden, hast Du meine letzten Briefe bekommen.

Wie hast Du erraten, dass man mir an die häusliche Adresse schreiben muss? Du hast Dich wahrscheinlich an die Vorjahre erin-

nert, dass die Vorlesungen im Institut niemals im September beginnen und im Wissen, dass ich vom Kolchos befreit bin. So warst Du Dir sicher, dass ich zu Hause bin.

Du hast im Institut an allen Versammlungen und Wettkämpfen immer teilgenommen, nun trinkst Du jetzt kuhwarme Milch und atmest Landluft.

Das ist doch auch nicht schlecht für alle.

In den vorherigen Briefen habe ich geschrieben, dass das Institut mich aus Versehen zurückgerufen hat und dass ich in Swerdlowsk Arbeit gesucht habe. Ohne Erfolg aber, so bin ich wieder heimgekehrt.

Mein alter Platz ist besetzt. Man hat mir vorgeschlagen in der Zeit meines *Nichtstuns* in einem holzverarbeitenden Bereich, in 40 km Entfernung von der Stadt, zu arbeiten. Habe lange nachgedacht, dann doch zugesagt.

Die Arbeit ist autonom und die Natur ist wundervoll. Die Sanitärstelle ist in einem einstöckigen Gebäude untergebracht, hinter der Wand – die Grundschule. Die Siedlung ist klein. Es gibt Baracken für Saisonarbeiter aber auch Privathäuser. Rings um die Siedlung steht wie eine dichte, riesige Wand der Nadelwald. Anfangs wohnte ich mit zwei Mädchen, die das Forsttechnikum absolviert haben zusammen. Jetzt hat man mir die Unterkunft direkt in der Sanitärstelle eingerichtet.

Im Wartezimmer hat man mit einem Wandschirm eine Ecke abgeteilt, ein Bett aufgestellt und ein Schränkchen mit Kochplatte, damit ich mir schnell etwas zubereiten kann, wenn ich keine Lust habe in die Kantine zu gehen.

Die Kantine, der Laden, die Schule, der Kindergarten und – Krippe, all das sind Objekte meiner Kontrolle.

Die Frühsprechstunde beginnt um 6 Uhr morgens. Um halb sieben gehen die Waldarbeiter zur Arbeit, und die Arbeitsunfähigen muss man bis zum Schichtbeginn krankschreiben. Die Gesunden werden zu ihren Schneisen gefahren, wo der Holzeinschlag und der Abtransport des Holzes stattfindet.

Die Abendsprechstunde kann ich zeitlich variieren, weil man fast täglich in die Stadt fahren muss, um die Analysen zu holen, nach Päckchen mit sterilem Verbandsmaterial, nach Vakzinen zum Imp-

fen, nach Medikamenten; um die Kranken hin zu bringen, die qualifiziertere Hilfe brauchen, und vieles anderes.

Außerdem, muss ich auf Anforderung zu Unfällen in die Schneisen fahren und in entfernte kleine Siedlungen, die mit zu meinem Bereich gehören.

Ein gesondertes Auto gibt es nicht, ich muss per Anhalter fahren.

Die zuverlässigste Verbindung sind die Holztransporter. Sie fahren mit bestimmter Regelmäßigkeit. Die ganze Strecke bis zur Stadt ist in bestimmte Etappen von drei bis fünf Kilometer unterteilt. Zu jedem Holzeinschlag gibt es Abzweigungen von der Hauptmagistrale. Manchmal gelingt es mir gleich zwei – drei Abzweige zu schaffen. Das sind dann ungefähr zehn Kilometer.

So muss ich den gesamten Weg auf mehreren Autos zurücklegen.

Wenn der Holztransporter zu der, der Siedlung am nächsten gelegenen, Schneise fährt, schaffst du den Weg in einer Stunde, dafür musst du die restlichen drei Kilometer bis zur Siedlung laufen. Es kommt auch vor, dass der Holztransporter nur eine kurze Strecke fährt, dann warte ich nicht am Wegesrand, sondern laufe, und einer der nächsten nimmt mich dann mit.

Hier kennen sich alle, Fremde gibt es hier nicht.

Die Straßen sind keine gewöhnlichen, sondern besondere. Die Gegend ist sumpfig und darüber sind Balken gelegt, doppelspurig für jede Reifenspur.

Man nennt sie Sohlbalken. Da, wo der Boden etwas fester ist, verläuft daneben die unbefestigte Siedlungsstraße.

Die Fahrer geben sich oft Hupsignale, weil der Weg viele scharfe Kurven hat und der Eindruck entsteht, dass er direkt gegen die Waldwand stößt, dann aber plötzlich fast unendliche Weite, und das einige Kilometer weit.

Die Fahrer sind richtige Asse. Sie fahren nicht, sie fliegen.

In den Ohren dröhnt nur der Lärm, an beiden Seiten flimmert die dichte Leinwand aus Fichten, Kiefern, Birken, Espen, ohne dass man die einzelnen Bäume unterscheiden könnte.

Und wenn ich laufen muss, bewundere ich die Schönheit des herbstlichen Waldes. Manchmal nehmen mich die Erkundungsgeo-

logen mit, manchmal auch die Chefs der Siedlung. So sieht jetzt mein Leben aus.

Ich warte auf Deine Briefe. Alja.

Aus dem Tagebuch

18. September.

Von Igor keine Briefe.

Aber ich rege mich nicht auf. Ich denke, dieses Schweigen kommt davon, dass er keine Mitteilungen von zu Hause hat.

Ich habe eine Menge Eindrücke gesammelt, die ich niederschreiben möchte.

Die Nachricht, dass in der Siedlung eine Medizinerin aufgetaucht ist, hat sich schnell bei allen herumgesprochen. Als erste brachten sie die Schulkinder mit, die hinter meiner Wand sind. Die Kinder schauen durch die Fenster der Sanitätsstelle, drängeln sich in den Pausen an der Außentreppe.

Ich gehe zu ihnen hinaus und wir unterhalten uns. Ihre fröhlichen Frätzchen amüsieren mich sehr. Die Mädchen – die mutiger sind, fragen mich nach irgendetwas. Die Jungs haben mich anfangs Halbstarke genannt.

Sie sind deshalb dieser Meinung, weil ich nicht in Stiefeln laufe, sondern in Schuhen, außerdem habe ich kein Kopftuch auf.

Inzwischen habe ich auch mit den Jungs Freundschaft geschlossen.

Ich habe Impflisten zusammengestellt. Ungeachtet dessen, das ich ihnen Schmerz zufüge, haben sich zwischen uns gute Beziehungen hergestellt.

Die Erwachsenen bleiben auch oft nach der Abendsprechstunde, erzählen von sich, bringen mir verschiedene Leckerbissen. Alle wollen mich füttern, ihnen bin ich, wie es scheint, für mein Alter viel zu dünn.

Da kam eine Frau zu mir und sagt – dass sie mich kennt. So, als ob wir gemeinsam in die Grundschule gegangen wären. Ich habe ihre Einladung, sie zu besuchen, angenommen. Sie wohnt in einem Eigenheim, der Ehemann hat es gebaut. Sauber, aber nicht reich.

Da sehe ich zwei dunkelblonde Knabenköpfe, Geschwister mit einem Jahr Unterschied und ein glatzköpfiges blondes, elfmonatiges Mädchen im Bett.

Ich kann nicht glauben, dass diese meine Altersgenossin, ihre Mutter sein soll.

Drei Kinder! Wann hat sie das geschafft? Wie ist sie so schnell herangereift?

Ich bin noch nicht einmal verheiratet, nicht faktisch und auch nicht offiziell. Für sie bin ich ein Nichtsnutz, ein Dummchen.

Wir kamen ins Gespräch. Anhand der alten und präzisen Kindheitserinnerungen stellte ich fest, dass wir tatsächlich irgendwann zusammen gelernt haben.

Wir haben uns an alle erinnert; an die Klassenkameraden und die Lieblingslehrerin. Sogar den Kindergarten haben wir nicht vergessen.

(An dieser Stelle lasse ich, als Autorin, drei Seiten des Tagebuchs aus - die Kindheitserinnerungen an ehemalige Landsleute, die mir unbedeutend scheinen.

Die weiteren Niederschriften ins Tagebuchs zitiere ich vollständig...)

Frieda Bayer



Frieda Bayer (s. auch die S.3),
aus dem Erzählungsband
„Der Rausch der Taiga“

Menschen und Schicksale

Ein Fall in der Urwaldsiedlung

Die Sonne ging unter, und ihre Strahlen beleuchteten die Tischecke und einen kleinen Teil des neuen Fußbodens, an dem die Arbeit fast zu Ende war. Friedrich wählte das passende Brett, ma., ob es darein passen wird. Das Brett passte wunderbar, und Friedrich klopfte zur Sicherheit ganz leicht mit dem Hammer auf das Brett.

„Der Fußboden ist fertig!“ sagte er mit Vergnügen.

„Und bei mir ist das Abendessen fertig!“ sagte stolz Konrad.

Friedrich sammelte die auf dem Fußboden liegenden Reste von Brettern, die Arbeitsgeräte, trug das alles hinaus und legte es in den Abstellraum. Dann wusch er sich die Hände und das Gesicht, trocknete sich ab und setzte sich an den Tisch.

„Also, jetzt haben auch wir einen starken Fußboden“, sagte Friedrich zufrieden.

„Das ist gut, obwohl es uns unsere letzten Ersparnisse gekostet hat, und wir noch etwas Geld dazu leihen mussten, dafür können wir aber jetzt überall drauf treten, ohne Angst zu haben, dass das Brett kaputtgeht. Es wird jetzt auch leichter, den Fußboden zu putzen, denn der Waschlappen wird nicht mehr ständig an den kaputten, verfaulten Ecken des Fußbodens hängen bleiben“, überlegte Konrad laut und stellte die Pfanne mit gebratenen Kartoffeln in die Mitte des Tisches.

Er nahm den Deckel ab, im Zimmer verbreitete sich der Dampf, und es begann gut zu riechen.

Die Freunde haben zu Abend gegessen. Konrad räumte den Tisch ab. Friedrich schaltete das Radio ein.

Gewöhnlich war Konrad blaß, nach dem heißen Abendessen aber wurden Konrads Wangen rosa. Die Freunde spürten eine angenehme Abmattung. Beide waren zufrieden, und gaben sich ihren Gedanken hin.

Ein plötzliches Klopfen an der Tür unterbrach ihre Gedanken, und beide sagten fast gleichzeitig:

„Herein!“

Die Tür öffnete sich, und ins Zimmer kam eine Frau. Das war Emma aus der Nachbarsstrasse. Man sah ihr an, dass sie besorgt war. Ohne langes Drumherumgereden nannte sie die Ursache, was sie zu ihnen brachte:

„Ich möchte mir von euch einen Rat geben lassen und bitte sie um Hilfe. Ich weiß nicht, was ich machen soll. Gestern, gegen Abend, ging mein Sohn Simon von zuhause weg, und bis jetzt ist er noch nicht zurück gekommen.“

„Vielleicht sagte er, wohin er gehen wollte?“ fragte Konrad.

Er sagte: „Ich gehe Mal zu meinen Freunden, ich will ein Bisschen Karten spielen.“

„Hat er viele Freunde?“ interessierte sich Konrad.

„Gewöhnlich halt er sich bei Heinrich auf. Ich war heute schon bei ihm. Simon war dort so drei-vier Stunden, dann ging er weg.“

„Mit wem ging er denn weg?“ fragte Konrad.

„Diese Frage stellte ich ihm auch. Er sagte, Simon wäre allein weggegangen.“

„Kam es früher schon vor, dass Simon nicht zuhause übernachtete?“

„Nein. Es kam vor, dass er spät, um zwei Uhr nachts nach Hause kam.“

„Erzählen Sie mehr von ihm, ob er eine Freundin hat, ob er bei ihr übernachten konnte. Wie sieht es mit den Alkoholgetränken bei ihm aus? Wie benehmen sich seine Freunde? Wie alt ist er?“

Emma stand eine Weile. Es sah so aus, als hatte sie zuerst sich selber diese Fragen beantwortet, danach sagte sie laut:

„Er ist einundzwanzig, hat eine Freundin. Sie studiert in der Stadt. Fremde dürfen dort nicht übernachten. Es ist auch unmöglich, denn sie wohnt in einem Studentenheim, in ihrem Zimmer sind mehrere Studentinnen. Mit dem Alkohol hat Simon keine Probleme, er trinkt

zwar, weiß aber immer seine Grenze. Wir kommen mit ihm gut zu recht, wir streiten uns nicht. Von seinen Freunden habe ich nichts Negatives gehört. Sie trinken nicht viel Alkohol. Meiner Meinung nach hat er gute Freunde, auf sie kann man sich verlassen. Morgen muss er zur Arbeit. Bis jetzt versäumte er seine Arbeit noch nie ohne Grund.“

Emmas Stimme wurde zerbrechlich, die Augen wurden feucht, und sie schaute sich den Detektiv Konrad ungeduldig, mit Hoffnung an.

Einige Zeit saß Konrad schweigend, danach sagte er:

„Das ist eine sehr ernste Sache. Benachrichtige unverzüglich die Polizei, am besten noch heute. In diesem Augenblick ist es noch schwierig, etwas zu vermuten, vielleicht ist etwas Unerwartetes dazwischen gekommen, oder es ist etwas geschehen... Meinerseits werde ich mich bemühen, möglichst mehr herauszukriegen. Du weißt, dass ich keinen persönlichen Transport besitze, auch mit meiner Gesundheit sieht es manchmal nicht gut aus. Aber ich werde mich sehr bemühen, die Ursache des plötzlichen Verschwindens deines Sohnes festzustellen. Machen wir es so: du gehst zur Polizei, weil es sehr wichtig ist und unbedingt sein muss. Die haben das dazu nötige Personal und Transport. Ich versuche es, im Dorf etwas herauszufinden, ich befrage die Bewohner über Einzelheiten. Du bereitest mir eine Liste mit allen seinen Freunden, Bekannten und Verwandten vor, trag alle, mit denen er im Kontakt war, auf diese Liste und bringe sie mir. Oder am besten machen wir das jetzt. Du nennst mir die Namen, und ich trage sie in die Liste. Überleg, vielleicht hatte er mit jemandem Streit. Jede Kleinigkeit kann manchmal helfen, auf die Spur zu kommen. Solltest du dich an irgendwelche Details erinnern, komm zu uns und sag das.“

„Hoffen wir, dass er auftaucht“, tröstete Friedrich die Frau.

„Gott, steh mir bei“, sagte Emma und ging hinaus.

Konrad wartete, bis die Frau etwas weiter weg war, und sagte bitter:

„Es ist gut, eine Hoffnung zu haben. Und Gott, stehe dieser Frau bei, ihren Sohn zu finden. Aber wie ich das sehe, sieht es sehr ernst aus.“

An diesem Abend blieb Konrad noch zu Hause. Er saß im Zimmer und überlegte seinen Plan, jeden einzelnen Punkt.

Am nächsten Tag nieselte es so sachte, danach zeigte sich wieder die Sonne. In einiger Zeit begann sich von der nassen Erde leichter Dampf zu erheben. Konrad kam heraus und spürte diese Feuchtigkeit in der Luft, diesen Duft vom Fichtenwald. Früher gefiel ihm dieser Duft. Er liebte ihn auch jetzt noch, nur zurzeit spürte er deutlich, wie sein Herz starker klopfte. „Früher war ich nicht allergisch. Es ist eher das Herz“, dachte Konrad.

Er ging die Straße entlang und sah einen jungen Mann in einer Soldatenuniform, der ihm entgegen kam.

„Guten Tag, Onkel Konrad! Wie geht es ihnen?“

„Normal. Hast du deine Zeit ausgedient?“

„Ja. Ich habe noch ein paar Tage Urlaub. Ich war in der Verwaltung, habe über Arbeit nachgefragt. Man hat mir vorgeschlagen, Bäume im Wald zu fällen.“

„Hast du keinen Wunsch zur Weiterbildung?“

„Ich hatte mir das auch schon überlegt. Aber man hat mir nichts vorgeschlagen.“

„Darauf darfst du dich nicht verlassen, sondern nimm dein Schicksal selbst in deine Hände, von dir muss die Initiative kommen. Hier, im Dorf, braucht man natürlich auch starke Arbeitskräfte, deswegen kann man die Verwaltung auch verstehen. Du musst aber trotzdem fragen, vielleicht hast du Glück.“

„Danke für den Rat. So mache ich es auch“, sagte der junge Mann.

„Was machst du denn in deiner Freizeit?“

„Ich besuche meine Freunde. Wir spielen Karten.“

„Hast du nach deiner Rückkehr vom Dienst Simon schon gesehen?“

„Ja. Vorgestern abends spielten wir mit ihm und mit Heinrich Karten. Ich brachte ein Fläschchen Schnaps, 250 Gramm, mit. Das haben wir ausgetrunken, Karten gespielt. Simon ging als erster. Er sagte: „Ich bin müde und will schlafen.“ Wir sind noch geblieben, haben ein Bisschen Karten gespielt, dann spielte Heinrich Gitarre und sang uns paar Lieder vor. Danach gingen ich und Sergej auch nach Hause.“

„Nun, ich wünsche dir Erfolg. Wenn es klappt, mach eine Ausbildung.“

„Ich werde mich bemühen. Danke für den Rat, Onkel Konrad.“

Und der junge Mann ging weiter. Auch Konrad ging weiter und überlegte noch mal sein Gespräch.

Er hatte vor, mit Heinrich zu sprechen, um von ihm ausführlich, Schritt für Schritt den Verlauf des Abends, den die Freunde bei ihm verbrachten, zu erfahren. Aus dem Gespräch mit dem jungen Mann hat er nichts Besonderes erfahren.

Der Wagen, mit dem Heinrich Wasser in die allgemeine Küche brachte, stand neben der Schmiede. Dorthin ging auch Konrad. Nach der Begrüßung erkundigte sich Konrad, ob die Reparaturarbeiten an dem zerbrochenen Rad noch lange dauern werden. Es stellte sich heraus, dass es noch eine Weile dauern wird. Konrad lud Heinrich zu einem Gespräch ein, und sie setzten sich auf die alte Bank, nicht weit von der Schmiede.

Die Luft war frisch.

„Hör mal, Heinrich, erzähl mir mal vom Abend, den ihr vorgestern mit deinen Freunden verbrachte“, sagte Konrad.

Heinrich erzählte: „Am Abend kam zu mir Sergej. Nach einer Weile kam Simon, später Johannes, der vom Dienst zurückgekommen ist. Johannes brachte ein Bisschen Schnaps mit. Das haben wir ausgetrunken. Ich hatte so einiges auf den Tisch zum Essen gebracht. Etwas später sagte Simon: „Ich bin müde. Überhaupt, wenn ich etwas Alkohol getrunken habe, will ich schlafen, dabei schlafe ich so fest, dass es schwer ist, mich zu wecken.“ Und er ging weg.

Wir spielten noch Bisschen Karten, dann baten mich die Jungs, Gitarre zu spielen. Ich spielte, sang paar Lieder. Danach gingen alle weg. Ich begleitete meine Freunde bis zu der Tür und ging auch ins Bett. Gestern habe ich erfahren, dass Simon nicht nach Hause kam. Seine Mutter war schon bei mir. Auch von der Polizei wurde ich befragt, wohin er noch gehen wollte. Ich sagte bei der Polizei alles, was ich darüber wusste. Ich wunderte mich auch über dieses plötzliche Verschwinden von Simon und habe keine Ahnung, was dahinter stecken konnte. Wie ich mir die Sache auch überlege, habe ich überhaupt keine Vermutung, was da geschehen konnte.“

„Das Rad ist fertig!“ sagte der Mann aus der Schmiede. Heinrich ging zu ihm, und Konrad machte sich auch auf den Weg.

An demselben Tag sprach er mit Sergej, den er auch bat, über diesen Abend, den sie zusammen bei Heinrich verbrachten, zu erzählen. Aber es gab auch nichts Neues. Danach ging Konrad ins Geschäft, um Lebensmittel zu kaufen. Neben dem Gebäude standen einige Frauen, die sich unterhielten. Ihre besorgten Gesichter zeigten, dass sie sich über etwas sehr ernstes unterhielten. Wahrscheinlich sprachen sie über das rätselhafte Verschwinden von Simon. Als Konrad dichter kam, horte er, wie eine von ihnen sagte: „Die waren auch schon in der Stadt bei seiner Freundin. Dort ist er nicht, und in den letzten Tagen war er auch nicht dort.“ Eine andere Frau sagte: „Hier, im Geschäft, hat man auch schon nachgefragt, ob ihn jemand gesehen hat. Wohin konnte er denn weggekommen sein? Der Mensch ist doch keine Nadel. So leicht kann er nicht verschwinden.“

„Was du nicht sagst! Wohin konnte er nur verschwinden? Ich habe keine Ahnung“, sagte eine niedrige Frau.

Konrad ging in den Laden und kaufte Brot. Er spürte, dass er müde ist und beschloss, nach Hause zu gehen. Zu Hause wartete Friedrich auf ihn. Er hat das Mittagessen vorbereitet. Sie haben gegessen, und Konrad erzählte, was er in dieser Zeit erfahren konnte. Friedrich horte ihm aufmerksam zu und sagte: „Emma war hier. Sie sagte, dass die Polizei bis jetzt noch keine Spur hat. Die Arme weinte. Sie vermutet, es wäre irgendein Unglück passiert. Sie sagte noch: „Wenn er vor gehabt hatte, irgendwohin zu fahren, hatte er mir das gesagt.“ Sie forderte noch einmal, dass wir uns bei ihr melden, wenn wir etwas Neues erfahren.“

„Natürlich sagen wir es. Aber bis jetzt habe auch ich nichts Neues herausgefunden“, sagte Konrad.

Am nächsten Tag beschloss Konrad, den Weg durchzuschreiten, den Simon vom Heinrich bis nach Hause gehen konnte. Konrad ging von der Straße runter und stand jetzt vor dem Pfortchen auf dem Fußweg, der zum Eingang ins Haus von Heinrich führte. Er schaute sich um und überlegte: durch den niedrigen Zaun sieht man alles gut. Den Hof kann man gut durchschauen, dort liegt und steht alles ordentlich. Ein kleiner Hund liegt ruhig zusammengerollt im Hof, er

bewegt sich nicht Mal vom Platz. Obwohl Konrad da stand und den Hof betrachtete, lag das Hundchen brav da und bellte nicht Mal. Das Hundchen schaute Konrad freundlich an, schwänzelte und blieb an Ort und Stelle ruhig liegen. Das Gras, das zwischen dem Zaun und dem Fußweg wuchs, stand gerade. Es gab keine Spuren. Der Detektiv war überzeugt, dass es hier keinen Kampf stattfinden konnte. Konrad ging jetzt weiter, in der Richtung des Hauses, wo Simon wohnte. Nicht auf dem Fußweg, nicht neben ihm konnte er so etwas bemerken und finden, was seine Aufmerksamkeit wecken konnte.

Er ging durch das Dorf und überlegte: „So, hier wohnt Michael, hier der Traktorist mit seiner Familie...“

Auf diese Art und Weise erreichte er Simons Haus. Im Hof stand Emma, sie lud ihn ins Haus ein.

„Haben Sie was Neues erfahren?“ fragte sie.

„Bis jetzt nicht.“

Emma erzählte weiter: „Zu uns kamen zwei Polizisten. Sie haben überall nachgeschaut: im Haus, im Garten, im Keller, sie schauten sogar in den Stall. Der eine kroch auf den Dachboden, schaute sich dort um. Später habe ich im Geschäft erfahren, dass man bei allen, die an diesem Abend bei Heinrich waren, dasselbe gemacht hat, auch im Heinrichs Haus, gefunden hat man aber nichts. Ich finde keine Ruhe. Vielleicht lebt er schon nicht mehr. Ich versuche es, alle schlechten Gedanken zu verdrängen, aber diese Ungewissheit drückt, gibt mir Tag und Nacht keine Ruhe.“

Emma bat dem Detektiven Tee an, aber er wollte keinen.

„Ich muss noch bis zur Mittagspause ins Geschäft, ich habe Friedrich versprochen, Lebensmittel einzukaufen, deswegen muss ich los. Wenn ich etwas erfahre, melde ich mich bei Ihnen. Auf Wiedersehen!“ sagte Konrad.

„Auf Wiedersehen! Bleib gesund!“ antwortete Emma.

Er kaufte alles, was er brauchte, und machte sich auf den Heimweg.

Friedrich bereitete eine Fischsuppe vor, und die Freunde haben zu Mittag gegessen. Als alles aufgeräumt war, sagte Konrad:

„Ich werde es versuchen, mit jedem, der zwischen den Häusern von Heinrich und Simon wohnt, zu sprechen. Vielleicht hat jemand von ihnen etwas gemerkt.“

„Das wäre möglich. Um wie viel Uhr war er denn nach Hause gegangen?“

„Ungefähr um elf“, antwortete Konrad.

„Es konnte doch sein, dass jemand von den Bewohnern nicht geschlafen hat“.

„Ich habe heute mit Emma gesprochen. Sie ist sehr bedrückt. Ich möchte ihr so gerne helfen“, sagte Konrad.

„Ich schlage vor, wir unterhalten uns jetzt über jeden, der zwischen den Häusern von Heinrich und Simon wohnt.“

Die Freunde haben über jeden gesprochen. Friedrich machte sogar eine Liste, wo alle eingetragen wurden. Weiterhin sprach Konrad mit jedem von ihnen persönlich, aber das brachte nichts.

Die Polizisten befragten in der Stadt jeden Bekannten von Simons Freundin, aber es entstand keinen Verdacht. Es gab keine Rivalen oder Rivalinnen. Finanzielle oder andere Problemen und Uneinigkeiten zwischen ihnen gab es auch nicht.

In einer bestimmten Zeit wurden die Ermittlungen von der Polizei eingestellt.

Konrad wollte es nicht Wahr nehmen, dass auch er Emma nicht helfen konnte.

Es gingen Tage, Wochen, Monate, ein Jahr, zwei, drei, vier Jahre vorbei, aber in der Sache mit Simons plötzlichem Verschwinden ist man nicht auf einen Schritt vorangekommen.

Konrad sprach fast mit jedem Dorfbewohner, zerbrach sich den Kopf, überlegte, prüfte, konnte aber keine einzige Spur finden.

Durch diese Recherchen verhärtete sich bei Konrad der Verdacht, dass mit Simon etwas sehr ernstes passiert ist.

Fünf Jahre waren vorbei. Das Leben im Dorf ging, wie immer. Ins Dorf kam eine ältere Frau und zog in ein Hauschen in der Mitte des Dorfes, das vor kurzem frei wurde. Ada, so hieß diese Frau, war fast blind, aber dank ihrer guten Rente konnte sie sich eine Haushaltshilfe leisten, die ihr geholfen hat, alle ihre Hausarbeiten zu erledigen. Diese Frau kaufte das Notwendige ein, wusch, kochte, räumte zu Hause auf. Ada sah immer schlechter, und in kurzer Zeit wurde sie blind. Wenn sie etwas selbst machen wollte, machte sie es von nun an nur tastend.

Ada wollte bis jetzt ihr Leben noch nicht ändern und blieb in diesem Haus. Jetzt, wo sie erblindete, war es für sie besonders gefährlich. Man konnte sie betrogen, und man konnte bei ihr einiges stehlen. Das Bisschen Geld, das sie sich für den Notfall mit großer Mühe zusammensparte, wollte sie jetzt sicher verstecken, damit niemand von diesem Geld weiß. Sie überlegte und beschloss, dass der Keller dafür der sicherste Ort war. Das Geld legte Ada in eine Dose aus Blech, damit die Mäuse das Geld nicht erreichen und zernagen konnten. Sie beschloss, diese Dose im Keller zu verstecken. Es geht auch nicht, wenn man die Dose offen hinstellen wird. Man muss sie in der Erde verscharren.

Ada riegelte die Eingangstür zu, damit sie bei dieser Beschäftigung niemand stören konnte, hob den Deckel vom Keller und kletterte langsam nach unten. Licht brauchte sie nicht, denn für sie war es jetzt sowie am Tag, so auch in der Nacht, wie im hellen Zimmer, so auch im dunklen Keller immer nur dunkel.

Ada überlegte, dass es während des Frühlings immer viel Wasser gab. Das Wasser konnte auch in den Keller kommen. Auf Dauer wäre es für die Blechdose nicht gut, sie konnte durchrosten. Ada erinnerte sich, dass sich zwischen dem Fußboden und den Wänden des Kellers so etwas wie ein Erdaufwurf befand. Sie betastete mit der Hand diesen Erdaufwurf. Zuerst spürte sie unter der Hand einen vertrockneten festen Klumpen. Hier wäre es für sie ziemlich schwer, die Dose zu verscharren. Daneben aber war die Erde weicher, und sie beschloss, ihre Dose hier zu verstecken.

Zuerst war es leicht, die Erde wegzumachen, dann aber gab es ein Hindernis. „Wahrscheinlich ist das ein großer trockener Leimklumpen“, dachte die Frau, nahm aus ihrer Tasche die dafür vorbereitete ganz kleine Wurfchaufel heraus und steckte sie um dieses Hindernis herum ein paar Mal so tief wie möglich in die Erde. Jetzt wollte sie mit ihrem Gerät diesen Gegenstand heben. Sie steckte es unter das Hindernis, drückte vorsichtig drauf, damit die Erde ihr nicht ins Gesicht flog, und sie versuchte, diesen Gegenstand aus der Erde zu heben. Das Hindernis gab Bisschen nach. Jetzt brauchte sie nur diesen Gegenstand mit der Hand nehmen und beiseite legen. Sie nahm diesen Gegenstand fest in ihre Hand und war schon bereit, an ihm zu ziehen. Auf einmal zweifelte sie aber, dass es einen Leimklumpen

war. Sie betastete diesen Gegenstand und spürte, wie vor Schreck plötzlich Strom durch ihren Körper durchdrang, als ob ein Blitz eingeschlagen und sie getroffen hatte.

Ada stand, wie festgenagelt, denn dieses Hindernis war kein Leimenklumpen, das war eine Hand!

Einige Sekunden stand sie so, wie gelahmt, dann zog sie schnell ihre Hand zurück. Es war gut, dass die Blechdose mit dem Geld noch in der Tasche ihres Bademantels war, dass Ada nicht noch nach dieser Dose tasten brauchte.

Jetzt schaffte sich Ada möglichst schneller aus dem Keller heraus, holte Atem und beschloss, so schnell wie möglich das Geld zu verstecken.

Sie steckte die Hand in die Tasche und zog sie erschreckend gleich wieder heraus. Unter der Dose in der Tasche spürte sie einen Gegenstand so dick, wie ein kleiner Finger. Aber danach riss sie sich zusammen. Sie war überzeugt, dass so etwas nicht möglich wäre. Ada überwand ihre Angst, steckte ihre Hand noch Mal in die Tasche des Bademantels und nahm diesen Gegenstand in die Hand. Das war ein kleines Stockchen, das sie sich selbst vorbereitet hat. Sie hatte die Absicht, nachdem sie die Blechdose versteckt hatte, dieses Stockchen in die Erde zu stecken, damit sie später ohne Schwierigkeiten diesen Ort finden konnte.

Sie legte das Geld eilend beiseite und ging aus dem Haus. Ada stand auf der Außentreppe des Hauses. Da horte sie ein Gespräch. Es waren Frauenstimmen. Die Frauen gingen an ihrem Haus vorbei.

„Hallo, Frauen! Kommt mal bitte schnell zu mir, ich muss euch etwas Wichtiges mitteilen.“

Die Frauen kamen zu Ada, und sie sagte: „Ruft bitte die Polizei, ich habe im Keller etwas furchtbares entdeckt!“

„Was ist denn dort?“ fragte eine der Frauen.

„Eine Menschenhand.“

Die Frauen horten mit verhaltenem Atem zu und wurden auf einen kurzen Augenblick stumm vor Schreck.

„Vielleicht hast du dich geirrt?“ fragte eine der Frauen, sah misstrauisch auf die Eingangstür und ruckte von ihr etwas weiter weg.

Es gab damals im Dorf noch keine privaten Telefone.

Deswegen machte sich eine Frau auf den Weg, um die Polizei zu benachrichtigen, die anderen blieben hier und standen neben Ada.

Die Frauen setzten das Gespräch leise fort. Jetzt wollte Ada erklären, warum sie dort wühlte, was sie suchte. Sie gab zu, dass sie dort etwas verstecken wollte. Aus Vorsicht aber sagte sie vom Geld nichts. Sie erklärte ziemlich vorsichtig: „Ich bin doch jetzt blind, deswegen muss ich sehr vorsichtig sein. Ich habe ein Bisschen Schmuck, und paar alte Münzen. Das alles ist ja nicht sehr teuer, aber ich brauche jetzt mehr Geld für die Pflege.“ Die Frauen warteten ungeduldig, bis Ada mit diesen Erklärungen aufhört, um mit ihr über den grausamen Fund im Keller zu sprechen.

Ihre vorsichtige Erklärung wurde von einer Frau mit einer Frage über die Hand im Keller unterbrochen. Diese Nachricht mit der Hand im Keller war so überraschend und schockierend, dass sich niemand dafür interessierte, was Ada im Keller suchte. Man hat ihr überhaupt keine einzige Frage darüber gestellt, was sie dort machen wollte.

Jetzt beantwortete Ada die Frage der Frau. Sie erzählte, wie sie auf diesen Gegenstand gestoßen war, wie sie ihn betastete. Die Frauen horten aufmerksam zu, und eine von ihnen sagte: „Mein lieber Gott! Was für ein Schreck war das für dich! Du Arme, was du heute erleben musst!“

Von der Straße hörte man Stimmen, und die Frau mit dem Polizisten kam in den Hof.

Im Keller, in der Erde wurde Simons Leiche gefunden.

Durch die Ermittlungen der Polizei fand man folgendes heraus:

Vor Ada wohnten hier, in diesem Haus, zwei Frauen. Es waren frühere Häftlinge, die aus dem Gefängnis auf eine bestimmte Bewahrungsfrist entlassen worden waren. Die Frauen mussten aber noch einige Jahre in diesem Dorf bleiben, dort arbeiten, ihre weitere Strafe wahrnehmen.

Sie lebten dort, wie alle. Sie durften sich frei bewegen, in die Geschäfte, in den Wald, ins Kino gehen. Sie arbeiteten im Wald, wie auch die anderen Dorfbewohner und wussten, dass sie vollständig frei gelassen werden, wenn sie keine Straftaten mehr begehen. Ihr Benehmen war in Ordnung, sie haben nichts Verbotenes gemacht.

Die Dorfbewohner haben sich an sie gewohnt und sind mit ihnen genau so wie auch mit den anderen Dorfbewohnern umgegangen.

Bei ihnen war Mal der Wecker nicht in Ordnung. Sie wollten jemanden finden, wer ihnen den Wecker repariert. Aus den Gesprächen, die man im Geschäft führte, erfuhren sie, dass Simon einigen Bewohnern ihre Uhren reparierte. Sie wandten sich an ihn mit der Bitte, ihren Wecker Mal anzuschauen. Zu dieser Zeit war er aber beschäftigt und konnte es nicht machen. Er versprach aber, so bald er freie Zeit hat, diesen Wecker anzuschauen. In einiger Zeit hat er sein Versprechen vergessen, und der Wecker blieb noch unrepariert.

Als Simon von Heinrich nach Hause ging, traf er diese zwei Frauen, Renate und Veronika, die noch spazierten. Simon war schon fast zu Hause, da sprachen diese Frauen ihn an und erinnerten ihn an sein Versprechen. Simon entschuldigte sich bei ihnen, erklärte, dass er es einfach vergessen hat und sagte: „Hattet ihr den Wecker mir nach Hause gebracht, wäre er vielleicht schon repariert.“

„Das ist uns nicht eingefallen“, sagte Renate.

„Kannst du vielleicht jetzt ganz kurz vorbeikommen?“ fragte Veronika.

Simon gähnte und sprach: „Eigentlich ist es schon ziemlich spät, ich bin müde und will schlafen. Aber weil ich mein Versprechen vergessen habe, schaue ich Mal vorbei, sehe mir diesen Wecker schnell an.“

„Dann gehen wir, damit wir keine Zeit umsonst verlieren“, schlug Renate vor.

Die Frauen wohnten in der Nachbarsstraße, und alle drei gingen los.

Die Reparaturarbeiten dauerten nicht lange. Als Simon mit der Arbeit fertig war, standen auf dem Tisch schon eine Flasche Schnaps und leckeres Essen. Simon konnte nicht widerstehen, und alle setzten sich an den Tisch. Sie schalteten Musik ein, und alle saßen noch eine Weile. Simon war schon ziemlich betrunken, als die Frauen ihn zum Tanzen eingeladen haben, aber vor Müdigkeit gehorchten ihm die Beine nicht. Er wollte nur schlafen und sagte das ihnen.

Jetzt wurde es den beiden Frauen klar, dass Simon alleine den Weg nach Hause gar nicht schafft, deswegen begleiteten sie ihn bis

zum Bett, und alle drei landeten dort. Jetzt bekamen die Frauen Lust zum Sex, aber Simon schlief ein.

Die Frauen fingen an, ihn zu wecken, aber ohne Erfolg. Veronika druckte ihm die Nase zu, damit er keine Luft bekommt und aufwacht: „Du wirst schon aufwachen! Dir bleibt jetzt nichts anderes übrig!“

Dann druckte sie ihm den Mund und die Nase zu, aber auch das hat nicht geholfen – er schlief.

Danach ließen sie ihn in Ruhe. In einer kurzen Zeit schnarchte Simon schon laut, und die Frauen setzten sich noch Mal an den Tisch und haben noch ein Bisschen gegessen. Etwas später sagte Veronika: „Versuchen wir es noch einmal, ihn zu wecken. Wenn er auch jetzt noch nicht aufwacht, lassen wir ihn in Ruhe“.

Sie kamen zum Bett. Simons Gesicht befand sich tief im Kissen, er lag auf dem Gesicht. Sie versuchten wieder, ihn zu wecken, befreien ihm sein Gesicht.

„Hallo! Aufwachen! Verstell dich nicht! Schau Mal, wie still er ist!“ sagte Veronika.

Sie verbrachten neben ihm noch einige Zeit. Er wachte nicht auf und bewegte sich überhaupt nicht.

„Ist er denn überhaupt noch am Leben? Ich habe den Eindruck, dass er nicht atmet, dass er überhaupt nicht mehr lebt“, machte sich Renate Sorgen und drehte seinen Körper um.

„Was redest du da? Das hatte uns noch gefehlt!“

Der ganze Alkoholeinfluss, den sie eben noch spürten, war von Aufregung wie vom Winde verweht, sie wurden plötzlich nüchtern.

Sie beobachteten ihn, ob er atmet, versuchten seinen Puls zu prüfen, konnten aber nichts sehen, hören und spüren. Eine nach der anderen versuchten sie, sein Herzklopfen zu hören, indem sie das Ohr an seine Brust druckten.

Renate brachte einen kleinen Spiegel, hielt ihn vor Simons Mund und Nase – kein Lebenszeichen...

„Weißt du, er ist tot. Was machen wir denn jetzt?“ sagte sie.

„Das weiß ich auch nicht. Unglaublich! Er lag doch auf dem Gesicht. Wahrscheinlich, schlief er sehr tief und ist ohne Luft erstickt. Aber wer glaubt uns das? Ich weiß nicht, was wir jetzt unternehmen sollen. Das eine weiß ich gewiss: wenn es bekannt wird, landen wir

im Gefängnis, und das lebenslänglich. Das ist das Wenigste. Dann werden wir aus einer kleinen, kalten Gefängniszelle durch das Gitter ein kleines Stückchen Himmel anschauen müssen“, sagte besorgt Veronika.

„Träumst du? Ein Stückchen Himmel... Sogar das siehst du dort nicht immer. Es wird uns nicht erlaubt, einfach so zu sitzen und den Himmel anzuschauen. Man bringt uns eher zur Arbeit unter der Erde, und von dort gibt es keine Rückkehr mehr.“

„Nein. Wir müssen die Spuren vernichten, und zwar so, dass es ganz sicher ist“, überlegte Veronika.

„Vielleicht wäre es doch besser, die Wahrheit zu sagen. Wir sind doch unschuldig. Vielleicht glaubt man uns doch noch?“ sagte Renate verzweifelt.

Veronika schaute sie an und überlegte laut: „Nein, uns glaubt doch niemand. Sag mal, hast du schon von so einem Fall gehört, dass man einem ehemaligen Häftling glaubte? Wir sind nicht in der Lage, unsere Unschuld zu beweisen. Wir haben keine Zeugen.“

„Es sieht so aus, dass du Recht hast. Weil wir schon Mal verurteilt wurden, glaubt uns niemand“, machte auch Renate jetzt ihre Schlussfolgerung.

Danach besprachen die Frauen ihren Plan, wie sie jetzt Simons Leiche wegschaffen werden.

So wurde eine passende Stelle im Keller gewählt. Zuerst gruben sie in der Ecke, aber es war dort zu feucht. Dann suchten sie eine andere Stelle, wo der Grund trockener war. Dort war es leichter zu graben, und sie kamen schnell voran.

Als der Platz vorbereitet wurde, legten sie ihn darein. Renate holte eine kleine Ikone aus ihrem Schlafzimmer, legte sie bei und sagte: „Vergib uns, Simon, vergib! Die Leute glauben uns, armen Sündern, nicht.“

Und sie begannen, ihn einzugraben. Als die Frauen mit der Arbeit fertig waren, kniete Renate und wiederholte leise mit zittriger Stimme: „Gott, vergib uns diese Schuld. Simon, vergib uns dafür, dass wir dich so begraben haben, dass wir das so unmenschlich machen mussten. Uns wird man nicht glauben, vergib uns...“

Als sie damit fertig waren, krabbelten sie mit Hilfe einer Leiter aus dem Keller, wuschen sich, und sie begannen ihre Arbeitssachen zur Arbeit vorzubereiten...

Als Konrad und Friedrich horten, dass die blinde Frau Simons Leiche fand, sagte Konrad zu Friedrich: „Ich hatte nie gedacht, dass eine blinde Frau Simons Leiche finden wurde.“

Die beiden Frauen, Renate und Veronika, brachte man ins Dorf. Dort fand die Gerichtssitzung statt. Die Männer und Frauen, die zum Gericht kamen, sahen die beiden Frauen mit Hass und Verurteilungen an.

Jemand aus dem Saal schrie zornig: „Weg mit ihnen, ins Gefängnis! Hinter die Gitter!“

„Man muss mit ihnen dasselbe machen, was sie mit Simon machten!“ rief die hereinkommende Frau, Simons Nachbarin.

Während des Gerichts erzählten Renate und Veronika, wie das geschah. Sie erzählten alles ehrlich, wie es in Wirklichkeit war. Als sie erzählten, wie sie von Simon Abschied nahmen, war es im Saal still, ab und zu horte man nur einen Seufzer von einigen alten Frauen. Manche von ihnen putzten sich die Tränen ab.

Dann sagten die Angeklagten, dass sie ihre Tat bereuen, entschuldigten sich bei den Anwesenden im Saal dafür, dass sie den Mut nicht hatten, rechtzeitig die Wahrheit zu sagen. Sie entschuldigten sich bei Simons Mutter. Sie sagten ihr, dass es ihnen wegen dieser Sache sehr leid tut, dass sie so lange in der Ungewissheit über das Schicksal ihres Sohnes leiden musste, dass sie mit diesem Schmerz, mit diesem Zweifel all diese Jahre verbringen musste.

Das Wort hatte jetzt der Verteidiger. Er betonte, dass es laut medizinischer Untersuchung keinerlei Spuren von Gewalttaten gab. Außerdem sprach er über Problemen, die die ehemaligen Häftlinge nach der Entlassung zu überwinden haben, wie schwer es ist, wenn man mit einem Stempel eines ehemaligen Häftlings bezeichnet ist, zu einem normalen Leben zurückzukehren. Das alles ist sehr relativ.

In diesem im Urwald stehenden Dorf, wo viele Leute wohnten, die man ungerecht aus ihrer Heimat vertrieben hat, spurten sich Renate und Veronika schon fast wie zu Hause. Man hat sie genau so behandelt, wie auch die anderen Bewohner. Man behandelte sie nicht, wie

Untergeordnete, wie Leute niedriger Sorte, sondern wie die Gleiche, wie Leute mit genau solchen einfachen menschlichen Gefühlen, wie alle andere. Und sie waren diesen Leuten dafür dankbar.

Als aber dieses Unglück geschah, gerieten diese zwei Frauen in Panik, und deswegen haben sie eine falsche Entscheidung getroffen. Damit zeigten sie noch Mal, wie groß das Problem ist, wie tief die Angst dieser Leute ist, und das alles zusammen führte dazu, dass sie ein neues Verbrechen begangen haben, und zwar: sie haben die Leiche dieses jungen Mannes auf so eine unmenschliche Art und Weise beseitigt.

Der Verteidiger bat das Gericht, diese Umstände beim Urteil zu berücksichtigen.

Dann wurde das Urteil gesprochen: fünf und halb Jahre auf Bewährungsfrist. Im Saal saßen alle schweigend, niemand zeigte Empörung.

Veronika und Renate bekamen noch Mal eine Möglichkeit, wegen ihrer Tat sich vor Simons Mutter zu entschuldigen. Als sie vor ihr standen, kniete Renate vor ihr, Veronika machte dasselbe.

„Vergeben Sie uns“, sagten beide nacheinander.

Emma war still.

Eine alte Frau, die neben der Ausgangstür stand, sah dieses Bild und sagte: „Das Gottesgericht wird ihnen antworten“.

Die Nachbarin

Es war in den ersten Jahren nach dem Krieg. Die Siedlung, wo Anna lebte, stand im Wald. Die Häuser dort waren nicht groß, und alle sahen gleich aus. Dabei war jedes Haus geteilt, in jeder Hälfte wohnte eine Familie. Jede Familie hatte ihren separaten Eingang.

Annas Eltern waren vertriebene Russlanddeutsche. Von der anderen Seite ihres Hauses lebte eine Lehrerin mit ihrer alten Mutter. Sie hatten ein Grammophon. Oft konnte man von drüben Musik hören. Eins von den Liedern, die man hören konnte, begann so:

„Feindliche Stürme wehen über uns.

Dunkle Kräfte unterjochten uns.

Die verhängnisvolle Schlacht

haben wir mit ihnen begonnen.

Unser Schicksal ist noch unbekannt...“

So hat Anna die Worte des Liedes im Gedächtnis behalten. Manchmal besuchte Anna diese alte Frau. Die war froh, denn sie fühlte sich einsam. Zuerst horten sie zusammen Musik, dann erzählte diese alte Frau einiges aus ihrem Leben.

Anna hörte aufmerksam zu: die Frau sah in die Ferne, überlegte sich etwas und begann langsam und leise ihre Erzählung. Das waren Erinnerungen aus ihrem Leben.

Tief seufzend begann sie so:

„Als ich jung war, musste ich ins Gefängnis. Es waren dort viele Gefangene: Männer, Frauen und sogar halbwüchsige Jungen. Alle mussten sehr schwer arbeiten. Manche wollten sich nicht unterwerfen. Sie unternahmen alles Mögliche, um in die Freiheit zu kommen. Diejenigen, die versuchten zu fluchten, aber ohne Erfolg, wurden hart bestraft.

Uns, alle andere Häftlinge, brachte man zusammen mit ihnen in den Wald. Den Schuldigen bevorstehen brutale tödliche Foltern: zuerst hackte man ihnen einen Finger oder auch mehrere ab. Manchen hackte man den Arm ab. Manchen machte man dasselbe mit den Füßen. Die Qual dauerte so lange, bis der Häftling ohnmächtig wurde und umfiel. Danach stieß man ihn in eine Grube, die von den Häftlingen selbst ausgegraben wurde. So etwas kann man nicht beschreiben, das muss man sehen. Die Schreie dieser Leute höre ich bis heute noch. So etwas vergisst man nie. Manche Gefangene verloren ihr Bewusstsein früher, die andere – später. Für diejenigen, die früher ohnmächtig wurden, war es vielleicht noch leichter, wenn man hier noch das Wort „leichter“ überhaupt verwenden kann. Das war für sie die Rettung von der weiteren Folter. Wenn der Mensch ohne Bewusstsein war, horte man mit der Quälerei auf. Sterben mussten sie jetzt sowieso. Der Unterschied bestand nur darin, dass der Mensch weniger aushalten musste.

Wir alle standen da schweigend und beobachteten diese grausame, brutale Folter. Freiwillig wäre niemand hingegangen, um zuzuschauen. Wir wurden dazu gezwungen. Trotz all dieser Schreckbilder haben wir uns auch entschieden, wegzulaufen. Das waren ich und noch eine Frau. Und wie wollten wir das machen? Wo konnte man weg-

laufen? Wir haben uns entschieden, hier, im Wald, während der Folter, wegzulaufen. Diese Situation fanden wir passend. Die Leute schriegen laut. Hier, in diesen Augenblicken, hatten die Aufseher am wenigsten vermutet, dass sich jemand traut, wegzulaufen. Manche von den Aufsehern konnten diese Bilder selbst nicht immer gleichgültig ansehen. Wir hatten die Hoffnung, dass man wegen den lauten Schreien unsere Schritte nicht hören wird, und das nutzten wir aus.

Wir liefen weg. Zuerst gingen wir niederbeugend, vorsichtig und bückten uns ständig niedriger nach unten. Jeden Busch benutzten wir als Versteck.

Zum Glück standen wir nach einer kurzen Zeit vor einem tiefen Graben, und in den eilten wir. Hier brauchte man sich nicht ständig nach unten bücken. Jetzt liefen wir so schnell, wie wir nur konnten. Die Schreie horte man immer weniger, wir aber liefen immer vorwärts. Unten im Graben floss ein Bach. Er war klein und nicht tief. Um unsere Spuren zu verdecken, sprangen wir ins Wasser und liefen weiter. Bis im Wald die Prozedur zu Ende war, liefen wir schon weit von hier weg.

Wir mussten uns aber trotzdem beeilen.

Wir sahen einige Mal, wie man mit den Flüchtlingen umging. Das war ein grausames Bild. Ihre Kleidung war von Hunden zerrissen. Aus den offenen Wunden sickerte langsam Blut und Blutwasser.

Jetzt, nach dem Flüchtlingsversuch, bekamen sie nicht mal dieses arme Essen, das man gewöhnlich bekam. Eine Zeitlang gab man ihnen überhaupt kein Essen. Dann wurde entschieden, was man mit ihnen weiterhin unternimmt, ob man sie hinrichten wird, oder lasst sie noch am Leben.

All das: diese Erinnerungen, diese Angst, diese Schreie, die noch so frisch in den Ohren klangen, diese Hoffnungslosigkeit der Häftlinge, die gefoltert wurden – all das gab uns Kraft. Wir suchten nicht nach Leuten – wir hatten vor ihnen Angst. Wie es uns gelungen war, wegzulaufen, weiß ich selbst nicht. Wahrscheinlich hatten wir einfach Glück. Wir hatten einen Vorteil – das war die Zeit.

Durch die Wälder und Felder, durch Sumpf und Dickicht, durchs Wasser, Windbrüche, dichtes hohes Gras entfernten wir uns langsam, aber sicher von diesem fürchterlichen Ort, das in unseren Erinnerun-

gen als Ort unmenschliches Leidens, Quälerei, Folterer, grausames Lebens geblieben war.

Später trafen wir gute Leute, die uns nicht verrieten und die uns sogar geholfen haben.

Also, wir sind entkommen, wir hatten Erfolg, waren Glückspilze. Im Dickicht der Taiga haben uns die wilden Tiere nicht gefressen. Aber damals, im Urwald, hatten wir nicht so viel Angst vor wilden Tieren, wie vor unseren Aufsichtsleuten. Die Begegnung mit ihnen war viel schlimmer.“

Die Frau saß, sah aus dem Fenster in die Ferne. Es schien, sie hatte jetzt niemanden gesehen. Sie war nur in ihren Gedanken. Das Grammophon stand, wurde nicht angelassen. Im Zimmer war es still...

Nach dieser Erzählung änderte sich Anna. Es schien, sie wäre alter und ernster geworden. Anna sah diese alte Frau jetzt mit ganz anderen Augen an, beachtenswerter, als ob sie gewachsen wäre. Für Anna wurde diese Frau plötzlich größer, Anna ehrte sie jetzt mehr.

Es war aber schon Zeit, Anna musste nach Hause, und sie ging weg.

Vorbei waren jetzt mehrere Jahre. Diese Frau lebte schon nicht mehr, aber Anna erinnerte sich noch an sie.

Diese Frau musste eine sehr wichtige Entscheidung treffen, um zu überleben. Sie musste die tödliche, schreckliche Angst überwinden. Als sie unterwegs war, musste sie absolut alle ihre Kräfte und Möglichkeiten verwenden. Sie musste um ihre Existenz kämpfen.

Diesen ungleichen Kampf hat sie überstanden und gewonnen, sie hat gesiegt, sie hat überlebt.

Eine Urlaubsfahrt

Irina absolvierte eine pädagogische Hochschule. Sie bekam einen Arbeitsplatz in einer Schule. Mit der Arbeit wird sie am ersten September beginnen. Jetzt hatte sie frei, und sie entschloss sich, für ungefähr einen Monat ihre Großmutter, die sie schon lange nicht gesehen hat, zu besuchen.

Irina wohnte mit ihrer Mutter Barbara, den Vater hat sie nie gesehen. Sie kannte ihn nicht. Er ist vom Krieg nicht zurückgekommen. Ihre Mutter hatte es nicht leicht. Sie waren ziemlich arm, sparten etwas Geld zusammen, und Irina kaufte die billigsten Fahrkarten.

Ihr Zug fuhr sehr langsam. Er hielt an jeder Station an.

Am Ende der Fahrt mit dem Zug musste sie umsteigen und mit dem Bus weiter fahren. Der Zug kam aber mit Verspätung, und der Bus war schon weg. Der nächste Bus fährt jetzt erst morgen, und Irina hatte hier übernachten müssen.

Sie überlegte. Wenn sie bis morgen bleibt, musste sie sich etwas zum Essen kaufen, und wo wird sie denn übernachten? Mit diesen Ausgaben machte es schon keinen Unterschied, für dieses Geld kann sie jetzt auch mit dem Taxi fahren. Sie braucht dann hier nicht übernachten, und Irina nahm sich ein Taxi.

Zu Hause wartete ihre Mutter auf ein Telegramm.

Irina hat ihr versprochen, gleich nach ihrer Ankunft ein Telegramm abzuschicken. Es waren schon paar Tage vorbei, ihre Tochter musste eigentlich schon bei der Großmutter sein, aber auf ein Telegramm wartete Barbara vergeblich.

Barbara dachte: „Jetzt sitzt sie bei der Großmutter, isst Kuchen, und an die Mutter denkt sie nicht. So sind die jungen Leute. Sie kümmern sich wenig um ihre Eltern. Aber vielleicht ist ja nur die Post wieder mal zu langsam. So viel Zeit ist da auch nicht vorbei. Das Telegramm kommt noch.“

Jetzt begann schon die zweite Woche, aber Barbara bekam kein Telegramm. Da ging Irinas Mutter zur Post und schickte ein Telegramm ab, Irina sollte sich melden und mitteilen, wie sie angekommen ist.

Die Antwort kam schnell. Die Großmutter teilte mit, dass Irina bei ihr nicht angekommen ist. Diese Mitteilung war so unerwartet, dass Barbara einige Zeit wie gelahmt im Hof stand. Dann spürte sie, wie stark ihr krankes Herz anfang zu klopfen.

Sie stand ein wenig so, dann begann sie zu überlegen. Was konnte passieren? Vielleicht traf sie einen jungen Mann, in den sie sich plötzlich verliebte, und sie änderte die Richtung? Sie hat ja noch keinen Freund, wollte immer zuerst ihre Ausbildung machen.

Wenn die Mutter mit Irina von einer Heirat sprach, antwortete sie: „Mama, mach dir keine Gedanken um mich. Ich habe noch Zeit. Wenn ich mit der Ausbildung fertig bin, gründe ich meine Familie. Meinen Traumprinz auf dem weißen Pferd habe ich noch nicht getroffen, den finde ich noch, den treffe ich schon, ich bin ja noch jung und habe noch viel Zeit.“

An diese Worte musste Barbara jetzt oft denken, aber eine innere Stimme sagte ihr, dass sich Irina auch in diesem Fall melden würde.

Es konnte ja sein, dass sie plötzlich krank wurde, und Irina konnte es nicht mitteilen. Aber auch das war nur ein schwacher Trost. Irina hat ihren Personalausweis mit, die Ärzte oder noch jemand hatten sich schon darüber gekümmert.

Je länger Barbara sich das alles überlegte, desto unsicherer fühlte sie sich.

Sie rief alle Irinas Bekannte an, alle ihre Verwandten, konnte aber über Irinas Verbleib keine Antwort bekommen.

Noch an diesem Tag wandte sich Barbara an die Polizei und erzählte dort alles, was sie über diese Fahrt wusste. Bei der Polizei hat man diese Mitteilung sehr ernst angenommen. Sie fragten, ob Irina einen Freund hat, wo ihre besten Freundinnen wohnen. Dann erkundigten sie sich nach der Anschrift ihrer zukünftigen Arbeitsstelle, schrieben Großmutter's Adresse auf.

Dann versicherten sie Barbara, dass sie alles Mögliche machen würden, was sie nur können, um diesen Fall aufzuklären.

„Ich will Sie nicht erschrecken, aber viel versprechen kann ich auch nicht. Sie sehen selbst: es ist ein langer Weg, uns steht eine komplizierte Arbeit bevor. Das Ergebnis kann ganz verschieden sein, das verstehen Sie selbst bestimmt auch...“

Die Frau putzte die Träne, konnte aber keine Antwort geben. Es schien, im Hals wäre etwas stecken geblieben. Sie spürte, wenn sie jetzt versucht zu sprechen, muss sie laut schluchzen, sie konnte sich kaum beherrschen, aber laut weinen wollte sie hier nicht.

„Wir werden uns bemühen. Hoffen wir auf ein positives Ergebnis“, sagte ein Polizist.

Barbara flüsterte leise, mit großer Mühe: „Wenn Ihnen etwas bekannt wird, teilen Sie es mir bitte mit“.

„Natürlich“, antworteten die Polizisten.

„Ich bedanke mich bei Ihnen. Auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen“, horte sie einige Stimmen gleichzeitig.

Die Frauen, die Barbara trafen, erzählten ihr, bei wem die Polizisten, die in allen Richtungen ermittelten, schon waren. Bis jetzt aber fanden sie keine Spur, die sie weiter bringen konnte.

Das neue Schuljahr begann, Irina erschien auf ihrer Arbeitsstelle nicht. Es war klar, dass etwas sehr ernstes geschah.

Lange Zeit blieb die Sache ungeklärt. Immer wahrscheinlicher wurde die Vermutung, dass Irina Opfer irgendeines Verbrechens wurde.

Ungefähr sechs Monate waren jetzt vorbei, als Irina spurlos verschwand. Die hartnackige Suche blieb erfolglos, und die Suche wurde eingestellt, der Fall blieb ungelöst.

Barbara fand keine Ruhe. Nach der Arbeit wollte sie nicht allein in ihrer Wohnung bleiben, und sie ging heraus. Zuerst trösteten sie die Bewohner, denn sie hatten auch noch eine Hoffnung, dass sich in dieser Sache etwas Positives tut, aber mit der Zeit haben auch sie die Hoffnung aufgegeben. Jetzt konnten die Frauen ihr nur ihr Mitleid aussprechen. Mit der Zeit fingen sie mit dem Gespräch über das Verschwinden ihrer Tochter selbst nicht an, denn sie vermuteten das Schlimmste. Die Frau tat ihnen sehr leid, aber helfen konnten sie ihr nicht.

Nach einiger Zeit bekam Barbara eine Einladung von der Polizei. Aufgeregt, mit ängstlichen Gefühlen kam sie dorthin. Das waren gemischte Gefühle, eine winzige Hoffnung, aber auch Angst vor der Ungewissheit. Sie schaute die Polizisten an und versuchte erraten, ob es eine gute oder eine schlechte Nachricht ist.

Die Polizisten waren besorgt.

„Man hat den Koffer und die Dokumente ihrer Tochter gefunden“, sagte einer von ihnen.

„Und Irina? Was ist mit ihr?“ fragte ungeduldig Barbara.

„Sie müssen dorthin fahren und bestätigen, dass es ihre Sachen sind“, erklärte der Polizist weiter.

Der andere Polizist, der bis jetzt noch schweigend daneben saß, sagte: „Wir haben für sie eine schlechte Nachricht. Die Ermittler vermuten, dass sie ihre Tochter gefunden haben.“

„Was ist mit ihr?“

„Man vermutet, dass die gefundene Frau Ihre Tochter ist. Wenn es so ist, dann ist sie ein Opfer der Gewalt eines Taxifahrers geworden. Aber zuerst müssen Sie hinfahren, um die Leiche zu identifizieren“.

Jetzt weinte Barbara laut, ohne sich zurückzuhalten, dann sagte sie: „Natürlich fahre ich hin.“

Laut der Ermittlungen und des Geständnisses des Taxifahrers wurde folgendes festgestellt: abends nahm dieser Fahrer nur einen Passagier mit, und zwar eine junge Frau oder ein Mädchen. In seinem letzten Fall wurden Zeugen gefunden, die gesehen haben, dass er eine junge Frau mitgenommen hat, die danach spurlos verschwand. Man machte bei ihm eine Durchsuchung. Unter den gefundenen Sachen fand man auch Irinas Koffer und ihre Dokumente.

Unter diesen schwerwiegenden Beweisen hat der Taxifahrer die Tat gestanden. Er gab zu, dass er auch dieses Verbrechen begangen hat.

Über den Fall mit Irina teilte er folgendes mit. Er fuhr mit ihr von der Hauptstraße ab und nahm einen anderen Weg, wo es ganz wenig Verkehr gab. Dann fuhr er auf ein Feld zu einem Haufen altes Stroh. Er zog ein Messer aus der Tasche, hielt es vor Irinas Gesicht und forderte sie, sich auszuziehen. All ihre Versuche Widerstand zu leisten, waren erfolglos. Er vergewaltigte sie, nahm den dicken abgebrochenen Ast, der hier lag, schlug einige Mal auf sie und zerschlug ihr den Kopf. Als er überzeugt war, dass sie tot war, versteckte er die Leiche im Stroh. Dann schüttelte er seine Kleidung ab, setzte sich ins Taxi und fuhr weg. Irinas Sachen versteckte er bei sich zu Hause. Irina war eigentlich schon nicht weit von dem Ort, wo ihre Großmutter wohnte.

„Das geschah am Abend...“

In der letzten Zeit hat es sich herumgesprochen, dass das Arbeitsklima in der Schule nicht gut war. In diesem Zusammenhang erinner-

te sich Ada jetzt an eine Geschichte, die ihre Bekannte Lehrerin Elisabeth erlebte. Ada erinnerte sich jetzt an sie.

Es fand eine Sitzung des Lehrerrates in der Schule statt. Elisabeth zog sich an und fuhr mit dem Bus bis zur Schule. Oft machte sie diesen Weg mit dem Fahrrad. Aber bis sie zurück muss, konnte es schon dunkel sein. Ihr aber ist vom Fahrrad vor kurzem die Lampe und noch Einiges gestohlen worden.

Wenn es kalt war, oder der Weg war noch nicht vom Schnee befreit, bevorzugte sie den Bus. Manchmal ging sie zu Fuß. Bis die Sitzung zu Ende war, fuhren die Busse schon nicht mehr. Das heißt: heute muss sie am Abend zu Fuß nach Hause gehen.

Elisabeth wusste es. Die Schule war etwa drei Kilometer in einer Richtung von zu Hause entfernt. Es ging am meisten durch das Dorf, dann eine kleine Strecke durch einen unbewohnten Ort. Da war es ganz dunkel, aber Elisabeth kam gut zurecht, sie hatte keine Angst.

Sie freute sich auf diese Sitzung nicht. In der letzten Zeit ist viel unnötig gestritten worden.

Jetzt waren die meisten Lehrer da, und die Sitzung begann rechtzeitig. Ein paar Lehrer fehlten noch, aber der Chef teilte mit, dass diese Lehrer heute nicht kommen konnten.

Elisabeth schaute sich um und blieb zufrieden, denn diejenigen, die sich am meisten immer gestritten haben, fehlten heute. Dann kommt sie vielleicht heute früher nach Hause, noch bei Tageslicht.

So war es auch. Die Sitzung dauerte nicht so lange. Nach der Sitzung gingen alle nach Hause.

Elisabeth ging ruhig allein und überlegte, was ihr morgen bevorsteht. Auf einmal horte sie, dass jemand hinter ihr auf dem Pferd mit großer Geschwindigkeit sich näherte. Sie ruckte beiseite, um dem Reiter den ganzen Weg freizumachen. Elisabeth wählte sich die trockenste Stelle, blieb stehen und schaute zurück. Sie glaubte ihren Augen nicht, denn der Reiter steuerte auf sie. Der Weg war in manchen Stellen nass. Gerade neben ihr, ganz am Rande des Weges, befand sich eine tiefe Pfütze. Mit jeder Bewegung konnte sie darein rutschen. Es blieb ihr aber keine Zeit mehr, etwas zu ändern, und Elisabeth bog sich möglichst niedriger nach unten. Mit großer Geschwindigkeit ritt ein Mann an ihr vorbei, Elisabeth spürte auf ihrer Schulter den Fuß des Reiters. Es war gut, dass der Boden unter ihren

Füßen nicht sehr nass war, sonst wäre sie ins schmutzige Wasser gerutscht. Der Reiter machte sich gleich aus dem Staub. Den Mann hat sie erkannt. Sie hat ihn früher einige Mal gesehen, weiß, wo er wohnt, hat aber noch nie mit ihm gesprochen.

Es war noch nicht dunkel. Elisabeth ging noch paar Schritte, blieb stehen und überlegte, ob es ein Zufall sein konnte. Der Weg war breit, hier konnten mehrere Pferde nebeneinander reiten. Sie war überzeugt, dass es kein Zufall war, es ist mit Absicht gemacht worden.

Sie kannte den Mann aber kaum, sogar sein Name war ihr unbekannt. Elisabeth hatte noch gar nichts mit ihm zu tun gehabt. Und was macht er zu dieser Zeit hier? Wenn er nach Hause will, muss er auch noch zurück reiten, an ihr vorbei. „Ich muss mich beeilen, damit ich noch bei Tageslicht nach Hause komme“, dachte sie.

Elisabeth überlegte sich jetzt, wie sie am besten das Treffen mit ihm vermeiden konnte. Nicht weit von dem Weg wuchsen Bäume. Wenn sie den Reiter sieht oder hort, stellt sie sich hinter einen Baum. Sie kam aber gut nach Hause, den Reiter sah sie an diesem Abend nicht mehr.

Elisabeth besprach diesen Fall mit ihren Familienangehörigen, denen sie vollständig vertraute. Alle meinten, dass man in der Öffentlichkeit darüber lieber nicht spricht, damit man sich nicht lächerlich macht, denn niemand wird es ihr glauben.

Elisabeth fühlte sich damals zwar sehr schlecht, sie haben aber alle zusammen die Entscheidung getroffen, diesen Fall geheim zu halten.

Vorbei war nun ungefähr ein Monat. Elisabeth fuhr in der Mittagszeit mit dem Fahrrad von zu Hause in die Schule. Als sie schon nicht weit von der Schule war, horte sie hinter sich ein rennendes Pferd. Sie schaute sich um und erkannte denselben Reiter, der zurzeit mit einer geflochtenen Peitsche das Pferd schlug und gerade auf sie geritten kam. In diesem Augenblick steuerte sie schnell ganz an den Rand des Weges. Nur das rettete sie von einem Zusammenstoß mit dem Pferd, das mit seinem Huf das Fahrrad traf, und der Ritter machte sich genau, wie damals, aus dem Staub.

Jetzt wusste Elisabeth genau, dass es damals kein Zufall war. Sie stieg vom Fahrrad, spürte leichtes Zittern und sah sich das schmutzige Rad ihres Fahrrads an.

Weiter ging sie zu Fuß. Ihr entgegen kamen Schüler. Sie baten ihr ihre Hilfe an, das Fahrrad zu waschen. Elisabeth nahm ihre Handtasche vom Fahrrad ab. Die Schüler gingen mit dem Fahrrad zu einer großen Pfütze, wuschen es und brachten es dorthin, wo es gewöhnlich stand.

Elisabeth hatte jetzt große Sorgen. In diesem Augenblick musste sie sich auf ihre Arbeit konzentrieren, auf die bevorstehenden Unterrichtsstunden, welches Material sie vorbereiten muss, was sie noch vor dem Unterricht erledigen konnte. Das waren die alltäglichen Sorgen, die der Lehrer gewöhnlich hat.

Es war aber nicht einfach, nur über diese Sachen zu denken. Ab und zu erinnerte sie sich an diesen Reiter, der mit seiner geflochtenen Peitsche das Pferd schlug und gerade auf sie ritt. Sie spürte, dass es für sie heute sehr schwer wird, sich auf den Unterricht zu konzentrieren. Deswegen änderte sie einige Aufgaben, die geplant waren. Einige Übungen sollten die Schüler selbständig machen. Trotz aller Bemühungen, konnte sich Elisabeth nicht richtig konzentrieren. Sie konnte aber die Schüler auch nicht allein lassen. Um heute noch arbeiten zu können, musste sie sich sehr stark anstrengen.

Ihre Arbeit hat sie gemacht, obwohl es ihr sehr schwer fiel.

Nach dem Unterricht kam Elisabeth gut nach Hause. Unterwegs überlegte sie sich noch einmal die Lage, in der sie sich zurzeit befand. Sie war überzeugt, dass man diese Vorfälle nicht einfach so lassen darf, man muss etwas unternehmen, aber was?

Diesen Weg muss sie täglich wenigstens zwei Mal machen.

Am Wochenende schrieb sie eine offizielle Erklärung über diesen Fall und gab sie bei der Polizei ab.

Sie wartete.

In etwa drei Wochen kam ein fremder Mann in die Schule. Elisabeth hatte gerade noch Unterricht. Der Mann sprach mit dem Schuldirektor, setzte sich hin und wartete auf Elisabeth. Als sie hereinkam, stellte er sich vor, aber er redete so schnell und undeutlich, dass sie

nichts verstanden hat. Noch bevor sie irgendwas nachfragen konnte, sprach er besonders laut und deutlich von ihrer offiziellen Erklärung.

Elisabeth war eine bescheidene Frau. Jetzt stand sie da, hielt in den Händen noch all das, was sie von dem Unterricht brachte, und war ziemlich durcheinander. Als sie einiges verstand, war es schon zu spät.

Elisabeth wollte nicht, dass ihre persönliche Angelegenheit hier so laut besprochen wird. Das brachte sie noch mehr durcheinander. Und nämlich das nutzte der Fremde aus. Er verstand sehr gut, wie es Elisabeth zurzeit ging. Dann stand er auf und begann laut und deutlich ein Gedicht zu erzählen, das die kleinen Kinder in dieser Gegend manchmal erzählten, wenn sie jemanden ärgern oder ausspotten wollten. Diese Geschichte konnte man unendlich lange erzählen, denn dort war der Inhalt so, dass sich alles in einem Kreis bewegte.

In dem Gedicht erzählte man: „Das geschah am Abend, es gab nichts zu tun... Vor Langweile bekam ein Junge einen Stoß von dem anderen, erzählte der Verwaltung: das geschah am Abend, es gab nichts zu tun... Vor Langweile bekam ein Junge einen Stoß von dem anderen, erzählte der Verwaltung...“ Danach wiederholte er immer dasselbe.

Dann wand sich der Fremde an alle und sagte: „Ich muss gehen, denn es gibt ernste Sachen, die man erledigen muss. Auf Wiedersehen!“ Nachdem er das sagte, verschwand der Fremde hinter der Tür.

Elisabeth war schockiert.

Elisabeth hatte einen Bekannten, er hieß Adam. Er hatte eine gute Ausbildung und gab schon vielen einen guten Rat. An ihn wandte sie sich. Sie erzählte die beiden Geschichten. Adam horte sich beide Geschichten aufmerksam an, überlegte alles und sagte: „Es gibt bei der Polizei Personen, die Geheimdienst machen. Ihre Gespräche werden nirgendwo aufgenommen. Wenn Sie jetzt nicht weiter nachfragen, ist die Sache vom Tisch. Wenn Sie aber weiter nachfragen oder klagen, bekommen Sie bestimmt eine Antwort, dass man den Fall noch nicht bearbeitet hat. Danach fängt die Fragerei erst richtig an. Eine Variante wäre, dass man von Ihnen Bescheinigungen verlangt, die Ihre Verletzungen bestätigen. So denke ich. Haben Sie so Bescheinigungen?“

„Nein.“

„Das habe ich mir auch gedacht“, sagte Adam.

„Die haben viel Phantasie, viel mehr, als wir. Hort Mal, habt ihr Feinde?“

„Meiner Meinung nach habe ich keine. Dienstlich macht man ja dem einen oder dem anderen manchmal einen Verweis. Aber die Arbeit ist eine Sache, sie hat damit nichts zu tun.“

„Da ist Ihre Meinung aber falsch, und sogar sehr. Wissen Sie, wie nachträglich manche Leute sind? Nach Ihrem Verweis werden diese Personen nicht besser arbeiten, aber viel Energie verbrauchen sie dann für Rache. Bevor Sie der Verwaltung ihre Fehler bei der Arbeit mitteilen, haben sie es dort schon längst gut gemacht, irgendwie schaffen diese Personen das schon, daran braucht man nicht zweifeln. Ich bin überzeugt, dass Sie die meisten Fehler ihnen verzeihen, ist es so?“

„Ja“, sagte Elisabeth.

„Diese Leute wurden das anders machen. Sie hatten Ihnen keinen einzigen Fehler verzeihen, sei er noch so klein. Wenn Sie es aber nicht rechtzeitig machen, sondern später, dann sieht es wie Rache aus. Wissen Sie, wie schnell man Ihnen dann vorwerfen kann, sie waren nachträglich und misstrauisch? So Leute kommen immer trocken aus dem Wasser heraus, wie eine Gans. Es ist klar, der Reiter ist heimlich zugeschickt worden. Ich konnte Ihnen noch mehr sagen, aber das eine merken Sie sich gut: seien Sie unterwegs und auch bei der Kritik vorsichtiger. Versuchen Sie es mal, so zu machen. Wenn jemand zur Arbeit mit sehr großer Verspätung kommt, sagen Sie es dem Chef rechtzeitig und beobachten Sie doch mal, ob und welche Folgen das für denjenigen haben wird.“

Elisabeth machte es so, wie es Adam sagte.

Für denjenigen, der nicht rechtzeitig zur Arbeit kam, hatte es keine Folgen.

Etwas später, auf einer Sitzung sagte der Chef: „Mir hatte man mitgeteilt, ein Lehrer wäre nicht rechtzeitig zur Arbeit gekommen. Danach hat er aber so gut gearbeitet, dass man diese Kleinigkeit vergessen kann. Man braucht nicht wegen jeder Kleinigkeit zum Chef rennen, als ob es brennt.“

Nach einiger Zeit traf Elisabeth ihren Bekannten Adam, und er fragte sie, wie das Ergebnis aussieht. Sie teilte es ihm mit.

„Wahrscheinlich ist es besser, wenn Sie mit Ihrer Klage nichts mehr unternehmen. Sie konnten aber auch noch bei unserem Detektiv Konrad nachfragen, wie seine Meinung zu diesem Fall sei.“

Beide haben sich noch ein Bisschen darüber unterhalten und gingen auseinander.

Elisabeth ging zu Konrad, besprach mit ihm ihren Fall. Er sagte: „Sie haben keine wichtige Beweise. Das ist so eine feine Sache. Ich denke auch so, wie Adam.“

Hinsichtlich des Reiters beschloss Elisabeth, nicht weiter zu klagen.

Einmal stand Elisabeths Fahrrad neben dem Eingang in die Schule. Ein Arbeitskollege, mit dem Namen Emanuel, sagte ihr: „Ich sehe, sie haben keine Lampe fürs Licht am Fahrrad. Ich habe zu Hause eine übrige mit allem Notwendigen dazu, ich bringe das alles morgen für Sie“.

„Gut. Danke für ihre Aufmerksamkeit und Sorgen“, antwortete Elisabeth.

„Ich mache das gerne. Es liegt bei mir sowieso unbenutzt.“

Unterwegs nach Hause erinnerte sich Elisabeth wieder an den Reiter, dann an den Mitarbeiter, der ihr seine Hilfe angeboten hat. Sie leben nicht weit voneinander. „Kann es da eine Verbindung geben?“ dachte sie.

Am nächsten Tag brachte Emanuel ihr Fahrrad in Ordnung.

Die Antwort, wer hinter dem Reiter stand, blieb ungeklärt.

Elisabeth machte einen Plan für den bevorstehenden Schulabend. Sie hatte immer neue Ideen, die sie auf eine Liste aufgeschrieben hat. Als der Plan fertig war, blieb sie zufrieden. Es wurden viele interessante Maßnahmen eingetragen. Wenn alles so läuft, wie es geplant ist, wird der Abend sehr interessant.

Der Tag, an dem dieser Schulabend stattfinden sollte, war endlich da. Im Wettbewerb an diesem Abend siegte die Mannschaft aus der Klasse, wo Elisabeth Klassenleiterin war. Der Kapitän dieser Mannschaft bekam einen Preis.

Danach gab's Musik. Die Schuler blieben mit dem Schulabend zufrieden. Als der Schulabend zu Ende war, wandte sich Emanuel an Elisabeth und fragte: „Ist ihr Fahrrad noch in Ordnung?“

„Ja. Ich bedanke mich bei Ihnen noch einmal für ihre Sorgen.“

„Bitte. Das habe ich gerne für Sie gemacht.“

Ein wenig später, als alle Schuler schon weg waren, haben die Männer etwas kurz heimlich besprochen, dann gingen Emanuel und noch ein Mann zum Auto, holten eine Tute, in der etwas drin war, und kamen herein. Darin waren zwei Flaschen Wein und paar Süßigkeiten. Dann sagten sie, dass Emanuel Geburtstag hat. Die Anwesenden haben ihm zum Geburtstag gratuliert und alles Beste gewünscht. Jemand brachte Glaser aus dem Schrank.

„Gut, dass es morgen Sonntag ist, und wir brauchen nicht arbeiten“, sagte Emanuel.

Dann gab's Musik. Nach einiger Zeit gingen die meisten nach Hause. Elisabeth machte sich auch auf den Weg. Als sie paar Schritte von der Schule weg war, erinnerte sie sich plötzlich an die Schulhefte, die sie mitnehmen wollte. Sie hat es irgendwie vergessen, sie mitzunehmen. Elisabeth kehrte zurück. Im Flur horte sie lautes Lachen. Die Stimme hat sie ohne Schwierigkeiten erkannt, es war Emanuel, ihr Kollege.

Er sagte: „Man darf sein wahres Gesicht nie zeigen. Man kann seinem Nachbarn das Auto heimlich beschädigen, dann ihm einen Vorschlag machen, es zu reparieren“.

Elisabeth wäre gerne stehen geblieben und hatte zugehört, was er noch sagt. Das hatte aber so einen schlechten Eindruck machen können, als ob sie mit Absicht heimlich lauschte. Sie ging in das Lehrerzimmer und nahm die Hefte.

„Elisabeth nimmt immer auch noch Arbeit mit nach Hause. Sie ist sehr fleißig“, sagte Emanuel.

Als Elisabeth weg war, stellte sie sich vor, wie er jetzt lacht. Diese Gewohnheit von Emanuel war ihr bekannt. Wie oft beobachtete sie folgendes: er lobte jemanden und blinzelte ihr heimlich zu. Wenn aber derjenige weg war,

lachte Emanuel ihn immer offen aus, und das ziemlich laut.

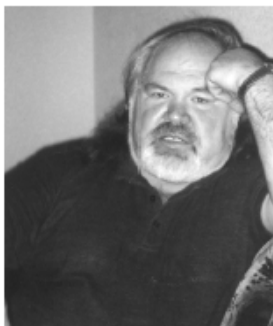
Elisabeth blieb jetzt schon mit Absicht stehen, machte so, als ob sie ein Steinchen aus ihrem Schuh heraus werfen wollte, und horte

aufmerksam zu. Das kleine Fensterchen des Zimmers, wo sich die beide befanden, war offen, und sie horte Emanuels lautes Lachen.

Dann ging sie nach Hause. Jetzt erinnerte sie sich wieder an den Reiter, an das Fahrrad, daran, dass Emanuel und der Reiter nicht weit voneinander wohnten.

Dann klangen noch mal die Worte: „Das geschah am Abend, es gab nichts zu tun...“

Johann Keib

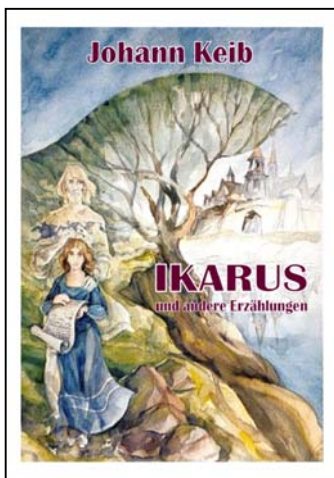


Johann Keib

wurde 1948 in Kasachstan geboren. Er ist ein ausgebildeter Theaterregisseur und Kulturpädagoge, studierte an der Krasnodarer Staatshochschule für Kultur. In Russland war er als Theaterregisseur, Kulturpädagoge, Regieführender und Organisator von Straßen-, Volks- und Staatsfesten mehr als 20 Jahren tätig. Seit Dezember 1993 lebt er in Berlin.

1994-95 war er als Leiter einer Kindertheatergruppe und eines russlanddeutschen Laienchores in Berlin-Kopenick tätig. Seit 1996 bis dato ist er Leiter vom Berliner Seniorenkabarett "Die alten Schachteln". Er war Gründer (2002) und erster künstlerischer Leiter vom "Berliner deutsch-russischen Tschechow-Theater", sowie der ehemalige Leiter, Regisseur und Schauspieler der russischsprachigen Theatertruppe "Onkel-Wanja-Theater" (2003-2004). Des weiteren ist er Autor von Märchen, Erzählungen und Theaterstücken, Verfasser von Gedichten und Fabeln in Deutsch und

Russisch. Er komponiert, schreibt Texte und singt Lieder. Seit 2006 ist er der Vorsitzende des Berliner Literaturkreises der Deutschen aus Russland - BliK e.V.



Zuweilen habe ich merkwürdige Träume und mir kommt vor, als ob mit mir etwas Besonderes geschehen wurde, aber nicht mit mir in meinem heutigen Leben, sondern mit meinem anderen Ich aus früheren Zeiten. Und diese Träume sind derart real und greifbar, dass ich sie beim besten Willen nicht für bloße Hirngespinnste halten kann, denn die Handlungen und Vorgänge, die sich darin abspielen, stimmen mit dem realen Leben und den realen Verhältnissen überein und enthalten meine eigene Weltanschauung, meine Ideale und Vorrechte. Diese Träume sind für mich Erinnerungsbilder aus meinem früheren Leben. Leider habe ich diese merkwürdigen und wahrheitsgetreuen Geschichten viel zu spät zu sammeln begonnen. Viele von denen, die bereits unwiderruflich vergessen sind, waren wunderbar sowohl in ihrer abschreckenden Hässlichkeit als auch in ihrer Erhabenheit, waren schon in ihrer großen Lebenswahrheit, wie man sie am Schreibtisch trotz aller Muhe gar nicht erfinden konnte. Einige von den im Gedächtnis gebliebenen Bildern lege ich heute dem werten Leser vor, es sind wirklich

Geschichten aus meinen früheren Leben.

Johann Keib

(Übersetzung aus dem Russischen und Lektorat von Viktor Heinz)

Ikarus

Ein schmuckes Gotteshaus haben Ivan und seine Kumpel für die Dorfgemeinde errichtet: Zwiebelturme, pfeilförmige Fenster, hohe Turmspitze, geschnitzter Vorbau. Nun steht es auf einem mit hellgrünem Gänsegras bewachsenen Hügel neben den krausen Birken, die sich vor der Erhabenheit des Gebäudes geduckt zu haben scheinen, glänzt matt mit den eng zusammengefügt Holzänden, den gelblichbraunen Zwiebeln und berührt angenehm das Auge der Mitglieder der Kirchengemeinde.

Alles schien in bester Ordnung zu sein. Neulich aber fegte ein starker Wirbelwind durch das Dorf, stob den Straßenstaub in die Luft,

rauschte durch das Birkenlaub, riss das Kreuz von der hohen Turmspitze der Kirche und verschwand spurlos in der Ferne, als wäre er überhaupt nicht da gewesen.

„Der Teufel jagt die Windhexe! Der Teufel jagt die Windhexe!“ riefen die kleinen Barfußgänger der Windhose ausgelassen nach, und die Weiber drohten ihnen nicht böswillig mit der Faust: „Ihr sollt den Teufel nicht an die Wand malen, ihr Lausebengel!“ Als sie aber dann zur neuen Kirche hinaufsahen, fingen sie an zu jammern und hielten sich vor Angst die Hand vor den Mund.

„Aber das Gotteshaus ... hat ja kein Kreuz! Der Wind hat es runtergerissen!“

„Och, och, ein böses Zeichen, das kann schlimm ausgehen!“

„An allem is' Wanka schuld, der Gotteslästerer!“

„Wieso denn?“

„Da haben sie grade den Richtigen gefunden, dem man den Bau der Kirche anvertrauen kann! Der is' doch gottlos!“

„Mag sein, aber wer kann's besser? Na, siehste!“

„Schluss mit dem Knatsch! Kommt, den Wanka suchen!“

„Was is'n da zu suchen? Der sitzt doch schon drei Tage lang bei der Parascha und jagt unsere Kröten durch die Gurgel.“

„Halt's Maul! Verdienst ist Verdienst, scheißegal, wie er die Kröten verbuttert.“

„Verdienst hin, Verdienst her! Aber das Kreuz is' runtergestürzt!“

„Gott bewahr und schütze uns!“

„Wanj, komm doch heim, ha?“ bettelte und flehte Melanja ihren Mann an und gab ihrem dreijährigen semmelblonden und sommersprossigen Sohn, der immer wieder am Ärmel ihrer Leinenbluse zupfte, eine kräftige Mauschelle, nach der dieser wie am Spieß zu brüllen begann.

Iwan erhob seinen lockigen Kopf mit dem gepflegten Bärtchen, sah seine Frau mit traurigen Augen an und sagte:

„Geh doch nach Hause, Melanja! Das ist doch nicht auszuhalten...“

„Jagst mich fort! Die eigene Frau jagst du fort!“ schluchzte Melanja auf. „Nichts ist dir heilig, du Schamloser! Vierzig Jahre auf dem Buckel, und lauft immer noch jedem Weiberrock nach. Hast du denn

überhaupt kein Gewissen, du Ochsenkopf! Ein Haufen Goren in die Welt gesetzt, und was weiter?“

„Verschwinde, Weib!“, machte Iwan eine abweisende Handbewegung und wendete sich der feingliedrigen und nicht übel aussehenden Mullerwitwe Parascha zu, die gerade auf das Krakeelen der Melanja hin aus ihrem Bauernhaus kam:

„Parascha, schenk mir doch bitte noch etwas ein und ... setz dich zu mir!“

„Wirklich, Iwan, du solltest lieber nach Hause gehen ...“ Parascha wischte mit ihrer bunten Schürze die hölzerne Tischplatte ab, an der der beschwipste Iwan saß. „Wozu so unnötig rumsitzen und das Geld durch die Kehle jagen. Geh doch! Deine Frau kann’s schon nicht mehr erwarten.“

„Meine Frau?“ Iwan krächzte verächtlich und sah Parascha mit unsagbar traurigen Augen an: „Was für’ne Frau ist die mir?“ Er sagte es mit solch einem Schmerz in der Stimme, dass die Müllerin vor Mitleid erstarrte. „Gezwungen wurde sie zur Heirat ... Weißt doch selbst, wie der Chosjain, der Gutsbesitzer, rumtobte... Was für’ne Frau ist die mir?“

“Welche auch immer, aber kirchlich getraut“, stieß Melanja hervor und gab ihrem aufdringlichen Filius wieder eine Watsche hinter die Ohren. „Lass mich endlich in Ruhe, du Missgeburt, du verdammte!“

„Herr Gott noch mal!“ Iwan schüttelte verächtlich den Kopf. „Scher dich zum Teufel, verhasstes Weib!“ Und er langte nach der Hand der Müllerin: „Komm zu mir, Parascha, mein Liebchen ... Trink mit mir, ich schmucke dich mit Gold und Edelsteinen!“

Iwan warf die letzte Handvoll Goldmünzen auf den vom Regen schwarz gewordenen Holztisch. Parascha ruckte ihren Trägerrock zurecht, seufzte tief auf, trat ins Haus und schloss hinter sich dicht die Tür.

Wie ein Geier stürzte sich Melanja auf den Tisch und bedeckte die Münzen mit beiden Händen. Iwan stand auf, tat einige Schritte zu Paraschas Hütte, blieb eine Weile davor stehen, denn er konnte sich nicht entschließen, die nicht abgeschlossene Tür aufzustoßen, drehte sich dann zu Melanja um, die fast mit dem ganzen Körper auf dem Tisch lag und das Geld unter sich vergrub, und spuckte zornig aus.

„Oh, du dumme Gans, du dumme Gans! Wann kriegste nur mal den Rachen voll?“ Und er heulte wie ein hungriger Wolf zum wolkenlosen Himmel hinauf: „O Gott, o Gott, das ist doch zum Knochenkotzen!“

Er stand vor dem Gotteshaus, ein Seil um den Körper gebunden, und dachte qualvoll über etwas nach. Seine Finger glitten langsam über die glatten Windungen des Hanfseils, und er blickte vom Hügel herab in die Ferne, als ob er dort etwas erkennen wollte. Die Worte seines alten Kumpels Pjotr, der ihm die letzten Anweisungen gab, schien er gar nicht wahrzunehmen.

„Befestige es an jedem Dachfirst und eile nicht, Wanscha, nur nicht eilen. Die Bastschuhe kannst wegschmeißen, barfuss geht's besser ... Die Zwiebelturme musst von innen umgehen und zur Turmspitze über jene Leiter, die ich da oben hab liegen lassen. Aber erst mit einer Klammer befestigen, hörst du?“

„Lass das, Petrja, wozu die Belehrungen“, sagte Iwan mit herablassendem Lächeln. „Weiß ich doch selber. Los also... In Gottes Namen!“

„In Gottes Namen!“ echote die bunte Schar der am Hügelfuß herumstehenden Gaffer.

Iwan machte einige Schritte zur Kirche und hielt inne. Als ob er sich plötzlich an etwas erinnert hatte, drehte er sich zu seinen Dorfgenossen um, verbeugte sich, schlug ein Kreuz und sagte:

„Verzeiht mir, Leute, wenn etwas ...“

„Was soll das, Iwan!“ heulte Melanja, die ihren Sohn auf dem Arm hielt, auf. „Was fällt dir ein?“

„Auch du, Melanja, verzeih ... Pass auf die Kinder auf ... mein Frauen...“

Er blickte auf Paraschas Haus hinüber, das abgelegen am Ufer eines murmelnden Flusschens stand, umgeben von üppigem Grün, machte eine jähe Wendung und betrat entschlossen das Gotteshaus.

Als er das heruntergestürzte Kreuz erreichte, schlang er das Seil darum und begann, die Turmspitze zu erklettern. Seine bloßen Füße glitten hin und wieder ab, aber seine muskulösen, starken Arme umfassten flink die in die Dachsparren eingeschlagenen Klammern. Mit unbekümmerter Verwegenheit schwang er sich leicht wie eine Katze

auf einer Leiter bis ans oberste Ende der Turmspitze. Von dort sah er auf die Menschen hinab, die von hier aus wie kleine Käfer aussahen, auf die sich weit ausbreitenden und von Kind auf bekannten, teuren Felder, Wiesen und Wälder, ließ seine Goldlocken vom Frühlingswind umfächeln und von der freundlichen Sonne beleuchten, lachte lustig auf, winkte den kleinen Käfer-Leutchen zu und rief aus voller Kehle: „Hoho-ho-ho!“ Und plötzlich atmete er die kristallreine Luft der Höhe ein und fügte einfach und leicht hinzu: „Wie schon ist’s hier! O Gott, wie schon!“

Danach zog der Meister behutsam das Kreuz hoch, richtete es unter Aufbietung aller Kräfte auf, pflanzte es in die dafür vorgesehene Öffnung, keilte den Unterbau mit Eichenkeilen aus, bespannte alles mit Klammern und befestigte es mit Spänen.

Es war ziemlich viel Zeit verflossen, seitdem Iwan die Turmspitze erklommen hatte. Bei der straffen Arbeit hatte der Zimmermann kaum gemerkt, dass ein leichter warmer Regen seine aus grobem Stoff gewebte Kleidung bis auf die Haut durchnässt hatte. Doch die freundliche Sonne hatte sie wieder getrocknet und neigte sich jetzt zum Untergang, wobei sie allen Dingen ringsum eine purpurrote Tonung verlieh – dem Waldesrand, den Ochsenblasen an den Fenstern der Bauernhütten, dem Wolkenaum am Himmel.

Als Iwan mit der Arbeit fertig war, setzte er sich auf eine Klammer und spürte erst jetzt, wie seine Knie zitterten und die Fußsohlen von dem unbequemen Stehen auf den schmalen Klammern brannten. Nach einer Weile warf er noch einmal einen Blick auf Paraschas Anwesen und begann langsam und vorsichtig herabzusteigen. Die Reihe der Gaffer am Hügel Fuß war bereits lichter geworden, vielleicht weil Fomka, der Hirte, mit der Hetzpeitsche knallend, gerade die Herde zum Dorf trieb oder auch weil für einige nichts mehr Neues, Interessantes zu erwarten war. Nur die Standhaftesten blieben bis zu Ende, und darunter waren auch Pjotr und Melanja.

Als dann Iwan das Hauptdach mit den Zwiebeltürmen erreichte, waren auch die letzten im Begriff auseinander zu gehen.

„Petra!“ rief Iwan zu seinem Kumpel hinunter, „schick doch mal jemand zu Parascha nach Schnaps!“ Iwans Worte schallten durch die Gegend, und Pjotr lachte hell auf:

„Steig schon runter, du schelmischer Glückspilz! Beeil dich!“

„Ich fli-iege!“ rief Iwan und sprang, die Hände wie Flügel ausbreitend, hinunter ...

In der anbrechenden Dämmerung und der lahmen Stille der erstarrten Menge war deutlich das Krachen der zerbrechenden Knochen eines von großer Höhe herabgestürzten menschlichen Körpers zu hören.

Man drehte den verstümmelten Zimmermann behutsam auf den Rücken, und durch seine blutüberströmten Lippen waren wie ein leises Stöhnen die Worte zu hören:

„Wie schon ist’s hier! O Gott, wie schon!“

Der Neue

Er kam in diese Scheune mitten in der Nacht bei größtem Gewitter, als die Wasserfluten in vollen Kübeln vom Himmel stürzten und ihre kalten Spritzer die Insassen des zufälligen Nachasyls, die sich hier unter dem schwachen Schutzdach verkrochen hatten, ausgiebig besprengten. Ab und zu bekamen aber auch die „Glückspilze“, die in dem winzigen und trockenen Schuppen neben der ausgelassenen Ziege kauerten, davon etwas ab.

Der Ankömmling mischte sich in das Gedränge der Obdachlosen, ohne auf ihr unzufriedenes Knurren zu achten, arbeitete er sich immer weiter nach hinten und fand in diesem mit Menschenkörpern vollgepfropften Ziegenverschlag sogar einen freien Winkel.

Er krümmte sich zusammen, legte die Faust unter den Kopf und schlief unter ständigem Grollen des Gewitters und gleichmäßigem Summen seiner Nachbarn friedlich ein.

Aufgeweckt wurde er von einem lauten und aufgeregten Geflüster der Insassen, die besorgt und etwas beängstigt durch die engen Spalten in der Tür hinausschauten. Das Gewitter hatte sich schon längst gelegt. Die frühe Herbstsonne schickte ihre Strahlen in dünnen Bündeln durch die Ritzen des Schuppens, zog sie von einer Wand zur

anderen, spielte mit den in vielen Farben schillernden Staubchen, und der kleine, ländlich gemütliche Hof blitzte vor Sauberkeit, als ob er zweimal täglich gereinigt wurde.

„Gleich kommt se raus un’ dann fängt’s wieder an...“, sagte ein hagerer Mann mit einer Adlernase und einem hervorstehenden Unterkiefer, der unablässig mit Erregung und Bitternis durch den Türspalt schaute:

„E Biest, e richtiges Biest“, meinte verängstigt ein dickes schwangeres Weib, ihr schläfriges Kind in ihrem Rock schaukelnd. „Ich hab vor der mehr Angscht als vorm Deiwel. Paul! Heer mol, Paul! Vleicht find’schte was Anneres?“

„Ja wo denn?“ konterte unzufrieden ihr Mann, für einen kurzen Moment die Augen von der Tür abwendend. „Zehnmal bin ich iberall rumgelaufe, allerweje alles proppevoll! Sei froh, dass mr hier e Unnerkunft gefunne han. Viele stehn immer noch unnerm freie Himmel...“

„Ruhe!“ unterbrach ihn der Nachbar mit der Adlernase. „Do kommt se!“

Die Insassen der kleinen Herberge zuckten zusammen wie Rekruten auf dem Übungsplatz beim Erscheinen eines Feldwebels. In der Luft lag ein aufgeregtes Erwarten und ein böses Vorgefühl.

Die schräg hangende Tür des gegenüberliegenden reinlich geweißelten Hauses knarrte gedehnt, und auf der Schwelle erschien mit einem Eimer in der Hand eine weibliche Gestalt in einer Altweiberkleidung: abgetragene, in unregelmäßigen Streifen verblichene Wattejacke, ein verwaschener schmutziggrauer Rock aus Sackleinen, der ihre abgetragenen Schafstiefel bis zu den Knöcheln bedeckten, ein blass-schwarzes Kopftuch, das wie ein dreieckiges Starhauschen über ihrem länglichen bleichen Gesicht hing.

Die Frau schritt langsam über den Hof zu dem aus Brettern gefertigten Plumpsklosett, dessen Tür ebenfalls kläglich aufknarrte und hinter der überspannter Figur ins Schloss schnappte. Zunächst war das Geräusch der aus dem Eimer herausgegossenen Flüssigkeit zu hören, danach kam ein charakteristische laute Explosion von Auspuffgasen, die sich mit unglaublichem Krachen aus den weiblichen Innereien befreit hatten.

„O Gott, bewahre die arme Sünderin!“ wehklagte die Frau ächzend vor Anstrengung im „heimlichen Gemach“. „Wer zum Teufel hat sie hierher getrieben? Nicht mal ordentlich scheißen kann man!“

Nach einer Weile trat sie aus dem Häuschen, rückte ihren Rock zurecht, der zwischen den Hinterbacken stecken geblieben war, und brummte weiter, mal das Schutzdach, das nach ihrem Erscheinen lichter geworden war, mal den beunruhigend still gewordenen Schuppen feindselig ansiehend.

„Pfui auf die Unmenschen, die verdammten! Die Antichristen! Die Menschenfresser! Der Teufel soll euch holen! Da sind sie nun gekommen, uns alles wegzufressen, Faschisten verfluchte! Verrecken sollt ihr alle!“

„Ja-a, jetzt is’ se net mehr ufzualte“, sagte die Adlernase traurig.

„Ach, Jesus-Marie! Wenn die uns nur net rausschmeißt“, jammerte eine Frau immerfort, „wo solle mr hin mit dem Kind?“

„Sei doch mol still, Christine!“ unterbrach sie ihr Mann, der jung und kräftig, aber etwas schwachherzig aussah. „Die kann’s noch höre...“

Inzwischen polterte die Wirtin im Holzschuppen herum und spuckte wieder Gift und Galle auf die ungeladenen Logiorgäste.

„Wir haben selbst nichts zu fressen, und da kommen auch diese noch... Gott verzeih – eine wahre Plage ist das. Und warum muss ich alles dulden? Ungeheuer, die ihr seid!“ Sie schrie das aus und drohte mit der Faust in Richtung des Schuppens so böse, dass die Insassen von den Türen und Spalten zurückwichen, um wie möglich weniger Aufsehen zu erregen. „Nicht genug, dass ihr meinen Mann umgebracht habt?! Jetzt wollt ihr auch mich noch bedrängen, ihr Mörder, ihr Barbaren, ihr Scheusale, verdammte! Dass euch die Pest hole!“

„Was ist denn los mit dem Weib?“, fragte der Nachtankömmling mit schläfriger Stimme, der bisher zusammengekrümmt an der Wand geschlafen hatte. „He, kann man nicht etwas ruhiger sein. Hier sind doch immerhin Menschen!“

Von allen Seiten wurde gezischt. Und die Frau mit dem Kind hielt die schmale Hand vor den Mund und schaute mal auf den frechen Obdachlosen, mal auf ihren völlig verängstigten Mann.

„Seien Sie doch endlich still!“ zischte böse aus der gegenüberliegenden Ecke ein kränkliches altes Männlein mit einem Kneifer und einem spitzen Bärtchen. „Wegen Ihnen werden wir noch alle rausgeschmissen. Sie hat damit schon gestern gedroht...“

Und das Weib räsonierte draußen voller Wut weiter:

„Dass ihr bis Mittag hier alle verschwindet! Pfui Teufel! Die Kranke soll euch holen!“ Sie spuckte in Richtung des Schuppens gehässig aus: „Verschwindet! Verschwindet!“

Immer weiter auf die Obdachlosen schimpfend und fluchend holte die Wirtin des Bauernhofes aus dem Holzschuppen einige Holzklotze aus gewundener trockener Birke und warf sie auf die Erde. Dann kramte sie hinter der Tür herum und brachte eine schwere, mit leichtem Rost überzogene Axt zum Vorschein. Sie stellte einen Holzklotz auf den Boden und haute mit all ihrer weiblichen Kraft drauflos. Die stumpfe Axt jedoch prallte wie ein Ball von dem federnden Hartholz ab und traf die Frau schmerzhaft ans Knie. Sie heulte vor Schmerz und Wut auf, mit beiden Händen die verletzte Stelle umfassend, und tanzte auf einem Bein, indem sie sich um ihre eigene Achse drehte.

Einige, die sie aus der Scheune beobachteten, kicherten schadenfroh in die Ärmel, und die Frau mit dem Kind flüsterte rachsüchtig:

„Der Herrgott hat sie bestraft... Geschieht ihr ganz recht!“

„Ach Menschen, ihr Menschen!“ sagte der nächtliche Ankömmling tadelnd und schritt zur Tür. „Lasst mich mal durch!“

„Wohin wollen Sie?“ empörten sich die anderen. „Bleiben Sie lieber ruhig! Sie werden uns nur alle zugrunde richten!“

Der Mann grinste verächtlich und stieß die Tür auf.

Als die Frau den Mann gewahr wurde, der völlig unerwartet aus dem Ziegenverschlag wie der Teufel hinter dem Ofen hervortrat, hob sie einen Holzklotz auf und nahm eine bedrohliche Haltung ein:

„Komm mir nicht in die Nähe, ich schlag dir den Schädel ein!“

„Ach, lass doch das!“ sagte der Mann mit absichtlicher Trägheit in der Stimme und kam mit langsamen lässigen Schritten ganz dicht an die Frau heran, indem er ihr unablässig wie einem bissigen Hund, den man zu zähmen gedenkt, direkt in die Augen sah. Und das Weib erstarrte unter seinem schweren, hypnotisierenden, den Willen unterdrückenden Blick. Er nahm ihr den Holzklotz ruhig aus den Händen, stellte ihn auf den Boden, hob die daneben liegende Axt auf, spuckte

sich in die Handflächen und haute mit aller Wucht genau in die Mitte der sich deutlich abzeichnenden Jahresringe. Der Holzklotz ächzte und fiel in zwei Teile auseinander, sein weißes Birkenfleisch mit vielen braunen Masern freigebend. Und so ging's in einem fort weiter. Nach dem ersten Klotz kam der zweite, der dritte, der vierte... Der Mann spaltete das Holz als knackte er Kerne. Und die Frau, die sich ungewollt an seiner meisterhaften Arbeit und an dem lustigen Spiel seiner wogenden Muskeln unter dem Hemd zu ergötzen begann, setzte sich leise auf die Lehmbank vor dem Haus, umfasste auf kindliche Art ihre Knie mit den Armen und legte den Kopf darauf.

Als der Mann nun das von der Frau gebrachte Holz gespalten hatte, richtete er sich auf und fuhr sie mit absichtlicher Strenge in der Stimme an:

„Nun, was sitzt du da rum? Hol noch! Wollen wir bis Mittag damit rumtrödeln?“

Die Frau seufzte auf und trippelte eilig zum Holzschuppen.

Nach einer halben Stunde lag mitten im Hof ein großer Haufen gespaltenen Holzes, und der verschwitzte und erhitzte Mann legte die Axt zur Seite, richtete sich, müde lächelnd und die Hände in die Seiten stemmend, erschöpft auf. Die Frau sah ihn insgeheim mit Bewunderung und Interesse von der Seite an.

„Nun, Feierabend für heute?“ fragte der Mann halbbejahend. „Den Rest für morgen...“

„Feierabend“, sagte die Frau und fügte gutmütig brummend hinzu: „Abgejagt hast du mich, du Teufelskerl! Bin ganz in Schweiß gebadet...“

„Jetzt hätt' ich gern was getrunken...“ Der Mann holte ein Zigarettentui hervor, setzte sich auf den Holzhaufen und steckte sich eine Zigarette an.

Die Frau wendete von ihm langsam, als ob sie es ungern täte, die Augen ab und ging ins Haus. Nach einer kleinen Weile erschien sie wieder und hielt in den Händen einen irdenen Topf mit kalter Milch, die mit einer dicken Schicht von Sahne überzogen war.

Der Mann leerte in einem Zug den Milchtopf, leckte die Sahne von den Lippen ab und schaute in die Augen der Wirtin.

Die Wattejacke, die sie bei der Arbeit gestört hatte, war längst abgestreift worden und lag auf dem Boden. Und diese Fufaika, diese Wat-

tejacke, enthüllte endlich das unter ihr verborgene Geheimnis: die hohe schöne Brust mit den durch die Kattunbluse spitz hervorstechenden Warzen, die fast mädchenhafte Schlankheit, die zum Ver-rückwerden anmutigen Hüften. Und das schmutziggraue Kopftuch, das sich zum Nacken hinuntergeschoben hatte, offenbarte der Welt ein offenes rotwangiges Gesicht einer noch ziemlich jungen, etwa vierzigjährigen Frau mit langen blonden Haaren, die nur hie und da mit leichtem Raureif besprengt waren.

Sie war sichtlich verlegen unter dem durchdringenden Blick des jungen kräftigen Mannes, lachte traurig und sagte gekünstelt grob:

„Na du... hast aber ´ne geschickte Hand... Holz spalten wie Milch ...“
Sie kicherte unnatürlich.

„Ach was!“ Der Mann erhob sich vom Holzhaufen, umarmte sie unerwartet und druckte sie fest an sich, ohne den Milchtopf aus den Händen zu lassen. Seine freie Hand glitt über ihren angespannten Rücken, über ihre rundlichen, aufzuckenden Gesäßbacken hinunter zu den Waden, dann raffte er mit einer kräftigen Bewegung ihr Gesäß in der Hand zusammen, hob sie in die Höhe und presste ihren heißen Schoß fest an sein erregtes Fleisch.

Von der unerwarteten Frechheit des Mannes sprachlos geworden, stöhnte die entrüstete Frau auf, riss ihm den Milchtopf aus der Hand und schlug ihn dem Frechling auf den Kopf. Der Krug zerbrach in kleine Stücke, und die Scherben rieselten zu Boden.

Der Mann löste nur den oberen Teil seins Körpers von der Frau, fing ihre Hand mit dem Rest des Kruges ab, mit der sie gerade zum neuen Schlag ausgeholt hatte, sah ihr zärtlich in die Augen und druckte ihr mit seinem glühenden Mund einen Kuss auf die zarten Lippen.

Von dem langen leidenschaftlichen Kuss irrsinnig geworden, betasteten sie sich gegenseitig von oben bis unten, rieben sich die Brust, schmiegten sich aneinander an, als wollten sie in eins zusammenfließen, ohne etwas zu sehen und zu hören, ohne irgendwelche Scham zu haben vor den Dutzenden Augen, die ihnen, den Atem anhaltend, voll Neugier und Sarkasmus, voll Neid und Hass, voll Achtung und Kriecherei zusahen.

„Wollen wir denn...“, flüsterte der Mann, indem er der Frau Augen, Wangen, Hals und Brust küsste, während sie, ohne sich von ihm zu

lösen, rasend sein Flanellhemd von den Schultern riss. „Doch nicht hier, Mensch! Komm ins Badehaus!“

„Komm!“ willigte sie ein. Die Frau, die vor Sehnsucht nach männlicher Zärtlichkeit verging, zitterte am ganzen Leib und saugte sich wütend – für ihre gesamte Witweneinsamkeit – in seinen süßen Lippen fest. „Wie heißt du eigentlich?“ fragte sie, sich für einen Augenblick von ihm losend.

„Ist doch egal wie ... Johannes ... Einfacher Iwan ...“

„Aha ... Ich heiß Nastja ...“ Und schon wieder hing sie an seinen Lippen. „O Gott, o Gott, wie süß du bist, Wanetschka!“

Und so gingen sie, ohne sich voneinander zu trennen, zu dem kleinen schmucken, wie aus Sedows Gemälde herabgestiegenen Blockhaus, das am Ende des Hofes stand.

Nur einmal sah er sich kurz um und rief:

„He, ihr dort! Tragt das Holz unter den Schuppen!“

Als Antwort erklang die zufriedene und verständnisvolle Stimme des kränklichen alten Mannes:

„Wird gemacht! Keine Sorge, Hausherr!“

Nastja lachte leise und glücklich und lehnte den Kopf an Iwans Brust.

Im Kino

Zum Gedenken an meine Schwester

Wir gehen ins Kino... Übrigens gehen wir sehr selten ins Kino, noch weniger in ein Filmtheater. Und auf einmal beschlossen meine Frau und ich ins Kino zu gehen, und nicht mal in ein ordentliches Filmtheater, sondern in einen alten Dorfklub, wo es auf den Sitzen aus Furnierholz nicht besonders gemütlich war.

Als Kinder waren wir dort oft. Wir fühlten uns besonders gemütlich und ungezwungen. Und auch die Kontrolleurin, die Tante Tanja, nörgelte nicht besonders wegen unseres Alters. Hauptsache wir hatten Eintrittskarten dabei. Wir nahmen in hellen Scharen „unsere“ persönlichen Plätze ein, wo wir heimlich Kerne knacken und manche waghalsige, solche wie Wanjka Banny, sogar in den Ärmel rauchen konnten.

In diesem Klub war ich etwa zehn oder fünfzehn Jahre nicht mehr gewesen. Und plötzlich zog es mich so stark dahin, dass ich meine Frau dazu überredete, die dann den ganzen Weg über mich meckerte: „Wie dir nur solch ein Blödsinn einfallen konnte, sich in die weite Welt hinaus zu schleppen, um sich in einer alten Bruchbude einen blöden Film anzusehen. Aus der Philharmonie hat man uns Einladungen geschickt, dort wird heute Brahms gespielt...

Ich schwieg und raste mit meinem alten abgenutzten „Moskvich“ immer weiter, als ob mich irgendein unbekanntes Wesen dorthin gezogen hatte, und genau dorthin, in den alten Klub meiner Kindheit. Dorthin, wo wir, barfußige und rotznasige Buben, uns durch Zieselmausfang zwei Rubel für eine Eintrittskarte verdienten. Und dann waren wir entzuckt von dem legendären Tschapaj, wir weinten und lachten über den etwas ulkigen Rage Kapoor oder gerieten in Entzucken von den Streichen des Tarzan, dem ein jeder nachahmen wollte. Kurz vor Beginn der Vorführung traten wir in den Zuschauerraum, der an der Hinterwand von Armluchten erhellt war.

Wir wählten einen für uns völlig ungewöhnlichen Platz, in einer engen Dreisesselreihe, ganz dicht an der Leinwand.

Der Raum füllte sich allmählich mit Stimmengewirr, mit Klappen der Sitze und Schlurfen der Füße. Plötzlich sah mich jemand mit angespannter Aufmerksamkeit an. Ich spürte es im Nacken. Der Blick der Frau war so anziehend, dass ich mich unwillkürlich umdrehte. In den mittleren Reihen stand etwas weiter hinter mir am äußersten Sessel im Durchgang eine alte Frau und sah mich durchdringend an.

Die Unglückliche war so alt und abscheulich, dass ich von ihr den Blick nicht abwenden konnte.

Mir kam vor, als ob sie etwas sagte, was keiner im Raum hören konnte. Ihre Lippen verzogen sich leicht, und gaben ihre wachsähnlichen, schönen, wie ein künstliches Gebiss aussehenden Zähne frei. Ich spannte mein Gehör an, um die Rede der Alten verstehen zu können, und plötzlich ertönte wie ein Donnergrollen ihre laute und reine Stimme.

„Wenn du diesen Saal verlässt, wird dir ein altes Frauchen mit einem eisernen Stab anstatt eines Wanderstocks in der Hand entgegenkommen. Sie wird ihn dir einhändigen. Du wirst sie dort in der Allee unter der dritten Birke begraben. Aber du weißt schon, wo...“ Dort

wo der Wind die grünen Zöpfe der schonen Trauerbirken wie Silber schimmern lasst...

Vor meinem inneren Auge sah ich deutlich diese kleine Allee von jungen schlanken Birken mit aufgelosten, bis zu den Knien herabhängenden Girlanden von Haaren, auf denen im leichten Wind Sonnenkringel spielten. Nie habe ich früher diese Allee gesehen, hab sie aber sofort erkannt. Sie wehte mich irgendwie heimatlich und herzlich liebkosend an.

„Wenn du das nicht tust,“ donnerte die Stimme der alten Frau, „so geschieht mit dir...“

Was mit mir geschehen sollte, habe ich nicht herausgehört, denn es fing plötzlich etwas zu rattern an, als ob es zu blitzen und zu donnern begonnen hatte. Vielleicht hatte auch der Film angefangen, und die schneidigen Klänge einer Ouvertüre übertonte die Stimme meiner Bekannten oder kam auch noch etwas anderes hinzu.

„Was?“ fragte ich die Alte und bemuhte mich, das Gepolter zu überschreien, aber ich wurde plötzlich abgelenkt von einer hohen breitschultrigen Figur, die meine Gesprächspartnerin verdeckte. Das dauerte nicht mal eine Sekunde, so kam es mir jedenfalls vor. Aber als die Figur mir wieder die Aussicht freigab, war die Alte schon nicht mehr da. Vergeblich suchte ich sie mit den Augen überall im Saal, sie war für immer verschwunden.

„Was drehst du dich denn hin und her?“ wies mich meine Frau zu recht. „Der Film hat doch schon angefangen...“

Ich weiß nicht, worüber der Film war und wie lange er gedauert hatte. Ich kann mich nur erinnern, wie wir den Raum verließen. Als wir auf dem leichten Anstieg der Dielen zum Ausgang gingen, kam uns unerwartet ein Menschenstrom entgegen, der in den Zuschauerraum floss. Das war doch glatter Unsinn. So was hat es doch nie gegeben! Zwei Menschenströme – einer nach draußen, einer nach innen!

Ich sah mir die Augen aus nach der alten Frau mit dem eisernen Stab und plötzlich sah ich sie! Die kleine, gepflegte Frau mit einem leuchtenden ruhigen und unglaublich schönen Gesicht, das in ein mit Punktmuster versehenes Kattunkopftuch gehüllt war, und mit strahlenden Augen, die vor der Freude des Wiedersehens zu sprühen begannen. Sie stützte sich auf den leicht gerosteten eisernen Stab wie

auf einen Wanderstock und lächelte mich gutmutig wie einen sehr nahen Menschen an.

Und ich erkannte sie! Es war meine Schwester. Freundin und Rivalin meiner Kindheit, meine ständige Helferin und Ratgeberin, die unglückliche, die allzu früh verstorbene, die Martyrerin, meine Schwester Olja!

„Mein Bruderlein“, sagte sie, freundlich lächelnd, denn nur sie allein konnte mich so anlächeln, und gab mir den eisernen Stab. „Nimm ihn, ich soll ihn dir überreichen!“

„Nein!“ schrie ich mit versagender Stimme. „Warum ich? Warum muss ich das tun?“

Von diesem herzerreißenden Schrei erwachte ich. Eine unglaubliche Angst fesselte mir die Seele. Und ich, der weder an Gott noch an Teufel glaubte, kroch aus dem Bett auf den Boden herunter, fiel auf die Knie und betete inbrünstig.

Und ich verstand nun, was mir all diese Zeit gefehlt hatte, was mich geplagt und meine Seele gemartert hatte. Erst jetzt, nach so vielen Jahren nach ihrem Ableben habe ich erst richtig begriffen, wie teuer mir die Schwester war, wie ich sie liebte und welch ein unzahlungs-fähiger Schuldner ich bin, der Lebende, vor ihr sowie vor allen Verstorbenen, die diese Welt verlassen haben, ohne bis zu Ende geliebt, geträumt und gelitten zu haben.

Berlin, den 24.04.02

Bussenok

Als er etwa zwei Werst von der Kreisstadt entfernt war, ließ Bussenok die Pferde im Schritt gehen. Die vormittägliche Märzsonne wärmte ein wenig. Am strahlenden Himmel trillerten unablässig die sorglosen Lerchen, in der Steppe schien es besonders gemütlich und warm zu sein. Das machte ihn schläfrig, und Bussenok fing an zu nicken und ließ die baumelnden Zügel aus den Händen gleiten.

Der von den Hufen der Pferde, die im Takt des Schrittes mit dem Schweif wedelnd dahintrotteten, aufgewirbelte rötliche Staub drang Bussenok in Nase, Mund und Augen. Er erwachte, verzog verärgert

die Nase, spuckte den klebrigen Speichel aus, nieste und schnauzte sich geräuschvoll.

„Der Teufel soll ihn holen, diesen Bürgerkrieg!“ dachte Bussenok. „Kaum ist man ein wenig auf die Beine gekommen, und da haste es schon! Krieg! Jetzt konnte man erst richtig leben! Was denen nur eingefallen ist? Mal kommen die Roten, mal die Weißen, mal noch irgendwelche... Da wollte ich mal auf den Markt nach Gulkewitsch... Kam ich hin... An der Eisenbahnstation, die nicht weit vom Markt lag, stiegen irgendwelche Truppen in alten, völlig ausgebleichten Feldblusen und schmutzigen Wickelgamaschen aus dem Zug, und plötzlich explodierten Geschosse. Irgendwo wieherten wild Pferde, Maschinengewehre knatterten... Wer denkt da schon an Butter oder Sauersahne? Noch gut, dass ich mich rechtzeitig davongemacht hab. Weiß der Kuckuck, was die wollen. Man konnte es noch verstehen, wenn sie sich mit den Deutschen schlagen wurden, aber nein, mit den eigenen, mit den Russen, einer gegen den anderen... Verrückt geworden ist diese Welt ...“

Zu solch einer Schlussfolgerung gelangt, hob Bussenok die herabgeglittenen Zügel auf und zupfte daran.

„Hü! Seid ihr denn eingeschlafen, ihr Spitzbuben!“ schrie er nicht boshaft den Grauschimmel und den Rappen an.

Die Pferde, die sich ein wenig erholt hatten, beschleunigten für eine kleine Weile den Schritt und kehrten dann gleich wieder zu ihren Gedanken zurück.

Das Frühjahr war in diesem Jahr lang und kalt, mit Trockenwind und Bodenfrost. Selten mal gab es solch einen schönen Tag wie heute. Darum ist's ihm auch schade um diesen Tag: nicht auf dem Feld gewesen und auch nichts Besonderes verkauft. Umsonst hat er auf sein Weib gehorcht. Er hatte lieber aufs Feld fahren sollen, solch ein Tag kann ein ganzes Jahr ernähren. So was weiß Bussenok gut. Auf der anderen Seite aber ... hat sein Weib vielleicht doch recht. Butter und Rahm hatten bis zum nächsten Sonntag sauer werden können, so aber hat man dafür immerhin etwas Geld bekommen. In der bescheidenen Wirtschaft der Bussenoks sind diese Kröten ach! wie nötig: ein paar Kühe musste man noch hinzukaufen, und eine Dampfdreschmaschine, man kann sie doch nicht ewig bei den Nachbarn leihen...

Auch Nastja wird schon siebzehn. Die Burschen kreisen um sie rum wie die Bremsen um eine Stute. Kann man auch verstehen. Nastja ist ein hervorragendes Mädel – ganz die Mutter. Wie viele Burschen sind damals der Mutter nachgelaufen, gewonnen hat sie aber Bussenok. Obwohl er gar nicht so schön, sogar pockennarbig und klein von Wuchs ist. Aber sie zog ihn trotzdem allen schonen Männern vor. Offenbar für seine Findigkeit, seinen guten Charakter... Und so lebten sie die ganze Zeit – ein Herz und eine Seele – nicht reich, nur knapp mit den Mitteln auskommend. Sechs Kinder haben sie nun. Allerhand hatte es gegeben. Einmal, es war im Herbst beim Heuschobern im Gutshof von Jakow Michailowitsch Sokolow, da wurde grade Nastja geboren, fiel Bussenok von einem Fahrzeug direkt unter die Hufe der Pferde. Und die waren jung und scheu. Wie die ihn bearbeitet hatten! Er dachte schon, er wird seine Nastja nimmer sehen. Er hatte jedoch überlebt. Nur war er lahm geworden... Und so wurde er auch nicht zu den Soldaten gesteckt, im Krieg gegen Deutschland. Und das war gut so.

„Nastenka!“ Allein beim Gedanken an seine älteste Tochter erfüllte sich sein Herz mit Wärme und Freude. „Hübsch und geschickt, fleißig und fröhlich, eine gute Hilfe in Sachen der Mutter.“

Ach ja, man ist doch gerade erst ein bisschen vorangekommen, ein paar Pferde gekauft ... Nicht die besten natürlich, nicht in besonders gutem Zustand, aber tauglich für die Feldarbeiten und zum Fahren. Eine Kuh hat uns Gott geschenkt, aus einer Färse herangewachsen. Das Haus zurechtgemacht. Die Kinder haben Kleider und Schuhwerk. Jetzt konnte man erst richtig leben.

Aber der Krieg, der verdammt... Neuigkeiten fast jeden Tag. Mal kommen die Roten, mal die Weißen, mal der „Batja Wanja-Kotschubej“, mal die „Marussja“ und der Teufel weiß wer noch. Und jeder ist erpicht darauf, dir das Fell über die Ohren zu ziehen. Freilich ist das Anwesen von Sokolow bisher noch verschont geblieben. Aber wer weiß, was noch kommen kann. Wenn doch mal einer schneller die Oberhand gewinnen würde, die Roten oder die Weißen. Bussenok ist das piepegal, wenn nur wieder Frieden und Ruhe eintreten würden. Aber bis zum Frieden scheint es noch so weit zu sein wie zu Gott. Deswegen sind diese und jene grausam und schlagen sich gegenseitig die Kopfe ein.

Als Bussenok in den doppelten Schutzwaldstreifen einfuhr, der am Rande des Dorfes stand, kamen hinter dem Gestrüpp zwei Reiter hervor in blauen Kosakenbeschmeten, scharlachroten Baschliks und keck auf ein Ohr gesetzten flachen Pelzmutzen.

Der Fuhrmann zog an den Leinen und hielt die Pferde an, die, die Nahe des Hauses fühlend, aus dem Schritt in leichten Trab gefallen waren.

„Hallo, Zottelbart!“ rief einer der Entgegenkommenden. „Woher, wohin?“

„Seid herzlich begrüßt, Kosakenburschen!“ erwiderte dieser mit so viel Munterkeit, die ihm gerade noch für seinen Mut ausreichte.

„Vom Markt komm ich...“ Er hob die Peitsche und wies in Richtung des Dorfes. „Dort steht mein Haus, das dritte von der Nebengasse. Bussenok ist mein Name. Vielleicht schon mal gehört?“

„Hör auf zu plappern, alter Wollkauer!“ knurrte zornig der zweite, mit der Nogaika herumfuchtelnd. „Fahr schneller los, wir werden uns schon selbst zurecht finden.“

Und als Bussenok, mit den Lippen schnalzend, die Pferde in Gang brachte, drehte dieser sich um und ritt neben dem Wagen her.

„Wie ist’s nun, lieber Mann, für immer oder ... wie?“ fragte Bussenok den Kosaken, nur um nicht zu schweigen.

Aber dieser blieb stumm...

„Ich frag nur deswegen ... der Acker dampft ... man musste schon säen ... Aber da sind jeden Tag mal die Roten, mal die Weißen da... Und alle plündern ... Tschuldigung!.. nehmen alles weg. Und Sie ... wie werden Sie ...“

„Halt’s Maul, du Trottel, du elender!“ Der Kosak blitzte ihn mit großen Augen an. „Gleich hau ich dir mit dem Säbel auf die Rübe, dann wirst du dir schnell auf die Zunge beißen.“

Er stieß einen langen unflätigen Fluch aus, wobei er Gott und das Kreuz erwähnte. Und Bussenok verging sofort die Lust auf weitere Gespräche.

Als er zu seinem Haus kam, sah er im Hof einige gesattelte Pferde zwischen Vieh- und Schweinestall hin und her wandern.

Die Haustur stand sperrangelweit auf... Auf der Türschwelle saß ein junger Kosak in einem von Schweiß triefenden Unterhemd und wischte sich das Blut vom Gesicht.

Ohne die Pferde anzuhalten, die es wie gewöhnlich unter den offenen Schuppen zog, sprang Bussenok vom Wagen. Er nahm die Mütze ab und lud seinen Begleiter ins Haus ein.

„Seien Sie willkommen! Brot und Salz! Wie’s uns Gott gegeben hat...“

„Mach, dass du weiterkommst, alter Furzer!“ brummte dieser und stieß ihm mit der Peitsche in den Rücken.

Bussenok zwängte sich im Türrahmen an dem Kosaken mit dem zerkratzten Gesicht vorbei und trat durch den dunklen Flur ins Haus. Im Wohnzimmer saßen am Tisch drei halbentkleidete Kosaken. Auf dem Tisch stand ein Viertel bläulichen Samogons, des selbstgebrannten Schnapses, eine Schussel mit Sauerkraut und Gurken, ein angebrochener Brotrand lag daneben. Das Zimmer war vollgeraucht und stank fürchterlich nach Fusel.

„Schonen guten Tag, liebe Gäste!“ begrüßte Bussenok mit zitternder Stimme die am Tisch sitzenden ungeladenen Gäste.

„Wo ist denn die Hausfrau? Wieso kein warmes Essen auf dem Tisch? Akulina! Hol doch mal schnell Kohlsuppe und Speck mit Zwiebeln!“

„Was ist denn das für eine Erscheinung?“ fragte der oben am Tisch sitzende dicke Kosak mit herabhängendem Schnauzbart.

„Das bin ich ... Der Wirt dieses Hauses... Bussenok mein Name...“

„Welchen Blutes bist du denn, du Arschloch? Ein Kosak?

Warum nicht im Dienst?“

„Wir sind sozusagen ... keine Hiesigen...“ schrumpfte unter dem durchdringenden Blick der Bauer zusammen. „Wir sind Zugereiste ... Aus Woronesch sind wir ...“

„Alles klar ... Elendes Bettelpack!“ brüllte der Gast und fasste sich an der Seite, wo er seinen Revolver hatte. „Ein Spitzel bist du, du rote Drecksau?“

„Vom Markt komm ich doch“ ... stammelte der bis zu Tode verängstigte Bussenok, „...nach Hause. Mir ist’s doch egal, ob Rote, ob Weiße ... Wir sind doch Ackerbauer...“

„Lugst, du Schweinehund!“ rollte der Schlappohrige mit den Augen.

„Ich seh’s dir an den Augen an, dass du ein Spitzel bist!“

„Lass ihn, Semjon“, sagte ein anderer Kosak müde. Und zu Bussenok; „Pack dich!“

„Tschuldigung, Euer Wohlgeboren ... Aber wir sind für immer ...“

„Na! Wird's bald?!“

Bussenok huschte in die andere Stube. Im Halbdunkel stieß er auf etwas Weiches. Er bückte sich, sah hin, und ihm sträubten sich die Haare auf dem Kopf.

Mitten im Zimmer lag in einer Blutlache seine Frau Akulina mit verunstaltetem Gesicht und von einem Säbel zerhackter Brust. Neben ihr lagen in unnatürlichen Posen ihre vier kleinen Tochter. Im ganzen Zimmer flossen dampfende scharlachrote Rinnsale auseinander.

„Kulja!“ röchelte Bussenok. Seine Beine versagten und er ließ sich langsam vor seiner Frau auf die Knie fallen. „Kulja! Meine Kinderchen!“ Die Worte kamen wie ein Stöhnen durch seine Kehle, und seine Hände betasteten aus eigenem Antrieb die noch nicht abgekühlten Leichen der Tochter.

„Wer hat das nur getan, mein Fleisch und Blut?“

Ein gellender Schrei erfüllte das enge Zimmer. Bussenok begann mal seine Frau, mal seine Kinder rasend zu rütteln, sie an seine Brust zu pressen und hin und her zu schaukeln.

Aus seinem Innern kam ein weinerlich kreischendes Wehklagen:

„O Gott, o Gott! Meine Kinderchen! Akulinuschka! Was soll denn das alles! Barmherziger Himmel! Wofür denn das?!“

Bussenoks Gesicht und Brust waren mit Blut besudelt. Der scharfe Geruch brachte ihn um den Verstand.

„Vati, mein lieber!“ kam es plötzlich aus einer dunklen Ecke, wo ihr großes Ehebett stand.

„Wer ist da?“ Der Bauer erstarrte und horte auf zu wehklagen.

„Vati, mein lieber! Bring mich um! Bring mich um, mein lieber! O Herrgott im Himmel!“ Aus der dunklen Ecke streckte seine älteste Tochter ihm ihre gelbblauen Hände entgegen.

„Nastenka, mein Kindchen! O Gott sei Dank! Was ist mit dir?“ Bussenok eilte zu ihr, ohne den Körper einer seiner Tochter aus den Armen zu lassen.

Direkt vor dem Bett hielt er plötzlich an, als wäre er gegen eine Wand gestoßen, nicht mal imstande, einen weiteren Schritt tun.

Auf dem weißen blutbedeckten Kissen war Nastenkas Gesicht mit blutunterlaufenen Flecken und Kratzern zu sehen.

Und auf einmal sah er sie von oben bis unten vor sich liegen: zerrissenes Kleid, das den jungen Leib schamlos entblößte, zerbissener Hals, die Brust voll blauer Flecken und ein blauroter Tupfen zwischen den dünnen weißen Mädchenbeinen.

Bussenok schoss das Blut in den Kopf. Sein Herz füllte sich mit loderndem Feuer, als hatte man ihm ein glühendes Eisen in die Brust geschoben. Urplötzlich gingen ihm die Augen auf, mit einem Schlag hatte er alles kapiert!

Und Nastenka, seine liebe Tochter, flehte ihren Vater völlig verzweifelt mit ausgestreckten Armen an, ohne den Blick von ihm abzuwenden:

„Vati, mein lieber! Bring mich um, bring mich um, Vati! Entehrt haben sie mich! Missbraucht! Wie schrecklich! Bring mich um, Vati! Mami, meine liebe, nimm mich zu dir!“

Bussenoks Brust entrang sich ein tierisches Brüllen. Der Körper der Tochter glitt ihm aus den Händen und er fiel mit hohlem Polterlaut auf den Boden.

„Hü-ü-ü!“ Bussenok stürzte wütend ins Wohnzimmer. Seine Hände ertasteten im Lauf einen schweren Hocker. Der schwächliche Mann holte bis zur Decke aus und haute ihn mit aller Wucht auf den Schädel des dicken Kosaken.

Mit kurzem Stöhnen rutschte dieser langsam unter den Tisch.

Wild brüllend und tollwütig mit den Augen blitzend, holte der Bauer noch einmal aus, doch in diesem Augenblick sprang der zweite Kosak, der unter dem Heiligenbild saß, auf, bückte sich und stieß ihm mit dem Kopf in den Bauch.

Bussenok stöhnte auf und brach zusammen. Ein Tritt ins Gesicht schleuderte ihn zur Seite:

„Ach du Drecksau! Jedritwoju matj!“ schrie der Kosak und trat ihm mit dem Fuß mal in die Leistengegend, mal ins Gesicht.

Auf den Lärm hin stürmte von draußen noch ein Kosak herein. Er zuckte den Säbel, holte aus, aber der nach ihm hereingekommene Unteroffizier, fasste ihn bei der Hand:

„Halt, Wohlgeborn!“ sagte er zu dem Kosaken. „Hinaus mit ihm! In Stücke zerreißen diese Kazapenbrut! Hinaus mit ihm! Alle solln's sehn, wie wir umspringen mit dem roten Lumpenpack, zum Teufel noch mal!“

Bussenok, der mehr tot als lebendig war, wurde von den Kosaken hinausgezerrt, mit Wasser übergossen und durch die Straßen gehetzt. Er tat einige schwankende Schritte und fiel hin, weil er vor sich überhaupt nichts mehr sah.

Etwa ein Dutzend Kosaken schwangen sich auf die Pferde und ritten hinter Bussenok her. Der Vordere zückte den Säbel, stieß ihn Bussenok in den Rücken und grölte: „Laufen sollst du, schneller, matj twoju!“ Und er stieß ihn immer wieder in den Rücken, bis dieser losrannte. Nun kam er zu einer Nebengasse und schwenkte in sie hinein. Und sieh! Hinter einem Zaun hervor sahen ihn voller Entsetzen Kinderaugen an. „Vati!“

Bussenok sah auf und rief, nein er stöhnte eher, kaum imstande, die zerschlagenen Lippen zu öffnen:

„Hau ab, Kleiner! Hau ab!“

Und gleich darauf spürte er einen brennenden Schmerz in der linken Schulter. Der dustere Unteroffizier hatte ihm mit dem Säbel den linken Arm von der Schulter abgetrennt. Wild aufschreiend setzte der Einarmige seinen Lauf fort.

„Vati!“ gellte ihm wieder der Schrei seines Kindes im Ohr.

„Hau ab, Kleiner! Hau ab!“ rief krächzend und Blut spuckend Bussenok.

Ein heißer klebriger Blutstrom floss ihm von der linken Schulter herab und verfärbte seine weiten Pumphosen.

Die angesichts des Blutes wildgewordenen Kosaken sprengten dem Unglücklichen mit rollenden Augen hinterher.

Nun war auch schon die rechte Hand vom Körper getrennt, schon hatte er zwei blutige Striemen auf dem Rücken... schon neigte sich sein angehauener Kopf zur Seite, aber aus der Brust und aus der Kehle kamen krächzende Laute:

„Hau ab, Kleiner! Hau ab!“

Ein halbnackter Kosak mit verzerrtem Gesicht und Glotzaugen ritt an den armlosen Körper heran und haute mit dem Säbel noch einmal darauf.

Der kopflose Körper von Bussenok sackte langsam zusammen. Den in den Graben gerollten blutbespritzten Kopf fing der junge Kosak mit dem zerkratzten Gesicht mit seinem Säbel auf, hob ihn hoch über den Kopf und galoppierte mit lautem Geschrei durch das Dorf.

Bussenoks Augen waren noch offen, sein Mund war im Krampf verzerrt, und daraus drang immer noch seine heisere und gluckernde Stimme:

„Hau ab, Kleiner! Hau ab!“

Sokolowskoje (Russland) - Berlin 1979-1999

Wenja Pastuchow

Wenja Pastuchow brach am Donnerstag gegen Abend zusammen, als Julia, seine liebe Frau, ihren Mann einen Idioten und Stümper nannte, ihre Siebensachen packte, laut die Tür zuknallte und zu ihrer Mutter nach Marzahn abrauschte, und dabei holte sie noch aus dem Kindergarten ihre dreijährige Tochter Saschenka ab.

„Selbst eine dumme Gans!“ rief ihr Wenja nach. „Scher dich doch zum Teufel!“ fugte er noch hinzu und trat verärgert mit dem Fuß mit solcher Wucht gegen die Tür, das er aufheulte.

„Herumtreiberin du! Hau ab! Ich werde dir nicht nachweinen, du Schnepfe!“ Dann sank er aber auf den mit weichem flauschigen Teppich belegten Fußboden und begann zuerst langsam, dann aber immer lauter und verzweifelter zu heulen, wobei er sich wie ein Stehaufmännchen hin und her schaukelte. Kränkung und Zorn wollten ihm schier das Herz abdrücken.

Alles begann wie gewöhnlich am Montag. Der Vater seines Arbeitspartners Dima oder Dieter, wie man ihn hier auf deutsche Art nannte, eines jungen Burschen, der ebenfalls wie Wenja ein Spätaussiedler war, hatte einen Infarkt bekommen, und Dima-Dieter brachte ihn ins Krankenhaus und blieb den ganzen Tag dort an seinem Bett sitzen, bis dieser erst gegen Abend die müden Augen öffnete. Da er es aber niemandem auf der Arbeit gemeldet hatte, musste Wenja an diesem Tag allein alles ausbaden, allein die schweren Linoleumballen auf dem Rücken bis zur fünften Etage hinauftragen und dabei noch Rechtfertigungen für seinen Partner erfinden, die der Arbeitgeber sowieso für wenig stichhaltig hielt. Und am Dienstag fiel der wutschnaubende Chef über den vom Kummer gebrochenen Dieter her, der mit gleichgültiger Miene auf dem Treppengeländer des zu renovierenden Hauses saß und das Gebrüll des Brotgebers ruhig über

sich ergehen ließ. Und dieser beleidigte den Burschen und drohte ihm mit allerlei Geldstrafen, wobei er sich immer wieder mit rotem Kopf und voller Hass über die „faulen russischen Schmarotzer und Gnadenbrotempfänger“ ausließ.

Wenja konnte das nicht mehr aushalten. Er trat für seinen Partner ein und nannte den Chef einen herzlosen Ausbeuter und Blutsauger, der die rechtslosen Menschen bestiehlt und den größten Teil ihres Lohns in die eigene Tasche steckt.

Der Chef knirschte vor Wut mit den Zähnen, verließ das Bauobjekt und erschien erst am Abend wieder.

Und gestern Abend, am Mittwoch, machte der Chef Wenja wie einen rotznasigen Buben herunter und wählte dabei die beleidigendsten und erniedrigendsten Worte. Der Junge war sich der schwerwiegenden Folgen seiner Handlung bewusst und steckte alles ein, ohne aufzumurren. Er hoffte, dass auf diese Weise der Fall günstig erledigt wurde. Nach anderthalb Stunden jedoch erschien die rothaarige aufgedonnerte und hochnasige Sekretärin mit den langen staksigen Beinen und nackten fleischigen Schenkeln und knallte Wenja geringschätzig den Entlassungsschein hin mit dem Hinweis, dass er weder körperlich noch geistig imstande sei, diese ziemlich stümperhafte Arbeit zu verrichten. Ein Wisch also, mit dem ihm das Arbeitsamt keinen Pfennig Arbeitslosengeld zahlen und kein Unternehmer den Diplomingenieur Pastuchow nicht mal zum Straßenkehren einstellen wird.

Der junge Mann kam niedergeschlagen und missmutig nach Hause, er schwieg standhaft trotz Julias Fragerei und Klagen über den Vermieter, diesen Meckerer und Blutsauger, Herrn Carsten Obremba, der wieder mal gedroht hatte, er sei zwar geduldig seinen Schuldnern gegenüber, aber er sei kein Enkel von Rockefeller und müsse selbst jeden Pfennig dreimal umdrehen, ehe er ihn ausbebe. Und wenn die „sehr geehrte Frau Pastuchoff“ die Miete für drei Monate bis Montag nicht zahlt, sei er leider gezwungen, die Polizei zu rufen, um die böswilligen Nichtzahler vor die Tür zu setzen.

Julia weinte, verfluchte ihren hoffnungslos talentlosen Mann und diese verdammte historische Heimat mit den „Haien des Kapitalismus“, verfluchte ihr bitteres Schicksal, das sie mit diesem debilen Menschen, dem Faulenzer und Idioten zusammengeführt hatte. Aber

dann beruhigte sie sich doch und gab sich sogar Wenja temperamentvoll hin, was in letzter Zeit immer seltener vorkam.

Aber heute, nach dem Frühstück, begann alles von Neuem – die unendlichen Vorwürfe und das Gejammer von Julia – und er konnte nicht mehr weiter schweigen und erzählte ihr alles, was mit ihm auf der Arbeit geschehen war, in der Hoffnung, bei ihr Verständnis und Unterstützung zu finden.

Aber Julia hatte ihn nicht verstanden. In ihrem Innern hatte sie Wenja schon lange für einen Pechvogel, Leisetreter und Einfaltspinsel gehalten, der nicht nur nicht imstande war, ihr ein gebührendes Leben zu sichern, sondern auch einfach eine Familie zu unterhalten. In schroffer, beleidigender Form schleuderte sie ihm alles ins Gesicht, schlug die Tür zu und hin zur Mutter, die seit Beginn des gemeinsamen Lebens der Neuvermahlten ihren Schwiegersohn, den sie schon immer für eine glatte Null gehalten hatte, nicht leiden konnte.

Verzweifelt setzte Wenja seine Lieblingsmütze mit dem hohen Stumpfen und den unverständlichen Buchstaben „BBB“ auf, kramte in der Kommode herum und fand seine Ersparnisse – einen Fünzigmarkschein, rot wie das Kopfhaar der Sekretärin, mit dem Bildnis von Beethoven und dem glänzenden Schutzstreifen darauf.

Mit schnellen und bitteren Atemzügen stapfte Wenja in die in der Nachbarschaft liegende Kneipe „Beim wilden Rudi“ an der Ecke der Liebermannstraße und Berliner Allee, wo donnerstags und samstags sein Landsmann, ein ehemaliger Solist aus Ust-Kamenogorsk, Senja Karakosow – jetzt aber nach dem Namen seiner Frau Stefan Hofmann genannt – spielte und sang.

In der Wirtschaft waren nur wenige Gäste da, und Wenja fand eine einsame Ecke, setzte sich an ein gemütliches, von den anderen abgeordnetes Tischchen und bestellte nach russischer Art ein Halbliterglas goldglänzendes „Schultheiß“-Bier mit einer schäumenden Blume darauf und ein Gläschen gekühlten Doppelkorn. Als er beide Gefäße in einem Zuge geleert hatte, bat Wenja dasselbe zu wiederholen, dann wieder und immer wieder, bis der besorgte Kellner sich vorsichtig erkundigte, ob dieser auch genug Geld bei sich habe, und wenn ja, dann ob er nicht zahlen mochte, denn er, der Kellner, dürfe dem geehrten Herrn keine Spirituosen mehr geben, weil der Herr nämlich schon betrunken sei.

„Zum Teufel!“ brüllte der berauschte Wenja auf. „Pedanten, verdammte! Weißt du, wie viel Wenja Pastuchow braucht, um betrunken zu werden? Wenja Pastuchow hat in Russland aus ‚Chruschtschow-Glasern‘ reinen Spiritus getrunken, ohne nachzutrinken und nachzuessen, und ist nie besoffen geworden, und du willst mir hier was vormachen! Da, siehst du!“ Und er drehte eine finstere Feige und hielt sie dem verdutzten Kneipwirt unter die Nase. „Her mit dem Gesöff, du Esel!“ brüllte er und knallte mit der Faust auf die polierte Tischplatte.

Der Kellner verstand aus diesem Redeschwall überhaupt nichts, bekam es aber mit der Angst zu tun von der ausdrucksvollen Geste und dem Scheppern des Geschirrs auf dem Tisch und lief in leichtem Trab in die Kammer hinter dem Tresen, wo es ein Telefon gab. Er hatte bereits die

Nummer der Polizei gewählt, als Stefan Hofmann ihm leicht die Hand auf die Schulter legte.

„Mike, ich bitte dich, tu das nicht! Das ist ein alter Kumpel von mir, ein guter Junge, ich werde alles regeln. Entschuldige bitte, alles wird in Ordnung sein. Darauf kannst du dich verlassen.“

„Da haben Sie aber einen hübschen Kumpel, Herr Hofmann“, brummelte unzufrieden Mike und hängte ungern den Hörer ein. „Ich kann euch, Russen, nicht verstehen, was seid ihr nur für ein Volk ... ungezogen und zügellos. Nein, Sie meine nicht ich, Herr Hofmann. Sie sind ein talentierter, stiller ... und so weiter... Mensch. Aber ... aber die anderen ... Kaum zu fassen! Alles Säufer und Randalierer. Das ist doch abscheulich! Da ist sich ja keiner sicher, was von euch zu erwarten ist. Da muss man ja ständig auf der Hut sein. Was hält nur die Polizei davon! So ´ne Schande! So ´ne Schande!“ nörgelte Mike weiter und verkroch sich, um weitere Unannehmlichkeiten zu vermeiden, hinter dem Tresen.

Senja trat schweigend an den Tisch seines Freundes heran, steckte sich eine Zigarette an, zog genüsslich den duftenden Rauch der „Kora“ ein und fragte dann Wenja:

„Was ist mit dir, Kumpel? Leg los!“

„Was ist da zu erzählen?“ rümpfte Wenja betrunken die Nase.

„Der Chef, das Schwein, hat mich rausgeworfen ... Nach dem Artikel ... Wie heißt das gleich bei denen ... Kurzum, als einen, der mit sei-

ner Arbeit nicht fertig wird... Ach, hol ihn doch der Henker! Ich werde sowieso kein Arbeitslosengeld bekommen, hab ja hier erst angefangen... Also Schluss, Senja, alles im Eimer!“ Und Pastuchow haute wieder mit der Faust auf den Tisch, dass das leere Bierglas in die Höhe sprang.

Der Kellner warf einen nervösen Blick hinter der Theke her.

„Ruhig doch, ruhig!“ beschwichtigte Senja den Kumpel. „Mach keinen Radau, das haben wir nicht nötig. Mike wird die Polizei rufen...“

„Wer?“

„Mike, unser Kellner, das Aas...“

„Der kann mich mal kreuzweise!“ Wenja plusterte sich vor seinem Freund wie ein junger Hahn in einem Hühnerharem auf. „Gibt mir kein Bier mehr, das Arschloch! Ich war betrunken... Ich – und betrunken?! Senja, du kennst mich doch? Sagt doch, du kennst mich? Warum schweigst du?“

„Ja, ja, sei nur ruhig!“

„Na siehste! Und dieses Schwein...“

„Du musst nach Hause gehn, Bruderherz“, unterbrach ihn sein Kumpel. „Julia wartet. Soll ich dich begleiten?“

„Die wartet nicht“, knurrte Wenja mit blinzelnden Augen. „Sie ist... zur Mutter... zusammen mit der Tochter.“

„Wird wohl schon zurück sein ... Ist doch schon Abend ...“

„Nein“, schüttelte Wenja seinen betütelten Kopf. „Für immer, verstehst du? Hat mich einen Idioten und Stümper genannt... und weg war sie ...“

„Wird schon zurückkommen...“ sagte Senja überzeugt. „Meine war auch mal weggelaufen, kam aber doch zurück ... Hat mich ein wenig geärgert, hat sich von einem Hiesigen bumsen lassen ... und kam zurück. Wer braucht die eigentlich noch außer uns? Nur ab und zu mal bumsen, wenn der Hafer sticht - das mochte ein jeder, aber zusammen mit ihnen leben...“ Senja winkte ab und deutete mit dem Kopf auf den Kellner: „Diese da haben eine andere Philosophie – eine ganz sachliche, nicht so wie wir ... Also tobt sie ein wenig rum, dann bangt sie sich nach dir und kommt zurück.“

„Die kommt nicht. Ich kenne sie“, presste Wenja, keinen Widerspruch duldend, aber mit bitterem Ton hervor. Sie ist stolz. Und ich... Ich bin wirklich ein Stümper. Du, zum Beispiel, spielst und singst ...

Komponierst ... Bringst den Menschen Freude... Ein großes Talent kurzum... Hast das Konservatorium hinter dir... Und ich ...“

„Ach lass das! Es lohnt sich nicht, mich zu beneiden“, winkte Senja mit der Hand ab. „Das Konservatorium beendet – na und?.. Nun verdiene ich mir meine Bettelsuppe in Nachtlokalen, spiele allerlei Kitsch. Ekelhaft, aber was tun. Vielleicht hätte man lieber in Russland bleiben sollen ... Einigermaßen ging's dort schon. Aber was soll's jetzt ...“

„In Russland!“ feixte Wenja verächtlich. „Wo ist es jetzt, jenes Russland?! Im Eimer! Auch in Russland sind jetzt lauter Menschenschinder und Diebe ... Jelzins und Burbulis' ... In Russland ... Für dich war's was! In Russland lief dir nicht nur deine Soika, sondern die Weiber aus dem halben Ust-Kamenogorsk nach. Und auch ich hab dich immer wie ein Dussel beneidet. Und dachte: Ach, wenn ich nur einmal so wie Senja hinter der elektrischen Orgel stehen und ... drauflos dreschen konnte... mit Variationen! Und singen ... so, dass das Herz vor Freude zerspringt! Dass das Lied wie ein Bächlein rieselt, wie ein samtweicher Abend, wie der Mond auf den Wellen schwimmt. Und alle Frauen – wie Nachtfalter um ein Licht rum ...“

„Dann versuch's doch mal und sing!“

„Ach wo!“ Wenja wischte sich eine über die Nase gleitende Träne weg. „Ich kann nicht mal auf einem Instrument spielen, geschweige denn singen. Es sei denn im Chor, aber auch da... Überhaupt kein musikalisches Gehör ... Ach was...“ winkte er traurig ab.

„Du solltest es erst mal versuchen, vielleicht klappt's auch.“

„Lass das!“ winkte Wenja skeptisch ab. „So was kommt nur in Märchen vor: Da betritt ein Stummer die Bühne und singt wie eine Nachtigall, so dass ein Blinder sehend wird... Und alle hören zu und vergehen vor Begeisterung... O Gott“ stöhnte er nach einer Weile mit Enttäuschung in der Stimme. „Nur einmal so was erleben! Nur ein einziges Mal! Dann wäre es auch nicht schade um den Tod. Nein, nein, ich bin tatsächlich ein Einfaltspinsel, ein Pechvogel und Stümper! Julia hat recht... Warum bin ich nicht als Kleinkind gestorben?!“ Wenja ließ den schweren Kopf auf seine auf dem Tisch liegenden Arme sinken und schloss die trunkenen Augen.

Karakosow-Hofmann legte seinem Kumpel die Hand auf die Schulter, strich zärtlich darüber und flüsterte fürsorglich:

„Pst! Pst! Bleib ruhig, alles wird gut sein. Alles wird gut ...“

In die Kneipe trat in Begleitung seiner affektierten Sekretärin Wenjas Chef, ein korpulenter, bebrillter Geschäftsmann, einer von den neuen Südtürken, und pflanzte sich in einen Sessel inmitten des engen Raumes. Und schon eilte in leichtem Trab der Kellner Mike mit einem diensteifrigen, servilen Lächeln herbei.

Wenja hob den schweren Kopf, und als er seinen Beleidiger gewahrte, stürzte er auf ihn los.

„Lass mich los, Senja! Ich werde dem Schwein alles sagen! Ich werde es ihm beweisen!“

„Beweis es, Wenja, beweis es...“, sagte dieser, nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu dem in der gegenüberliegenden Ecke stehenden Keyboard. „Los, beweis es!“ ermunterte er ihn. „Los, keine Angst!“

Pastuchow trat mit unsichren Schritten an das lockende Instrument heran. Allmählich jedoch fühlte er sich sicherer und selbstbewusster. Als er dann an der Tastatur stand und den ersten Akkord anschlug, fragte er Senja: „Was soll ich denn spielen?“

„Was du willst“, sagte dieser. „Was dir selbst gefällt, das spiel auch.“

„Aber ich kann doch nicht...“

„Versuch’s mal...“

Wenja legte ängstlich die in Schweiß geratenen Hände auf die Tasten, und seine unbeholfenen Finger begannen plötzlich von selbst rasend über die weiß und schwarz glänzenden Streifen zu gleiten und entlockten dem Instrument zauberhafte Töne einer ungewöhnlichen, herzergreifenden Melodie.

„Sing doch! Sing!“ rief ihm Senja zu.

„Ich kann nicht!“

„Du kannst, sing, Dummkopf!“

Wenja holte tief Luft, als wollte er ins Wasser springen. „Ja, gleich.“ Er leckte sich die vor Aufregung trocken gewordenen Lippen ab und fing an zu singen. Zunächst zaghaft, ganz vorsichtig, als ob er mit dem bloßen Fuß das frische Wasser eines Morgensees prüfen wolle, doch mit jedem neuen Ton wurde die Stimme des Sängers sicherer und deutlicher und der Gesang immer harmonischer und gefühlsvoller. Man hätte glauben können, das Lied flösse von selbst aus seiner Brust und erfülle jeden Winkel und jede Ritze dieser dusteren Knei-

pe. Die verwunderten Gäste wendeten ihm ihre freundlichen Blicke zu; die Gespräche verstummten, alle Augen waren auf den Sänger gerichtet. Im Raum war alles von Wenjas wunderbarem Gesang durchdrungen, löste sich in ihm auf, war von ihm verzaubert.

Und der Chef, der gewohnheitsmäßig die mollige Hand seiner albernen Sekretärin tätschelte, die sich mit dem ganzen Körper dem Sänger zugewandt hatte und ihn mit gierigen, wollüstigen Blicken verschlang, horchte plötzlich auf.

Die Tür der Kneipe flog auf und auf der Schwelle erschien die errötete Julia in weißem Rollkragenpulli mit schwarzem Saum und einem karierten Rock. Auch sie blieb verzaubert im Türgestell stehen und war nicht imstande, einen weiteren Schritt zu tun. Ihre Augen hingen voller Spannung an ihrem hingebungsvoll singenden Mann.

Als der letzte Ton verstummte und sich in der Stille auflöste, brauste ein stürmischer Beifall auf.

Der gerührte Chef putzte seine großen Augengläser, eilte mit schwabbelndem Bauch zu Wenja, ergriff seine Hand und schüttelte sie immer wieder, jedes mal das Gleiche wiederholend:

„Verzeihen Sie mir, Herr Pastuchoff, unser ... Missverständnis! Morgen erwarte ich Sie in meinem Büro, wann es Ihnen gerade passt. Natürlich, nur wenn Sie es für nötig halten, uns einen Besuch abzustatten ...“

Auch der gerührte Kellner bahnte sich mit einem Tablett, auf dem ein riesiges Bierglas mit einer funkelnden Blume thronte, den Weg zur Bühne und verbeugte sich geziert vor dem gefeierten Sieger:

„Sehr verehrter Herr Pastuchoff, ab heute sind Sie unser Ehrengast. Erweisen Sie mir bitte die Ehre und nehmen Sie dieses Bier in Empfang im Namen unseres Hauses und von mir selbst.“

Die aufgetakelte Sekretärin, die ihren schmerbauchigen Chef völlig vergessen hatte, stürzte zu der neugebackenen Berühmtheit und fiel ihr um den Hals, „Wenja, ich bin Ihre auf ewig!“

Hilflos lächelnd, sah der verwunderte Wenja mal auf seine Hände, mal auf die bescheiden im Türrahmen stehende liebe Frau.

„Ich bin nicht schuld daran“, murmelte er, als wolle er sich vor ihr rechtfertigen. „Die haben das selbst... verstehst du?“

Und Julia sah ihren Mann zärtlich und verliebt an und flüsterte ergriffen:

„Ich verstehe, mein Liebster, verstehe ...“

Senja, der bisher immer noch an dem kleinen Tisch saß, trat zum Kumpel heran, klopfte ihm auf die Schulter und sagte:

„Na siehste, es hat geklappt, und du ... Na los, steh auf! Jetzt gehen wir nach Hause...“

Pastuchow löste den Kopf von den gefühllos gewordenen Händen und ließ seinen trüben Blick durch die spärlich beleuchtete Kneipe schweifen. Sie war leer. Der widerliche Kellner wischte mit weißem Handtuch sorgfältig die Tische ab und löschte die nicht mehr nötigen Kerzen. Wenja sah verdutzt den neben ihm sitzenden Kumpel an und konnte nicht begreifen, was los war.

„Wo sind denn alle? Der Chef ... die Julia?“

„Zu Hause, wahrscheinlich“, zuckte Senja mit den Achseln.

„Ja-a?“ Er sah sich noch einmal um. „A-ha-a.“

„Komm, ich begleite dich nach Hause ...“

„Ja, ja.“

Pastuchow erhob sich wankend vom Stuhl und ging, vom Freund unterstützt, mit unsicheren Schritten zum Ausgang.

Dicht vor der Tür blieb er stehen, als ob er sich an etwas erinnert hatte, und stürzte zum Musikinstrument. Wenja riss den Deckel auf und berührte vorsichtig mit den Fingern die Tasten – sie gaben keinen Ton von sich. Er sah verwundert auf seine Hände und schlug herzhafter auf die Klaviatur. Das Instrument schwieg. Er versuchte es noch einmal – das gleiche Ergebnis. Dann griff er mit seinen klobigen, schwieligen Fingern mit unglaublicher Wucht in die zart glänzenden Streifen – und diese schluchzten vor Schmerz auf.

Der unglückselige Musiker hob seine rauen Arbeiterhände mit den gespreizten Fingern vors Gesicht, starrte sie an, sank dann vor dem scheuen Instrument, das sich vor solcher Grobheit geduckt zu haben schien, in die Knie, als wollte er um Verzeihung bitten, und weinte hemmungslos.

In derselben Nacht erhängte sich Wenja Pastuchow an einer Wäscheleine in der Balkontüröffnung seiner schönen Wohnung mit dem Blick auf den Friedhof.

Heviz (Ungarn), den 17.07.01

INHALT

<i>Frieda Bayer</i>	
Der Weg zur Freiheit (Fragmente)	5
<i>Ewald Schulmeister</i>	
Die Familie (Fragment)	15
<i>Elvira Wiegel</i>	
Die Barone von Wiegel	27
<i>Valentina Sommer</i>	
Der lange Weg nach Solothurn-Wittmann und zurück (Fragmente)	65
<i>Gerhard Zielke</i>	
Einige Ereignisse aus dem Leben der Familien Zielke und Zeitler	77
Gedanken und Ansichten	97
<i>Valentina Reimer</i>	
Dem Glück entgegen. Roman (Fragment)	107
<i>Frieda Bayer</i>	
Ein Fall in der Urwaldsiedlung	154
Die Nachbarin	169
Eine Urlaubsfahrt	172
„Das geschah am Abend...“	176
<i>Johann Keib</i>	
Ikarus	187
Der Neue	192
Im Kino	198
Bussenok	201
Wenja Pastuchow	209